IULIA-EMILIA DOROBANŢU / JACOB KLINGNER / LUDGER LIEB (HRSG.)

Zwischen Anthropologie und Philologie

Beiträge zur Zukunft der Minneredenforschung

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

Zwischen Anthropologie und Philologie.
Beiträge zur Zukunft der Minneredenforschung

Zwischen Anthropologie und Philologie

Beiträge zur Zukunft der Minneredenforschung

Herausgegeben von
Iulia-Emilia Dorobanţu, Jacob Klingner und Ludger Lieb

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

Die Herausgeber:

Iulia-Emilia Dorobanţu, M. A., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Ältere deutsche Philologie an der Universität Heidelberg

Dr. Jacob Klingner, verantwortlicher Lektor für das Fachgebiet ‚Mittelalter- und Frühneuzeitstudien' beim Verlag Walter de Gruyter (Berlin/Boston)

Prof. Dr. Ludger Lieb, Professor für Ältere deutsche Philologie an der Universität Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie, detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Dieses Werk ist unter der Creative Commons-Lizenz 4.0 (CC BY-SA 4.0) veröffentlicht.

© 2016. Das Copyright der Texte liegt beim jeweiligen Verfasser.

Die Online-Version dieser Publikation ist auf heiBOOKS, der E-Book-Plattform der Universitätsbibliothek Heidelberg, dauerhaft frei verfügbar (Open Access).
doi: 10.11588/heibooks.11.4

Gestaltung und Satz: Cosima Stawenow
Umschlagillustration: Der elende Knabe. Universität Heidelberg, Cod. Pal. germ. 344, mittlerer Neckarraum (?), 1459. http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/cpg344/0116

ISBN 978-3-946531-00-5 (Softcover)
ISBN 978-3-946531-01-2 (PDF)

Inhalt

Iulia-Emilia Dorobanţu, Jacob Klingner und Ludger Lieb
Einleitung 9

Peter Irion und Christina Ostermann
Zusammenfassung 21

Wolfgang Achnitz
Was ist keine Minnerede?
Versuch einer Gattungsdefinition durch Exklusion 31

Sonja Glauch
Zu Ort und Funktion des Narrativen in den Minnereden.
Eine Skizze 53

Katharina Philipowski
Die Zeit der ersten Person.
Warum Ich-Erzählungen keine Wiedergebrauchsrede sind und wozu man sie deshalb gebrauchen kann – am Beispiel von ‚Des Spiegels Abenteuer' Hermanns von Sachsenheim 71

Johan Oosterman
‚Der Minne Leben'.
Überlieferung und Umfeld 111

Colin Schatzmann
So wil ich durch der synnen durff | Hie werfen einen wurf.
Zur Verschränkung von Intertextualität und Poetologie in der ‚Minneburg' 129

Jan Mohr
Minnegerichte.
Diskurszusammenhänge zwischen Minnesang und Minnerede 151

Jan Sebastian Glück
Spazieren gehen bei schlechtem Wetter.
Das ‚Gewitter in den Bergen' als Fragment einer Sprache der Minne 181

Christine Stridde
„Skandal. Liebesbriefe waren gefälscht."
Zur Logik des Briefeschreibens in den Minnereden 213

Rebekka Rehbach
Unschärfe als Leistung.
Ambiguitäten, Widersprüche und Brüche in der ‚Minneburg' (B485) 253

Christoph Fasbender
„Als Minnerede in Prosa ein Unicum".
Augustins von Hammerstetten ‚Der Hirsch mit dem goldenen
Geweih' (1496) 289

Tobias Bulang
Minnereden im Roman.
Text-Kontext-Spannungen im ‚Frauendienst' Ulrichs von Liechtenstein 311

Michael R. Ott und Flavia Pantanella
Geschriebenes erzählen.
Erzählte Inschriften in Minnereden aus narrativer, poetologischer und
materialer Perspektive 327

Die Autoren 361

Iulia-Emilia Dorobanţu, Jacob Klingner und Ludger Lieb

Einleitung

Gute literaturwissenschaftliche Forschung lebt vom Gespräch, von der lebendigen Auseinandersetzung mit den Gegenständen und den an ihnen entwickelten Positionen. Sowohl die Aufbereitung von Grundlagen (in Form von Editionen, Übersetzungen, Überlieferungsverzeichnissen von Texten und Gattungen) als auch die literaturwissenschaftliche Interpretation müssen so immer wieder zur Diskussion gestellt und immer neu an aktuelle Erkenntnisinteressen angepasst werden.

In diesem Sinne als Werkzeug und Gesprächsgenerator versteht sich das ‚Handbuch Minnereden', das im November 2012 publiziert wurde.[1] In ihm wird das vor allem durch die verzeichnenden und systematisierenden Arbeiten von Tilo Brandis[2] und Ingeborg Glier[3] in der Forschung verankerte Korpus der Minnereden neu präsentiert. Die germanistische Mediävistik, die sich oft schwer tat, mit diesen Texten überhaupt etwas anzufangen, hat nun ein Orientierungsinstrument, das einen Überblick über die Potenziale dieser ‚Gattung' ermöglicht. Mit den umfangreichen Angaben zur Überlieferung, den detaillierten Inhaltsregesten sowie den mehrfachen Registern des Anhangs soll weniger eine feststehende ‚Summe' dessen gezogen werden, was es zu den Texten zu sagen gäbe, sondern vielmehr eine Basis geschaffen werden für die weitere Arbeit an den Texten sowie an den literaturwissenschaftlichen Kategorien, unter denen sie betrachtet und mit weiteren Texten innerhalb und außerhalb des Korpus verglichen wurden und werden.

1 Einführende Bemerkungen zu den Minnereden als Gattung und zur Geschichte der Minneredenforschung finden sich in der Einleitung zu Klingner/Lieb 2013. Vgl. ferner Achnitz 2003 und Lieb 2000.

2 Vgl. Brandis 1968.

3 Vgl. Glier 1971.

Um das Gespräch zu stimulieren, war für den November 2013 zunächst ein kleineres Arbeitstreffen geplant, auf dem über die Stellung von Minnereden innerhalb der weltlichen Dichtung des deutschen Spätmittelalters sowie über die neuesten Tendenzen und Desiderate der Minneredenforschung nachgedacht und diskutiert werden sollte.[4] Die große Resonanz, die erste Anfragen hatten, bestärkte uns, den Rahmen zu vergrößern. So fand am 8. und 9. November 2013 im Internationalen Wissenschaftsforum Heidelberg (IWH) das Symposium „Anthropologie und Philologie. Die Zukunft der Minneredenforschung. Diskussionen auf der Grundlage des ‚Handbuchs Minnereden'" statt. Insgesamt 21 Fachkolleginnen und kollegen aus dem In- und Ausland – erfahrene Minneredenforscher ebenso wie Nachwuchswissenschaftler – folgten unserer Einladung und bereicherten die Veranstaltung durch ihre Vorträge, Moderationen und engagierten Diskussionsbeiträge.

Der vorliegende Sammelband dokumentiert elf der insgesamt vierzehn Vorträge in der Reihenfolge des Tagungsprogramms.[5] Ergänzend hinzu kommt der Aufsatz von Michael Ott und Flavia Pantanella hinzu, der im Kontext des Teilprojekts C05 „Inschriftlichkeit. Reflexionen materialer Textkultur in der Literatur des 12. bis 17. Jahrhunderts" des Sonderforschungsbereichs 933 „Materiale Textkulturen. Materialität und Präsenz

4 Dass die Minnereden im Verlauf des Jahres 2013 auch in anderen Kontexten diskutiert wurden, zeigen einzelne Tagungsbeiträge, z. B.: Michael Waltenberger: ‚*Der groß anhaber*, oder: Minnerede als Abbruchkommunikation' und Ludger Lieb: ‚*huote* und *klaffer*: eine Geschichte der Minne im Horizont ihrer Feinde. Überlegungen zu den Minnereden des 14. und 15. Jahrhunderts' (Tagung ‚Diskursregel Minne – Sprachspiel und Orientierungsangebot', veranstaltet von Jan Mohr am Centre for Advanced Studies der LMU München am 7. Juni 2013); Michael Waltenberger: ‚Überschreitung und Abbruch. Zur Steigerung von Erfahrungshaftigkeit in Minnesang und Minnerede' (Tagung ‚Von sich selbst erzählen: Historische Dimensionen des Ich-Erzählens', veranstaltet von Sonja Glauch und Katharina Philipowski im Kloster Irsee, 30. September bis 2. Oktober 2013); Sandra Linden: ‚Zauber der Minne. Magie und Alchimie in spätmittelalterlichen Minnereden' (Tagung ‚*Magia daemoniaca*, *magia naturalis*, *zouber*. Schreibweisen von Magie und Alchemie in Mittelalter und Früher Neuzeit', veranstaltet von Peter-André Alt und Jutta Eming im Rahmen des SFB 980 ‚Episteme in Bewegung' in Berlin, 15. bis 17. November 2013).

5 Die Beiträge von Anna-Kathrin Bleuler (Salzburg), Iulia-Emilia Dorobanţu (Heidelberg) und Andreas Krass (Berlin) werden an anderer Stelle erscheinen.

des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften" entstand.[6] Eine einleitende Zusammenfassung (von Peter Irion und Christina Ostermann) gibt einen Überblick über Thematik sowie Argumentation der einzelnen Beiträge.

*

Das Thema des Minnereden-Symposiums, aus dem sich der Titel dieses Bandes ableitet, mag in seiner Allgemeinheit zunächst verwundern. Es unterscheidet sich von dem Thema der Minneredentagung „Triviale Minne? Konventionalität und Trivialisierung in spätmittelalterlichen Minnereden" (Dresden, 3.–6. Juni 2004), die – von der zahlreichen Minnereden eigenen Konventionalität ausgehend – über den Begriff des ‚Trivialen' in seinen verschiedenen Aspekten *einen* (durch das Exposé zur Tagung gesteuerten) Zugang zu „Poetik und Kultur der Minnereden" anstrebte.[7] Dagegen erlauben die zwei Begriffe ‚Anthropologie' und ‚Philologie' eine ganze Bandbreite an mediävistischen Zugängen, die sich im Hinblick auf das Korpus der Minnereden anbieten. Zum einen ging es darum, aktuell relevante ‚traditionsreiche' sowie neu hinzukommende Fragestellungen an den Minnereden zu identifizieren, die sich ohne einen vorgegebenen thematischen Rahmen herauskristallisieren. Zum anderen war beabsichtigt, die durch das ‚Handbuch Minnereden' nun für die Forschung disponiblere Textmasse für das ganze Spektrum anthropologischer und philologischer Fragestellungen vorzuschlagen. Den Teilnehmern des Symposiums war damit eine große Freiheit in der Gestaltung ihrer Beiträge eingeräumt, die sich im Rahmen des vorliegenden Bandes in eine (ebenso wie die Vielfalt der Vorträge programmatische) Heterogenität übersetzt.

Dennoch werden mit den in diesem Sammelband vereinten Aufsätzen die Umrisse der aktuell wichtigen Themenfelder, Aufgaben und Ziele der Minneredenforschung sichtbar. Sie lassen sich unter fünf Überschriften fassen:[8]

6 In diesem SFB-Teilprojekt wurden sämtliche Inschriften aus Minnereden katalogisiert und beschrieben.

7 Lieb/Neudeck 2006, S. 259–262.

8 In den Anmerkungen werden im Folgenden die neuesten Beiträge zu den Minnereden erwähnt, die nach Erscheinen des ‚Handbuchs Minnereden' veröffentlicht wurden. Für die Minneredenforschung bis einschließlich 2012 sei hier grundsätzlich auf das ‚Handbuch Minnereden' verwiesen. Für Inhaltsangaben sämtlicher Beiträge dieses Bandes vgl. die Zusammenfassung von Irion/Ostermann.

1 Begriff ‚Minnerede'/Gattungsdefinition

Die Frage, was als ‚Minnerede' zu bezeichnen sei bzw. wie die gattungskonstitutiven Merkmale zu bestimmen wären, war und bleibt nach wie vor prominent – und umstritten. Ob man bei den Minnereden trotz Facettenreichtum und konsequentem ‚Usurpierens' anderer Textsorten und -gruppen von *einer* ‚Gattung' sprechen kann, oder ob die heterogene Textmasse besser als (in Überlieferungssynthesen eher zufällige?) ‚Sammlung' ganz verschiedener Phänomene zu verstehen wäre, ist weiterhin offen. Damit hängt zwangsläufig die Frage zusammen, ob ein Text nach objektiven Kriterien als ‚Minnerede' bestimmt werden kann, also auch das Problem der Abgrenzung der Minnereden von anderen Gattungen weltlicher, in Ausnahmefällen aber auch geistlicher Dichtung.[9]

Im Fokus des Minnereden-Symposiums, wie in der neueren Minneredenforschung generell, stand der Versuch einer Ausdifferenzierung von Kriterien, die es erlauben, die Masse der Minnereden als ‚Gattung' aufzufassen. Es lassen sich diesbezüglich drei Tendenzen erkennen:

— Zum einen wird in der Nachfolge der schon genannten Pioniere der modernen Minneredenforschung, Tilo Brandis und Ingeborg Glier, das Modell einer ‚heterogenen Gattung' propagiert (wobei ‚Gattung' nicht im traditionellen Sinne, sondern eher als Sammelbegriff verstanden wird), die sich zwar nicht definieren, aber durch einen Katalog von Charakteristika erfassen und von anderen Textgruppen abgrenzen lässt. Dieses Modell, dem auch das ‚Handbuch Minnereden' verpflichtet ist, liegt der Mehrzahl neuester Forschungsbeiträge zu den Minnereden zumindest implizit zugrunde. In diesem Sinne argumentiert Christoph Fasbender in seiner Fallstudie zu Augustins von Hammerstetten ‚Der Hirsch mit dem goldenen Geweih' für die Erweiterung des Korpus um Grenzfälle wie Prosatexte mit Er-Erzähler, wenn diese durch Minnethematik, Darstellungsform, Struktur und Topik, Ort der Handlung sowie Selbstständigkeit der Überlieferung den Minnereden nahe stehen.

9 Mit den Minnereden als Begegnungsraum für geistliche und weltliche Kulturkreise beschäftigt sich Johan Oosterman in seinem Beitrag.

— Zum anderen werden – vor allem von Wolfgang Achnitz[10] – Versuche der bereinigenden und präzisierenden Neudefinition unternommen: Einzelne typologischen Gruppen werden isoliert und gegebenenfalls ausgesondert, um ein überschaubares und vor allem terminologisch besser handhabbares Korpus für die zukünftige Forschung zu schaffen.

— Als dritte Reaktion lässt sich eine dezidierte Distanzierung von der Gattungsfrage und eine Verlagerung des Interessenschwerpunkts auf gattungsübergreifende Diskurse, an denen die Minnereden teilhaben, feststellen. Hierbei wird jedoch zumeist die generische Terminologie beibehalten, etwa in der Beschreibung diskursiver Wechselspiele zwischen Minnesang und Minnerede oder Minnerede und Roman.[11] So erarbeitet Tobias Bulang am Beispiel des ‚Zweiten Büchleins' aus Ulrichs von Liechtenstein ‚Frauendienst' die Text-Kontext-Konsequenzen, die sich bei der Episierung von Minnereden durch ihre Inserierung in einen Romankontext ergeben. Jan Mohr setzt den Typus der Minnegerichtsdichtung mit dem Minnesang, besonders dem Typus der klassischen Minnekanzone, in Verbindung und diagnostiziert (unter Ausklammerung generischer Aspekte) in den Minnereden das Potenzial einer Diskurserweiterung, die aus der Einführung von solchen Personenkonstellationen und sozialen Modellen resultiert, die gegenüber dem Hohen Sang neu sind.[12]

2 ‚Binnendifferenzierung' des Korpus

Eine Binnendifferenzierung des Korpus setzt zunächst bei der Frage nach dem Status des Narrativen in den Texten an. Die grundsätzliche Unterscheidung zwischen Texten, die mit, und solchen, die ohne narrative

10 Vgl. Achnitz 2000a sowie den Beitrag im vorliegenden Band.

11 Die Bedeutung der Überlieferungsgemeinschaft von Minnesang und Minnerede und ihre Konsequenzen für die verschiedenen Spielarten des Sprechens über die Minne untersucht Klingner 2013b am Beispiel der ‚Weingartner Liederhandschrift'.

12 Zu sozialen Modellen allegorischer Minnereden, besonders zur erzählten (instabilen) Architektur der Minne-Herrschaft und -Didaxe, vgl. Klingner 2013a.

Rahmung auskommen,[13] wird in verschiedener terminologischer Ausprägung prominent: Während Wolfgang Achnitz nur die rein erörternden Texte zu den „Minnereden im eigentlichen Sinn" (im Gegensatz zu den „Minneerzählungen") zählen will, könnte man (einem in die Diskussion eingebrachten Vorschlag Katharina Philipowskis folgend) das Korpus entlang dem Kriterium ‚diskursiv' bzw. ‚narrativ' gliedern. Möglich ist aber auch eine präzisere Klassifizierung nach narrativen Elementen und Erzählhaltung, wie sie Sonja Glauch in ihrem Beitrag unternimmt: Sie beschreibt sechs verschiedene Typen, welche jedoch zahlreiche Interferenzbereiche aufweisen. Mit Glauch wäre auch besonders auf die textinternen Übergänge zwischen Erörterung und Erzählung hinzuweisen, die es jenseits der Diskussion zum narrativen Rahmen bei der Binnendifferenzierung des Korpus zu berücksichtigen gilt.

3 Narratives Potenzial der Minnereden

Als Desiderat benannt wurde eine klarere Beschreibung und Bestimmung des Ineinandergreifens von Diskursivität und Narration in den Minnereden, mithin von deren narrativem Potenzial. Die Diskussion über Minnereden als Ich-Erzählungen mit den damit verbundenen Besonderheiten und Funktionen sowie die Stellung der Minnereden innerhalb der verschiedenen Formen mittelalterlicher Ich-Erzählung hat sich in den vergangenen Jahren zwar weitgehend von der Gattungsfrage emanzipiert. Über narratologische Interessenschwerpunkte hinaus verspricht jedoch die angemessene, differenzierte Erarbeitung dieser Frage eine genauere Einordnung des Minneredenkorpus in die literarische Landschaft des deutschen Spätmittelalters. So untersucht Katharina Philipowski die Ich-Narration der Minnerede als Erzählen über Verfehlungen und Läuterungsprozesse, was sie am Beispiel von Hermanns von Sachsenheim ‚Des

13 Vgl. „Versuch einer neuen typologischen Ordnung" bei Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 18–21.

Spiegels Abenteuer‘ konkretisiert.[14] Die Verschachtelung von diskursiven und narrativen Elementen in hochkomplexen Allegorien beschreibt Rebekka Rehbach in ihrer Untersuchung zur ‚Minneburg‘ (B485) als poetologisches Programm der ‚Unschärfe‘. Durch dieses Prinzip sei die notwendige Voraussetzung für Strukturen der Wiederholung geschaffen.

4 Textualität von Minnereden

Bereits schon länger im Fokus der Minneredenforschung stehen die Umstände der Textproduktion und die Möglichkeiten der Textrezeption.[15] So lassen sich unter Berücksichtigung von Varianz und Überlieferungskontext die Wandelbarkeit und Anpassungsfähigkeit eines und desselben Textes an die Bedürfnisse verschiedener Rezipientenkreise zeigen und zugleich Indizien zu Vortragssituationen und Performanz gewinnen (vgl. den Beitrag von Johan Oosterman). Die für die altgermanistische Forschung zentrale Frage nach dem Verhältnis zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit erhält mit dem Blick auf Textgruppen, die sich teilweise von Konventionen sowie Konventionserwartungen, Formelhaftigkeit und Topik nähren, zusätzliche Dimensionen (vgl. den Beitrag von Christine Stridde). Dass nicht zuletzt in den Texten selbst bereits Reflexionen auf das ‚Minne-Schreiben‘ enthalten sind, aus denen sich narrative Potenziale ergeben, zeigt der Beitrag von Michael Ott und Flavia Pantanella.

Das dynamische Spannungsfeld zwischen Konvention und Experiment, welches eine literaturhistorische Auswertung der Minnereden von

14 Der Aufsatz stellt eine Fortsetzung einer längeren Beschäftigung von Philipowski mit den Minnereden aus narratologischer Perspektive dar, vgl. dazu die Einzelstudien zur ‚Klage‘ Hartmanns von Aue (B48) ‚Herz und Leib‘ (B425) sowie zu Hadamars von Laber ‚Jagd‘ (B513) in Philipowski 2013a. Philipowski 2013b untersucht die ‚Frauenehre‘ des Strickers (B263), das ‚Frauenbuch‘ Ulrichs von Liechtenstein und die ‚Minnelehre‘ Johanns von Konstanz (B232) im Hinblick auf die Anfänge weltlicher mittelhochdeutscher Ich-Erzählung. – Die Nummerierung der Minnereden folgt dem ‚Handbuch Minnereden‘: Klingner/Lieb 2013. Nummern, die mit B beginnen, sind identisch mit den von Tilo Brandis vergebenen Nummern; Nummern, die mit Z beginnen, sind Zusatznummern für Minnereden, die im ‚Handbuch Minnereden‘ erstmals verzeichnet wurden.

15 Mehrere Einzeluntersuchungen zu Textproduktionsverfahren von Minnereden mit Blick auf besondere Überlieferungsgemeinschaften bietet Matter 2013.

dem Imperativ subtiler Ausdifferenzierung abhängig macht, diskutiert Jan-Sebastian Glück. Indem er vorschlägt, das Fragment ‚Gewitter in den Bergen' (Z58) als vollständige Minnerede und zugleich als ‚Fragment einer Sprache der Minne' zu lesen, verschiebt er den Akzent der Betrachtung vom Allgemeinen der Minnereden-Tradition auf das Singuläre der Umsetzung im einzelnen Text, die auf einem „erzählerischen Experimentierfeld" stattfindet.

Auf diesem ‚Experimentierfeld' kommen verschiedene Modi der Intertextualität zum Einsatz, was wiederum, wie Colin Schatzmann anhand der ‚Minneburg' (B485), Egens von Bamberg ‚Klage der Minne' (B28) und Hadamars ‚Jagd' (B513) zeigt, poetologische Implikationen hat.

5 Überlieferungsgeschichte und Gattungsgeschichte

Eine Überlieferungsgeschichte der Minnereden als Vorstufe einer Gattungsgeschichte bleibt weiterhin ein Forschungsdesiderat, wie während der Minnereden-Tagung in erster Linie Melitta Rheinheimer und Wolfgang Achnitz betonten. Sie kann nur unter Berücksichtigung sprachhistorischer und besonders sprachgeographischer Merkmale der über 140 Überlieferungsträger geleistet werden. Somit ist einerseits die Genese der ‚Gattung' zu klären und mit bestimmten Orten oder Höfen in Verbindung zu bringen, um dann nach einer ‚Entwicklung' in einzelne, nach den verschiedenen Kulturräumen kontextualisierbare Typen zu fragen. Besondere Aufmerksamkeit verlangen dabei Räume der interkulturellen Begegnung bzw. des Kulturtransfers, in erster Linie das Übergangsgebiet zum niederländischen Sprach- und Kulturraum. Außerdem ist die Erforschung wechselseitiger Einflüsse zwischen Minnereden und lateinischer, romanischer sowie niederländischer Traditionen allegorischer und lehrhafter Dichtung noch zu leisten.

*

Dem Internationalen Wissenschaftsforum der Universität Heidelberg (IWH) danken wir für die Überlassung seiner Räume, die Aufnahme in das Veranstaltungsprogramm und für die Unterstützung bei der Organisation und Durchführung des Minnereden-Symposiums – besonders Frau Dr. Ellen Peerenboom und Frau Gudrun Strehlow sowie dem Direktor des IWH, Herrn Prof. Dr. Peter Comba, der unsere Tagung eröffnete.

Zu herzlichem Dank sind wir allen Vortragenden, Diskussionsleitenden (Sandra Linden, Stefan Matter, Michael Ott, Melitta Rheinheimer, Christian Schneider und Clara Strijbosch) und zahlreichen Diskussionsteilnehmerinnen und Diskussionsteilnehmern am Symposium verpflichtet. Für die engagierte organisatorische Mitarbeit bedanken wir uns besonders bei Raffaela Kessel, Peter Irion und Christina Ostermann.

Unser Dank gilt den Verfasserinnen und Verfassern der Beiträge, die durch die zügige Ausarbeitung ihrer Texte und die immer schnellen, freundlichen Rückmeldungen das fristgerechte Erscheinen dieses Bandes ermöglichten, sowie Christina Ostermann und Peter Irion, den Autoren der Zusammenfassung, die zudem an der Einrichtung des Bandes mitwirkten. Die Entstehung des Bandes wurde außerdem dankenswerterweise von Katharina Böhm, Luisa Christmann und Felix Stang begleitet.

Schließlich danken wir der Universitätsbibliothek Heidelberg – stellvertretend für das ganze Team seien Dr. Veit Probst und Dr. Martin Nissen genannt – für Layout und Satz sowie für die Aufnahme unseres Bandes als Open Access-Publikation auf ihrer Online-Plattform.

Heidelberg/Berlin, April 2014

6 Literaturverzeichnis

Achnitz 2000: Wolfgang Achnitz, *Kurz rede von guoten minnen | diu guotet guoten sinnen.* Zur Binnendifferenzierung der sogenannten ‚Minnereden'. In: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 12 (2000), S. 137–149.

Achnitz 2003: Wolfgang Achnitz, Minnereden. In: Forschungsberichte zur Internationalen Germanistik. Germanistische Mediävistik. Hg. von Hans-Jochen Schiewer unter Mitarbeit von Jochen Conzelmann. (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe C,6) Bern 2003, S. 197–255.

Brandis 1968: Tilo Brandis, Mittelhochdeutsche, mittelniederdeutsche und mittelniederländische Minnereden. Verzeichnis der Handschriften

und Drucke. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 25) München 1968.

Glier 1971: Ingeborg Glier, Artes amandi. Untersuchung zu Geschichte, Überlieferung und Typologie der deutschen Minnereden. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 34) München 1971.

Klingner 2013a: Jacob Klingner, Zelte der Minne. Beobachtungen zu einem Handlungsort der mittelhochdeutschen Minnereden. In: Wissenspaläste. Räume des Wissens in der Vormoderne. Hg. von Gesine Mierke und Christoph Fasbender. (Euros. Chemnitzer Arbeiten zur Literaturwissenschaft 2), Würzburg 2013, S. 223–237.

Klingner 2013b: Jacob Klingner, Gegenspiele. Zur Überlieferung von Minnesang und Minnerede in der Weingartner Liederhandschrift. In: Transformationen der Lyrik im 13. Jahrhundert. Wildbader Kolloquium 2008. Hg. von Susanne Köbele in Verbindung mit Eckart Conrad Lutz und Klaus Ridder. (Wolfram-Studien 21) Berlin 2013, S. 267–286.

Klingner/Lieb 2013: Jacob Klingner/Ludger Lieb, Handbuch Minnereden. Mit Beiträgen von Iulia-Emilia Dorobanţu, Stefan Matter, Martin Muschick, Melitta Rheinheimer und Clara Strijbosch. 2 Bde. Berlin – Boston 2013.

Lieb 2000: Ludger Lieb, Minnerede [Art.]. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. von Georg Braungart, Harald Fricke, Klaus Grubmüller, Jan-Dirk Müller, Friedrich Vollhardt und Klaus Weimar. Bd. 2. Berlin – New York 2000, S. 601–604.

Lieb/Neudeck 2006: Triviale Minne? Konventionalität und Trivialisierung in spätmittelalterlichen Minnereden. Hg. von Ludger Lieb und Otto Neudeck. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 40) Berlin – New York 2006.

Matter 2013: Stefan Matter, Reden von der Minne. Untersuchungen zu Spielformen literarischer Bildung zwischen verbaler und visueller Vergegenwärtigung anhand von Minnereden und Minnebildern des deutschsprachigen Spätmittelalters. (Bibliotheca Germanica) Tübingen – Basel 2013.

Philipowski 2013a: Katharina Philipowski, Die Gestalt des Unsichtbaren. Narrative Konzeptionen des Inneren in der höfischen Literatur. (Hermaea 131) Berlin – Boston 2013.

Philipowski 2013b: Katharina Philipowski, Autodiegetisches Erzählen in der mittelhochdeutschen Literatur oder: Warum mittelalterliche Erzähler singen müssen, um von sich erzählen zu können. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 132 (2013), S. 321–351.

Peter Irion und Christina Ostermann (Heidelberg)

Zusammenfassung

Anfang 2013 erschien mit dem ‚Handbuch Minnereden' ein Grundlagenwerk, welches das Textkorpus der Minnereden systematisch erschließt und der Forschung somit ein Werkzeug für die weitere wissenschaftliche Arbeit mit diesen Texten an die Hand gibt. Dass die Beschäftigung mit den Minnereden für zahlreiche (‚anthropologische' sowie ‚philologische') Fragestellungen durchaus sinnvoll sein kann, zeigte sich auf der Tagung „Anthropologie und Philologie: Die Zukunft der Minneredenforschung. Diskussionen auf der Grundlage des Handbuchs Minnereden", die am 8. und 9. November 2013 im Internationalen Wissenschaftsforum Heidelberg stattfand und aus deren Beiträgen der vorliegende Sammelband entstanden ist.

Im Folgenden werden die Thesen, Hauptargumente sowie Ergebnisse der einzelnen Aufsätze dieses Sammelbandes überblicksartig vorgestellt. Die Reihenfolge der Zusammenfassungen folgt dabei der Anordnung im Sammelband und somit auch dem Programm der Tagung. Ergänzt werden diese durch einen Beitrag von Michael Ott und Flavia Pantanella, der im Rahmen des Heidelberger SFB 933 „Materiale Textkulturen. Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften" (Teilprojekt C05) entstanden ist.

Wolfgang Achnitz (Mainz/Münster) plädiert in seinem Beitrag „Was ist keine Minnerede? Versuch einer Gattungsdefinition durch Exklusion" für eindeutigere Kriterien bei der Eingrenzung des Textkorpus, das bislang eine erhebliche Heterogenität aufweise. Das Thema ‚Minne' reiche nicht aus, um eine Gattung zu konstituieren, ebenso wenig der Umfang der Texte – der ohnehin so stark variiere, dass diesbezüglich kaum von einem verbindenden Element gesprochen werden könne. Achnitz betrachtet

die Minnereden des Wiener Codex 2705 als die ersten ihrer Gattung im engeren Sinne. Dagegen schließt er romanhafte Großformen sowie Streitgespräche, Preis- und Ehrenreden, Totenklagen, Abschieds-, Liebes-, Neujahrsgrüße und Liebesbriefe aus. In Anlehnung an Hanns Fischer plädiert Achnitz für eine Unterscheidung zwischen nichterzählenden und erzählenden Formen der Minnereden (wobei Mischformen häufig anzutreffen seien): Texte des ersten Typus (Minnereden im engeren Sinne, Typ I) seien lehrhaft-erörternd, dienten der Vermittlung von Werten und Normen bezüglich der Minne und kennten keine Differenzierung zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Die zweite Kategorie (Typ II; Achnitz schlägt als Bezeichnung ‚Minneerzählungen' vor) umfasse hingegen diejenigen Texte, die von Begegnungen im Zusammenhang mit der Minne-Thematik berichteten, oftmals eine toposreiche Rahmenhandlung aufwiesen und von den Geschehnissen – deren Rezeption in der Gegenwart stattfinde – im Präteritum erzählten. Die Texte der letzteren Gruppe wiesen häufig eine narrative Rahmung sowie eine Ich-Erzählsituation auf. Mit einer Einschränkung des Gattungsbegriffs (im engeren Sinne) auf den Typ I der nichterzählenden Reimpaarverse auf der einen Seite und der Ergänzung der Gattung (im weiteren Sinne) um den Typus der ‚Minneerzählungen' auf der anderen Seite – sowie einiger Sonderformen wie beispielsweise der Minneallegorien – wäre, so Achnitz, ein Schritt in Richtung einer präziseren Gattungsdefinition getan, die nicht nur in Bezug auf erzähltheoretische Aspekte, sondern auch auf die Erforschung von (pragmatischen) Gebrauchszusammenhängen von Vorteil sei.

Sonja Glauch (Erlangen) stellt in ihrem Aufsatz „Zu Ort und Funktion des Narrativen in den Minnereden. Eine Skizze" eine narratologische Binnendifferenzierung der Gattung in sechs Untergruppen vor, von denen fünf Parallelen zum Hohen Minnesang aufwiesen. Ausgangspunkt ihrer Argumentation ist die Feststellung, dass es sich bei den Erzählern in Minnereden um solche vom Ich-Typus handelt. Glauch hält fest, dass die Mischung aus narrativen und erörternden Passagen – mit beträchtlich variierenden Anteilen und häufigen (textinternen) Übergängen zwischen den beiden – für Minnereden so charakteristisch sei, dass eine Unterteilung in erzählende und diskursive (nicht-erzählende) Minnereden kaum Berechtigung habe. In Bezug auf das ‚Handbuch Minnereden' merkt sie

kritisch an, dass die im Präsens gehaltenen Zusammenfassungen keine exakten Rückschlüsse auf die in den jeweiligen Minnereden verwendeten Tempora ermöglichten – das heißt darauf, ob im Originaltext eine erörternde, im Präsens gehaltene Rede oder eine im Präteritum verfasste Erzählung vorliege. Zudem setzt sich Glauch intensiv mit der narrativen Rahmung von Minnereden auseinander, welche die Funktion habe, die in der Rede enthaltene Lehre möglichst vorteilhaft zur Geltung zu bringen. Auch richtet sie ihr Augenmerk auf die Betrachtung räumlicher Aspekte in der ‚Anderwelt' sowie den Erkenntnisgewinn, der vom Ich-Sprecher – der die narrative Rahmung vornimmt – in der Regel *nicht* genutzt werde, um ihn etwa in eine Narration einzufließen zu lassen, in welcher er von eben diesem Erkenntnisfortschritt profitieren würde. Eine wichtige Frage, der die Forschung auf den Grund gehen sollte, sei somit, warum diese erzählerischen Potenziale von Minnereden weitgehend unausgeschöpft blieben.

Katharina Philipowski (Mannheim) argumentiert in ihrem Beitrag „Die Zeit der ersten Person: Warum Ich-Erzählungen keine Wiedergebrauchsrede sind und wozu man sie deshalb gebrauchen kann – am Beispiel von ‚Des Spiegels Abenteuer' Hermanns von Sachsenheim", dass sich der Distinktionsgestus der ersten Person am besten dazu eigne, Verfehlungen sowie Läuterungen des Erzählers auszudrücken. Veranschaulicht wird diese These am Beispiel von B465[1] (‚Des Spiegels Abenteuer'). In dieser Minnerede berichte der Erzähler in der ersten Person als Geläuterter von sich selbst und seinen früheren Fehlern. Philipowski versteht den Ich-Erzähler nicht als ‚Holhlform', welche ein Identifikationspotenzial für die Rezipienten darstelle, sondern als explizit vom Rezipientenkreis abgegrenzte Instanz. Es handele sich vielmehr um zwei personell identische, jedoch in Bezug auf ihre Erfahrung unterschiedliche Ichs, die sich gegenseitig sowohl negierten als auch bedingten. Dieser Erzähler berichte jedoch von einer Erfahrung mit der Minne, welche ähnliche Erfahrungen der Rezipienten voraussetze und in Form einer Minnerede

1 Die Nummerierung der Minnereden folgt dem ‚Handbuch Minnereden': Klingner/Lieb 2013. Nummern, die mit B beginnen, sind identisch mit den von Tilo Brandis vergebenen Nummern; Nummern, die mit Z beginnen, sind Zusatznummern für Minnereden, die im ‚Handbuch Minnereden' erstmals verzeichnet wurden.

an diese nicht nur anschließe, sondern sie weiterführe. In der Personifikation der Frau Âventiure sieht Philipowski das verbindende Element zwischen der Gattung der Minnereden und der einzelnen, spezifischen Minnerede. Abschließend formuliert Philipowski die These, dass das Erzählen von Verstößen ein zentrales Thema der Minnereden sei, wobei weniger der Inhalt als das Erzählen selbst und sein Produkt, das Erzählte, relevant seien.

Johan Oosterman (Nijmegen) wertet in „‚Der Minne Leben'. Überlieferung und Umfeld" die Minnereden als ‚Barometer', welche nicht nur verschiedene Kulturkreise, sondern auch epochenbedingte Änderungen von Sitten und Bräuchen abbilden könnten. Am Beispiel von B336 (‚Der Minne Leben') zeigt er die Adaptationsfähigkeit der Minnereden an ihre Überlieferungssituationen auf und legt dabei den Schwerpunkt auf den Überlieferungsträger sowie die dort dargestellten klerikalen Minnekonzeptionen. B336 ist viermal überliefert, vollständig jedoch nur in der ‚Berliner Liederhandschrift' (Berlin, SBB-PK Ms. Germ. Fol. 922). Während das ‚Handbuch Minnereden' von geringer Varianz in der Überlieferung spricht, hebt Oosterman die unterschiedlich stark konturierte Rolle des Ich-Erzählers als Geistlichem hervor. In Einklang mit dem ‚Handbuch Minnereden' sieht Oosterman in dem Ich-Erzähler der in der ‚Berliner Liederhandschrift' überlieferten Minnerede einen Kleriker, verweist jedoch auf das Paradoxon, dass dieser Geistliche eine auf Gegenseitigkeit beruhende Liebe zu einer Frau beschreibe. Oosterman zieht einen Vergleich zu der Darstellung des Ich-Erzählers in den Fragmenten: In Bezug auf das Danziger Fragment konstatiert er eine deutliche Abschwächung der klerikalen Komponenten und begründet dies mit dem bürgerlichen Entstehungskontext der Handschrift. Eine ähnliche Anpassung der Figurengestaltung an den Kontext der Handschrift hebt Oosterman in dem Fragment aus 's-Hertogenbosch (Bistumsarchiv ohne Signatur) hervor und vermutet auch in diesem Fall eine moralische Anpassung des Textes an seinen Kontext. Im Kontrast dazu werden in einem nächsten Schritt die Genter Fragmente (Gent, Rijksuniversiteit, Centrale Bibliotheek 1644) herangezogen, in denen das Ich explizit durch die Ansprachen der Frau als *clerc* markiert wird. Oosterman sieht darin einen Verweis auf die in dieser Handschrift ebenfalls überlieferte Minne-

rede B346 (‚Das Fest'), welche ein Zwiegespräch zwischen einer Jungfrau und einem Geistlichen zum Gegenstand hat. Erneut begegnet somit eine Anpassung der Minnerede an ihr textliches Umfeld.

Colin Schatzmann (Zürich) beschäftigt sich in seinem Aufsatz „*So wil ich durch der synnen durff | Hie werfen einen wurf*. Zur Verschränkung von Intertextualität und Poetologie in der ‚Minneburg'" mit dem Aspekt der Intertextualität der Minnereden. Im Zentrum seiner Überlegungen steht die Frage nach der Art intertextueller Bezugnahmen am Beispiel der ‚Minneburg' (B485). Schatzmann zeigt auf, wie Intertextualität geschaffen und als ‚Reflexionsmedium' ein poetologisches Potenzial entfaltet. Zu diesem Zweck werden drei Modi der intertextuellen Markierung unterschieden: Imitatio, Allusion und Zitation. Hinweise auf eine Imitatio finden sich laut Schatzmann in der ‚Minneburg' in den Reverenzen des Erzählers an einen *meister Egen von Bamberg*. Mittels einer Gegenüberstellung einer Passage aus der ‚Minneburg' mit Egens ‚Die Klage der Minne' (B28) konstatiert Schatzmann eine ‚Egen-Imitatio'. Den Aspekt der Allusion wird am Beispiel eines Zwiegespräches zwischen *hertze* und *lip* im fünften Buch der ‚Minneburg' verdeutlicht und vor dem Hintergrund der ‚Goldenen Schmiede' Konrads von Würzburg gelesen. Schatzmann argumentiert für eine Verwandtschaft dieser Texte und sieht in der so geschaffenen Verbindung eine Reflexion des Autors der ‚Minneburg' über seinen eigenen Sprachgebrauch. Drittens werde in der ‚Minneburg' Raum für einen Literaturexkurs geschaffen, in welchem wiederum Schlüsselreime aus Hadamars von Laber ‚Jagd' wörtlich zitiert würden. Schatzmann stellt in seinem Aufsatz somit drei Formen von Intertextualität heraus, welche in der ‚Minneburg' ein poetologisches Reden über die Minne ermöglichten.

Im Aufsatz „Minnegerichte: Diskurszusammenhänge zwischen Minnesang und Minnerede" betont Jan Mohr (München) die zwischen den beiden Gattungen bestehende Kontinuität. Die große Bandbreite an Textformen – sowie das Phänomen der narrativen Rahmungen – bei den Minnereden lasse sich jedoch nicht aus der Tradition des Minnesangs herleiten. Auch begegneten in Minnereden, deren Aufbau eine höhere Komplexität aufweise – das heißt in Personifikationsdichtungen und

Minneallegorien – soziale Konstellationen, die im dialogisch oder monologisch aufgebauten Minnesang keine Entsprechung hätten. Anhand einer Minnegerichtsdichtung – ‚Die Minne und die Ehre' (B456) – zeigt Mohr den reziproken Bezug von Minnediskurs und Gerichtsverhandlung auf und untersucht Charakteristika der narrativen Struktur. Er illustriert zunächst die Zirkularität des Hohen Minnesangs exemplarisch an der letzten Strophe des ‚Narzissliedes' Heinrichs von Morungen: Wegen der abweisenden Haltung der Dame befinde sich das Sänger-Ich in einer aussichtslosen Lage – es existierten jedoch einige wenige Auswege (wie etwa die Flucht in Jenseits-Phantasien in Heinrichs von Morungen *Vil süeziu senftiu toeterinne*). Bei den Minnereden eröffneten Minnegerichte, so Mohr, auf eine ähnliche Weise Möglichkeiten, das Minneparadoxon zu überwinden: Eine soziale Komplexität könne so abgebildet werden, die geeignet sei, die Minne-Thematik in einer ausgeprägteren Vielschichtigkeit zu behandeln, als dies im Hohen Minnesang der Fall gewesen sei.

Jan Sebastian Glück (Frankfurt) entwickelt in seinem Aufsatz „Spazieren gehen bei schlechtem Wetter. Das ‚Gewitter in den Bergen' als Fragment einer Sprache der Minne" eine konträre Position zur bisherigen Forschung, die den Text (Z58) als Minnerede mit Textabbruch wertet, da er die Erwartung, die gemeinhin an die Gattung gestellt wird, nämlich eine Hinführung zu einer Reflexion über die Minne zu bieten, nicht erfüllt. Dagegen plädiert Glück für eine Lektüre, die in diesem Text nicht die ‚Einleitung eines Spaziergangs', sondern einen veritablen und vollständigen ‚Spaziergang' erkennt. Die plastische Schilderung des Unwetters weise, so Glück, eher auf einen Erlebnischarakter hin denn auf eine – in der Literatur des Mittelalters häufige – allegorische Funktion, bei welcher der Sturm das seelische Befinden des Ich-Sprechers widerspiegele oder für eine Welt stehe, in der die Minne unmöglich sei. Die allegorische Ebene schließt Glück andererseits keineswegs aus, betont jedoch die Verschränkung derselben mit verschiedenen Sinnebenen, vor allem mit wörtlichen sowie religiösen, und amoenen Elementen. Der Auftritt eines Zwerges markiere eine Akzentverschiebung vom realen Erleben hin zu einer Welt der Imagination, die mit ihrem Mangel an Explizitheit eine Leerstelle eröffne, die der Leser mit seiner Vorstellungskraft auffüllen müsse. Mit dieser Lesart könne man festhalten, dass das ‚Gewitter in den

Bergen‘ eine Sprache der Minne biete und sich gewissermaßen in den Minne-Diskurs einreihe. Der Text stehe somit durchaus in der Tradition einer Gattung, in der experimentelle Exzentrizität einen bedeutenden Platz einnehme.

Der Aufsatz von Christine Stridde (Zürich), „‚Skandal: Liebesbriefe waren gefälscht.‘ Zur Logik des Briefeschreibens in den Minnereden“, thematisiert die Zugehörigkeit von Liebesbriefen zur Gattung der Minnereden. Stridde vertritt die These, dass der Liebesbrief als ‚Medium der Distanzkommunikation‘, welches paradoxerweise Gefühle zwar wiederspiegeln, niemals jedoch übersteigen soll, in authentischer Form nicht existieren kann. Anhand von vier Textbeispielen werden verschiedene Formen des Verhältnisses von Realität und Fiktion innerhalb der Liebesbriefe aufgezeigt: Als erstes Beispiel fingierter Liebesbriefe führt Stridde die Züricher Liebesbriefe (B187–192) an, bei welchen es sich um Abschriften von mehreren Vorlagen handele. Hier diene das Schreiben als therapeutische Maßnahme, mittels derer die Gefühle in einen diskursiven Prozess gelenkt werden, der Verstand jedoch die Oberhand behalte. Aufgrund von formalen Aspekten konstatiert Stridde ferner eine starke Verbindung zur höfischen Briefpoetik. Sie führt ihre Argumentation mit einem zweiten im ‚Handbuch Minnereden‘ verzeichneten Liebesbrief fort (B213), in welchem das Begehren die Liebende um die Fähigkeit des Briefeschreibens und letztendlich um den Verstand bringe. Ein ähnliches Versagen des Liebesbriefes beobachtet Stridde in B239 (‚Liebesgespräch‘). In diesem Fall besitze das Ich bereits einen von Frau Venus verfassten Liebesbrief, welchen er vor seiner Dame rezitiere – und welcher jedoch gerade wegen der fehlenden Distanz zum Adressaten scheitere. Einer ausführlichen Betrachtung unterzieht Stridde die ‚Göttinger Liebesbriefe‘ (B127–138). Bei diesen handelt es sich um gefälschte Briefe, die der Unterlehrer Hermann Konemund unter dem Pseudonym ‚Edelend Schreiber‘ an seinen Vorgesetzten Curd Hallis schrieb und mit Geldforderungen verband. Stridde zeigt auf, in welchem Maße sich aus einer ‚Schreib- und Rhetorikübung‘ ein Betrug entwickelte, der mit einer Verurteilung Konemunds endete. Sie schließt ihre Ausführungen mit der These, dass die Liebesbriefe als eine Spielart des Sprechens über Liebe, wie es in den Minnereden zentral ist, anzusehen seien.

In ihrem Beitrag „Unschärfe als Leistung. Ambiguitäten, Widersprüche und Brüche in der ‚Minneburg' (B485)" betont Rebekka Rehbach (München) die Bedeutung der Unschärfe als einer poetologischen Verfahrensweise – diese sei keineswegs als Schwäche des Textes zu werten. Sie untersucht auf der *Histoire*- sowie der *Discours*-Ebene einen vielschichtigen allegorischen Text, der sich reduktionistischen Klassifikationen widersetzt: Dabei diskutiert Rehbach Möglichkeiten der Strukturierung der ausgewählten Minnerede und zeigt die Grenzen der verschiedenen Ansätze auf. Das für die Gattung charakteristische Lehrhaft-Diskursive werde in der ‚Minneburg' durch einen Ausdruck emotionaler Intensität ersetzt, durch ein Chaos der Gefühle, das die Aussichtslosigkeit der Situation (in welcher sich der Ich-Erzähler befinde) widerspiegle und mit einer ausgeprägten Verschachtelung der Handlung einhergehe. Auch überwinde das Werk die – zu jener Zeit übliche – Trennung zwischen religiösem und höfischem Diskurs. Rehbach legt ihr Augenmerk insbesondere auf semantische Unbestimmtheiten und Mehrdeutigkeiten, Allusionen und Entsemantisierungen und hält fest, dass der Text systematisch mit Widersprüchlichkeiten arbeite. Zudem eröffneten die Unschärfen Räume für Wiederholungen, welche für die Gattung charakteristisch seien.

Christoph Fasbender (Chemnitz) plädiert in „‚Als Minnerede in Prosa ein Unicum'. Augustins von Hammerstetten ‚Der Hirsch mit dem goldenen Geweih' (1496)" dafür, dass dieses Werk eigentlich in das ‚Handbuch Minnereden', das Prosatexte – bis auf wenige Ausnahmen wie die ‚Pflanzenallegoresen' – ausschließt, hätte aufgenommen werden müssen. Fasbender argumentiert für Zugehörigkeit des Textes zum Korpus der Minnereden, indem er darauf hinweist, dass fünf der sieben im ‚Handbuch' in Anlehnung an Brandis formulierten Kriterien erfüllt seien. Zwar gebe es einen auktorialen Erzähler statt eines Ich-Sprechers, womit ein im ‚Handbuch' formuliertes Kriterium nicht erfüllt sei. Andererseits rechtfertigten zahlreiche Aspekte die genannte Zuordnung: Überlieferung (dem Prosatext steht eine Widmungsrede in Versform vor), Inhalt (z. B. der Locus amoenus, die Zurückweisung durch die Dame oder das längere Minnewerbungsgespräch), Aufbau (etwa die Traumeinleitung oder der Dialog zwischen der Dame und dem Ritter, der Monolog des Ritters oder die Handlung in einer ‚Anderwelt'), aber auch intertextuelle

Verweise (die für die Gattung der Minnereden charakteristische deutliche Bezugnahme auf literarische Traditionen). Auch wendet sich Fasbender angesichts der schemenhaften Handlung gegen Interpretationen, die von den Protagonisten des Textes auf reale Personen schließen – eine Haltung, welche die Forschung lange vertreten hat. Vielmehr sei der Text deutbar als Ausdruck einer männlichen Phantasie.

Im Zentrum des Aufsatzes von Tobias Bulang (Heidelberg), „Minnereden im Roman – Text-Kontext-Spannungen im ‚Frauendienst' Ulrichs von Liechtenstein", steht das im ‚Handbuch Minnereden' definierte Gattungsmerkmal der selbstständigen Überlieferung. Anhand des zweiten Büchleins aus Ulrichs von Liechtenstein ‚Frauendienst' zeigt er auf, dass eine Klassifikation inserierter Passagen als Minnereden in der Tat aufgrund des Verzichtes auf den Kontext nur unter Verlust von Textverständnis möglich sei. Bulang verweist auf das für den Minnesang schon vorhandene Problembewusstsein der Rollenlyrik und konstatiert das Fehlen einer ausreichenden Performanzdebatte in der Minneredenforschung: Es zeige sich in den selbstständig überlieferten Minnereden eine vergleichbare Uneindeutigkeit in der Identifikation der textinternen Instanzen. Unselbstständig überlieferte Minnereden entzögen sich dieser Problematik, da die Identifikation des handelnden Personals durch den Kontext ermöglicht werde. Zudem weise Ulrichs zweites Büchlein für sich betrachtet einige für eine Minnerede stereotype Elemente auf, welche erst durch das Textumfeld und die korrekte Identifikation der Protagonisten gedeutet werden könnten: So entpuppe sich ein im zweiten Büchlein als ‚Bote' titulierter Handelnder in einer Betrachtung des Gesamttextes als Ulrichs personifiziertes erstes Büchlein. Während in diesem Fall eine eindeutige Identifikation möglich sei, zeige sie an anderer Stelle ein bewusstes Spiel mit Uneindeutigkeit. Obgleich Frau Minne und die geliebte Dame durch den Textkontext eine stärkere Figurengestaltung erfahren, verschwimmen wiederholt die Grenzen zwischen beiden: Die Zurückweisung der Liebe wird nicht der Dame, sondern Frau Minne zugeschrieben. Während in einer selbstständig überlieferten Minnerede eine ‚Doppeladressierung' nur hypothetisch festgestellt werden könne, zeige sich diese eindeutig in einem inserierten Text und könne somit einen situationsgerechten Umgang mit Kontigenzerfahrungen unterstützen.

Michael Ott und Flavia Pantanella (Heidelberg) gehen in ihrem Aufsatz „Geschriebenes erzählen. Erzählte Inschriften in Minnereden aus narrativer, poetologischer und materialer Perspektive“ von der Prämisse aus, dass Minnereden als literarischer Ort zur Erprobung einer Sprache der Liebe fungieren. Darauf aufbauend zeigen sie anhand von fiktiven Inschriften, in welchem Maße ein Zusammenspiel sowie eine Abhängigkeit vom Reden und Schreiben über die Minne auch innerhalb der Minnereden präsent sind. Im Fokus stehen dabei das narrative sowie das poetologische Potenzial und die Materialität der Inschriften. Am Beispiel von B232 (‚Die Minnelehre‘ des Johann von Konstanz) und B210 (‚Der Traum von der Liebe‘) legen Ott und Pantanella dar, wie erzählte Inschriften die Handlung lenken und textintern sowie -extern die Reaktionen der jeweiligen Rezipienten regulieren. Die poetologische Dimension und insbesondere der Aspekt der Selbstreflexivität erfahren am Beispiel von B459 (‚Der Minne Gericht‘), B224 (‚Der Maienkranz‘) und B438 (‚Der Minne Porten‘) eine nähere Betrachtung. Die physische Beschaffenheit der erzählten Inschriften wird im Zusammenhang mit ihrer Funktion eines über Schriftlichkeit gestellten Herrschaftsanspruchs gelesen und mit Verweis auf B496 (‚Fehde zwischen Amor und Reden‘), die oben genannte ‚Minnelehre‘ des Johann von Konstanz sowie B440 (‚Das weltliche Klösterlein‘) verdeutlicht. Die Materialität spiele in Bezug auf letzteres Textbeispiel eine besondere Rolle, da Stein als Beschreibstoff die Dauerhaftigkeit einer Machtlegitimation stütze. Einen vergleichbaren Anspruch konstatieren die Autoren bei den Grabinschriften in der ‚Minneburg‘ (B485).

Trotz einer Diversität der Ansätze lassen sich drei Themenbereiche erkennen, die in den einzelnen Beiträgen des Sammelbandes im Zentrum der Aufmerksamkeit stehen: die Gattungsfrage, die Rolle des Ich-Erzählers sowie das Verhältnis von Diskursivität und Narration in den Minnereden. Die zwölf Aufsätze zeugen mit ihren unterschiedlichen Zugängen, Arbeitsweisen und Blickwinkeln von den zahlreichen Möglichkeiten, die der aktuellen Forschung nach der Erschließung des Textkorpus für die Beschäftigung mit den Minnereden zur Verfügung stehen.

Wolfgang Achnitz (Münster)

Was ist keine Minnerede?

Versuch einer Gattungsdefinition durch Exklusion

1 Was ist eigentlich eine ‚Minnerede'?

Mit der Frage danach, was eigentlich eine ‚Minnerede' sei, ein Expertengespräch zur Gattung der ‚Minnereden' zu eröffnen, ist durchaus nicht selbstverständlich. Auch wenn sie sehr schlicht formuliert ist und selbst wenn sie ganz grundlegend nach dem Gegenstand des wissenschaftlichen Gesprächs während dieser Tagung fragt, fällt ihre Beantwortung nämlich nicht leicht. Einige Merkmale dessen, was ‚Minnereden' ausmachen, lassen sich gewiss leicht zusammentragen. Schnell fangen dann aber Diskussionen darüber an, ob ein Merkmal konstitutiv oder fakultativ sein soll und ob man ein bestimmtes Werk überhaupt noch zu den ‚Minnereden' zählen kann oder nicht. Auch der Umstand, dass der Begriff ‚Minnereden' meist im Plural gebraucht wird, deutet auf die Disparatheit der unter dieser Bezeichnung versammelten Texte hin. Und es stellt sich die Frage, was denn eigentlich so kurze Reimpaargedichte wie ‚Liebe und Reichtum' oder paargereimte Liebesbriefsteller mit selbstreflexiven Verserzählungen wie ‚Liebe und Gesellschaft', romanhaften Werken wie der ‚Minneburg' oder den Erzählungen Hermanns von Sachsenheim noch gemein haben.

Allein das gemeinsame Thema ‚Liebe' kann es wohl *nicht* sein, denn dieses dominiert bekanntlich fast die gesamte weltliche Dichtung des 12. bis 15. Jahrhunderts. Die Minnethematik reicht nicht aus, die so genannten ‚Minnereden' signifikant von anderen Gattungen zu unter-

scheiden.[1] Schon in den Anfängen ihrer Erforschung definierten weder Kurt Matthaei (1907 und 1913) noch Gerhard Thiele (1938) oder Heinrich Niewöhner (1943), was sie eigentlich unter ‚Minnereden' verstehen. Da der Ausgangspunkt ihrer Beschäftigung mit dem in Frage stehenden Textkorpus die Minneallegorien gewesen sind, unterschieden sie lediglich die allegorischen Werke von den nicht-allegorischen, und letztere bezeichneten sie kurzerhand als ‚Minnereden': „Die *rede* will lehrhaft sein", schrieb etwa Heinrich Niewöhner im Verfasserlexikon, und „wo sie die Belehrung in Handlung einkleidet, erhält sie einen epischen Einschlag; da sie von Minne redet, steht sie auch der Lyrik nicht fern. Vor allem wenn der Dichter in der 1. Person spricht, ist inhaltlich der Abstand etwa einer lyrischen Liebesklage [zu] […] einer *rede* sehr gering"[2].

In seiner Hausarbeit für die Prüfung zum höheren Bibliotheksdienst sprach Tilo Brandis 1968 von der ‚Minneredendichtung', die in „eigenartiger Mischung lyrische, didaktische und allegorische Bestandteile"[3] in sich vereinige. Den Forschungsstand fasste er seinerzeit wie folgt zusammen: „‚Minnereden' wurden bald zur Minnelyrik, bald zur Erzählungs- und Schwankdichtung, bald zur Lehrdichtung gestellt oder unter formalen Gesichtspunkten […] zusammen mit Reden, Liedern und Sprüchen aller Art aufgezählt"[4]. Die Texte, die er dann in seinem Repertorium vereinte, wurden andernorts bis zu diesem Zeitpunkt als Streitgedichte, Briefe, Predigten, Grüße, Ratschläge, Gespräche, Lehren, Lobreden oder Klagen charakterisiert. Um in diesem bunten Gemisch von Begriffen, Typen und Formen nichts zu übersehen, verzichtete auch der Bibliothekar daher auf jede gattungshafte Differenzierung, versammelte aus der handschriftlichen Überlieferung des späteren Mittelalters heraus rund 550 Texte in seinem Repertorium und sortierte diese grob nach ihren Inhalten. Und so findet sich bei ihm statt einer Definition ein „Katalog der wichtigsten inhaltlich-thematischen und formalen Erkennungsmerkmale"[5], ausgerichtet an

1 Vgl. schon Jauss 1972, S. 332: „Fragen wir […] nach der Bestimmbarkeit von literarischen Gattungen in synchronischer Sicht, so ist davon auszugehen, daß die Abgrenzung und Differenzierung nicht nach einseitig formalen oder thematischen Merkmalen vorgenommen werden kann."

2 Niewöhner 1943, Sp. 404.

3 Brandis 1968, S. 1.

4 Ebd., S. 2.

5 Ebd., S. 8.

Thema, Darstellung und Bedeutung, Rede- und Erzählformen, Personen und Rollen, Orten der Handlung, Reim- und Strophenformen sowie am Umfang der Texte. Die Beschreibungen der einzelnen Merkmale geraten dabei so umständlich und ausführlich, dass sie schon beinahe beliebig wirken. Besonders deutlich zeigen dies seine Überlegungen zum Umfang der katalogisierten Texte: Einfache Reden und Gespräche ohne epische Einkleidung mit etwa 10 bis 150 Versen sowie vielschichtige Werke mit Rahmenerzählungen von etwa 150 bis 2000 Versen, „in einigen Fällen bis zu 6000 Versen“[6], sollen unter der Bezeichnung ‚Minnereden‘ zusammengefasst werden – mit solchen Angaben lassen sich jedoch etwa 95% der volkssprachigen Dichtung des Mittelalters erfassen. Der Umfang eignet sich daher ebenfalls nicht, um ‚Minnereden‘ von anderen Gattungen zu unterscheiden, und mit den übrigen ‚Erkennungsmerkmalen‘ verhält es sich ähnlich.

Auch Ingeborg Glier verzichtete in ihrer wegweisenden Untersuchung von 1971 auf eine präzise Definition ihres Gegenstandes. Bei ihr wurde jedoch aus der Not plötzlich eine Tugend: Wo Brandis sich nicht festlegen wollte, um möglichst nichts auszuschließen, sagte Glier, dass die ‚Minnereden‘ so heterogen seien, dass sie sich nicht als Gattung definieren ließen. Stattdessen bot auch sie nur eine lockere Umschreibung des Textmaterials, das Brandis versammelt hatte, um die ‚Minnereden‘ dann abschließend als eine nach allen Seiten offene Form zu etikettieren.

Sieht man von einigen Studien zu einzelnen Werken und Werkgruppen ab, so ist dies bis heute der Stand der Forschung zu der Frage danach, was denn eine ‚Minnerede‘ eigentlich sei. So unspezifisch und weitläufig wie Brandis und Glier formulieren noch immer die gebräuchlichen Handbücher, was ‚Minnereden‘ sind: etwa „Reimpaargedichte des Spätmittelalters, die diskursiv das Thema Minne reflektieren“[7] oder – etwas ausführlicher – eine „durch die Minnethematik konstituierte Untergruppe lehrhafter Reden […], deren Anliegen es ist, theoretische Einsichten in das Wesen der Minne und praktische Regeln für das rechte Verhalten der Minnepartner zu vermitteln“[8]. Solche allgemein gehaltenen

6 Ebd., S. 12.
7 Lieb 2000, S. 601.
8 Achnitz 2003, S. 197.

Formulierungen treffen jedoch auch auf viele andere Felder der mittelalterlichen Literatur zu, etwa auf die meisten höfischen Versromane oder auf die Liebeslyrik. Die beiden einzigen *formalen* Merkmale wiederum – ‚Reimpaargedicht' bzw. ‚Rede' –, mit denen man Lyrik und Roman ausschließen könnte, treffen gar nicht auf alle Texte zu, die als ‚Minnereden' bezeichnet werden.

2 Warum unterblieb der Versuch einer Definition?

Eine Antwort darauf, warum niemand zu definieren versuchte, was ‚Minnereden' seien, liefert die Methodengeschichte der Germanistik. Während in der Frühzeit der wissenschaftlichen Beschäftigung mit den ‚Minneallegorien' und ‚Minnereden' keine Gattungsdefinition angefertigt werden konnte, weil niemand einen Überblick über das in Frage stehende Textkorpus hatte, fertigte Tilo Brandis sein Repertorium zu einem Zeitpunkt an, als sich in der Germanistischen Mediävistik gerade die ‚überlieferungsgeschichtliche Schule' Hugo Kuhns durchsetzte – im zweiten Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg.[9] Nach der überlieferungsgeschichtlichen Methode griff man damals sehr viel stärker auf das handschriftlich überlieferte Material zurück, als es vorher der Fall war, und den in den Büchern transportierten Texten und Ordnungskriterien erkannte man einen hohen Grad an Authentizität zu. Und da in den Sammelhandschriften mit mittelalterlicher Kleinepik bekanntermaßen keinerlei Distribution nach Gattungszugehörigkeit erfolgt, hat man auch für die wissenschaftliche Beschäftigung mit den ‚Minnereden' darauf verzichtet. Die bewusst offenen Umschreibungen dessen, was ‚Minnereden' ausmacht, sind also der Zufälligkeit der mittelalterlichen Aufzeichnungspraxis geschuldet und sollten den zeitgenössischen Gebrauch authentisch widerspiegeln.

Während die aus rein inhaltlich-subjektiven Kriterien erstellte Systematik im Repertorium von Tilo Brandis jeglicher literaturwissenschaftlicher Ordnung entbehrte, wurde die von Glier erarbeitete, bewusst weit gefasste und offene Umschreibung von Merkmalen jahrzehntelang von Monographie zu Monographie und von Handbuch zu Handbuch über-

9 Vgl. Kuhn 1936; Kuhn 1980, S. 4–6 u. 78–85.

nommen, ohne dass deren Nutzen jemals in Frage gestellt worden wäre. Eine der Ursachen dafür ist, dass nach Brandis und Glier kaum irgendjemand noch einmal das gesamte Textkorpus in den Blick genommen hat. Die seither erschienenen Monographien widmen sich entweder einzelnen Werken oder Gruppen verwandter Werke, etwa den Briefen oder den umfangreicheren Großformen. Erstmals geschah dies nun wieder mit dem Heidelberger ‚Handbuch Minnereden' – und dort wurden im Wesentlichen ausgerechnet die unzureichenden Ordnungsversuche des fleißigen Bibliothekars Tilo Brandis übernommen. Das Desinteresse der mittelalterlichen Gelehrten an einer Systematik volkssprachiger Gattungen und die Zufälligkeiten des zeitgenössischen Aufzeichnungsbetriebs sollten aber nicht daran hindern, das Feld der literarischen Kleinformen mit dem Instrumentarium der Germanistischen Mediävistik systematisierend zu beschreiben.

3 Was ist *keine* Minnerede?

Nimmt man mit diesem Anspruch die im Handbuch katalogisierten Werke in den Blick, dann stellt sich zunächst einmal die Frage, welche Texte nicht als ‚Minnereden' gelten sollten. Mit ihr möchte ich ein Exklusionsverfahren vorschlagen, wie es ähnlich bei Hanns Fischer für die Definition der mittelhochdeutschen Versnovellen Anwendung fand. Auch er folgte in seiner 1968 erschienenen Studie zur deutschen Märendichtung dem überlieferungsgeschichtlichen Paradigma. Aus den von ihm gesichteten, in den Handschriften unterschiedslos überlieferten Kleinformen sortierte er alles aus, was nicht als historischer Vorläufer zu Boccaccios Novellen gelten konnte. Und auch wenn seine Vorgehensweise aus verschiedenen Gründen zu Widerspruch führte – zum Beispiel wegen der bei ihm unreflektierten Orientierung am ‚Decamerone', der fehlenden diachronen Perspektivierung und der willkürlich gewählten Bezeichnung der Versnovellen als ‚Mären' –, erbrachte sie eine präzise und heute wohl allgemein anerkannte Definition dessen, was die Germanistische Mediävistik als ‚Märe' bezeichnet. Fischer hat dazu seinen Gegenstand auf verschiedenen formalen und inhaltlichen Ebenen von anderen Formen abgegrenzt: vom Bîspel, vom Spruch und von der Kurzgnomik, vom Klopfan, vom Spruchgedicht, vom Priamel, vom Wein- und Biergruß (oder -segen), vom Quod-

libet, vom Streitgespräch, von der Parodie, von verschiedenen Formen der geistlichen, politischen und weltlich-didaktischen Rede (Ehren- und Minnerede, Zech- und Obszönrede), vom historischen Ereignisbericht, von der geistlichen Erzählung, von der frommen Welterzählung, von der Mirakel- und Teufelserzählung, von der Legende, von der Fabel und vom höfischen Versroman.[10]

Schaut man auf vergleichbare Weise in das Handbuch der ‚Minnereden', so lassen sich verschiedene Gruppen von Texten ausmachen, die sich – abgesehen von der gemeinsamen Minne-Thematik – auf eine je spezifische Weise von allen anderen dort verzeichneten Werken unterscheiden. Einen ersten Anhaltspunkt dafür liefert die Datierung. Als die ältesten selbstständigen und nichtlyrischen Texte, die sich mit dem Thema Minne beschäftigen, darf wohl die Gruppe der ‚Minnereden' angesehen werden, die im Wiener Codex 2705 überliefert ist. Die Kleinepiksammelhandschrift entstand nach der Mitte des 13. Jahrhunderts und die kurzen Reden darin – neben einigen anonymen Texten (‚Frauenschönheit', B264, ‚Frauenminne und Gottesminne', B309, ‚Liebe und Reichtum', B310 sowie ‚Die beiden ungleichen Liebhaber', B324)[11] etwa der ‚Weiberzauber' des Walther von Griven (B391) – dürften noch zu des Strickers Lebzeiten verfasst worden sein. Ihnen folgen zahlreiche Texte nach, die wohl bis in die 1280er Jahre entstanden und um 1300 aufgezeichnet worden sind: Pseudo-Zilies von Sayn mit ‚Der Minnehof' (B484), ‚Das Turnier' (B468), ‚Die Ritterfahrt' (B483) und ‚Der Ritterpreis' (B467), ‚Die Rittertugenden des Herrn von Kronberg' (B469), ‚Der Minne Erklärung' (B515), ‚(Geistliches?) Lehrgedicht von der Minne' (B519), ‚Klage vor Frau Minne' (B65) mit ‚Frauendienst und Minnedienst' (B265) und Pseudo-Johann von Konstanz, ‚Minneklage I' (B25).

Bei einigen noch älteren Werken, die das Handbuch verzeichnet, handelt es sich entweder um experimentelle Sonderformen deutschsprachiger Dichtung, wie etwa ‚Der heimliche Bote' (B300), oder um sehr viel

10 Vgl. Fischer 1983, S. 29–63.

11 Die Texte sind ediert bei Mihm 1965 und von der Hagen 1848, S. 301f. Die Nummerierung der ‚Minnereden' folgt dem ‚Handbuch ‚Minnereden'': Klingner/Lieb 2013. Nummern, die mit B beginnen, sind identisch mit den von Tilo Brandis vergebenen Nummern; Nummern, die mit Z beginnen, sind Zusatznummern für ‚Minnereden', die im ‚Handbuch ‚Minnereden'' erstmals verzeichnet wurden.

umfangreichere Werke, die mit Glier als ‚Vorläufer' der ‚Minnereden' bezeichnet werden. Diese unterscheiden sich in Inhalt, Form, Anspruch und Komplexitätsgrad so wesentlich von den kürzeren und einfacher strukturierten ‚Minnereden', dass sie als romanhafte Großformen deren Korpus an die Seite zu stellen sind: Dazu gehören Hartmanns von Aue ‚Klage' (also ‚Das [so genannte erste] Büchlein', B48), ‚Das (so genannte zweite) Büchlein' (B24), Strickers ‚Frauenehre' (B263), Ulrichs von Liechtenstein ‚Frauenbuch' (B402a), ‚Der Minne Freigedank (*vürgedank*)' (B301), Johanns von Konstanz ‚Minnelehre' (B232) und ‚Diu Mâze' (B288) sowie aus späterer Zeit Hadamars von Laber ‚Die Jagd' (B513), ‚Die Minneburg' (B485), ‚Das Kloster der Minne' (B439), ‚Die Mörin' Hermanns von Sachsenheim (B466) und weitere, vergleichbare Texte. Für die frühe Zeit verdiente wohl insbesondere die so aufscheinende Gattung des ‚Büchleins' (als traktathafter Vers- oder Prosatext weltlichen oder geistlichen Inhalts) eine ganz eigene Aufmerksamkeit – aber dies nur am Rande.

Des Weiteren stellt sich die Frage, ob von den im Handbuch versammelten Subtypen solche als ‚Minnereden' bezeichnet werden sollten, die sich als eigenständige Gruppe definieren lassen und deren Gebrauchsfunktionen zum Teil recht eindeutig in vollkommen andere Zusammenhänge verweisen, so etwa die zahlreichen Streitgespräche (B398–419), die Preis- und Ehrenreden (B467–473), erst recht die Totenklagen (B474–478), aber auch Abschieds-, Liebes- und Neujahrsgrüße sowie vor allem die weit über hundert fiktiven Liebesbriefe in Reimpaarversen (B76–193), die andernorts inzwischen als eigenständige Gattung recht gut beschrieben worden sind.[12] Wegen ihrer äußeren Form werden Prosatexte im Handbuch grundsätzlich *nicht* zu den ‚Minnereden' gezählt,[13] auf der Basis des „offenen Gattungsverständnisses"[14] und aufgrund einer „punktuelle[n] Erweiterung des Blicks"[15] dann gelegentlich aber doch aufgenommen (‚Pflanzenallegorese', Z75 und die Briefe B127–138), wenn sie „in Mischung mit Reimpaarversen überliefert sind"[16]. Konsequent

12 Vgl. dazu Achnitz 2013.

13 Vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 4. Vgl. hierzu den Beitrag von Christoph Fasbender in diesem Band.

14 Ebd., S. 7.

15 Ebd.

16 Ebd., S. 8.

verzeichnet sind hingegen die zahlreichen strophischen Texte, wenngleich diese eine durchaus eigene Traditionslinie bilden,[17] denn diejenigen Werke, in denen im Anschluss an Wolfram von Eschenbach und Hadamar von Laber die Titurelstrophe verwendet wird, unterscheiden sich über dieses formale Merkmal hinaus nicht von den paargereimten Texten. Dass das Merkmal ‚strophisch' gleichbedeutend mit ‚sangbar' sei, wie es im Handbuch anklingt,[18] lässt sich ohnehin kaum belegen – ebenso wie sich nicht belegen lässt, dass paargereimte Texte nicht auch gesungen worden sind. Inhaltlich verwandte Texte in Prosa und Strophen können daher konsequent als Formvariation zu den Texten betrachtet werden, die man als ‚Minnereden' bezeichnet.

4 Was sind dann ‚Minnereden'?

Differenziert man auf diese Weise das Korpus der über 600 katalogisierten Texte, verbleiben etwa 450 Werke für die weitere Betrachtung und für die Frage danach, was denn nun eine ‚Minnerede' sei. Mit seinem Versuch, im Exklusionsverfahren Kriterien zur Beschreibung der Mären zu gewinnen, hat Hanns Fischer 1968 nebenbei auf einen Aspekt aufmerksam gemacht, der in der Minneredenforschung nach wie vor wenig beachtet wird, obwohl Hans-Joachim Ziegeler bereits 1985 auf dessen Relevanz aufmerksam machte und ich selbst im Jahr 2000 einen Vorschlag unterbreitet habe, wie sich das Feld der als ‚Minnereden' bezeichneten Werke in dieser Hinsicht und mit sprachwissenschaftlichem Instrumentarium weiter strukturieren lässt.[19]

Für Fischer ist bei der Systematisierung der literarischen Kleinformen die Differenzierung zwischen erzählenden und nichterzählenden Texten von grundlegender Bedeutung.[20] Überwiegend *erzählende* Texte, zu denen die Mären gehören, sind gekennzeichnet durch das Vorherrschen eines „bewegten Vorgangs, dessen Einzelgeschehnisse in irgendeiner Form der zeitlichen Sukzession ablaufen (es wird etwas ‚erzählt, berichtet')"[21]

17 Vgl. ebd., S. 8.
18 Vgl. ebd., S. 4.
19 Vgl. Fischer 1983, S. 29–63; Ziegeler 1985; Achnitz 2000.
20 Vgl. auch Achnitz 2013, S. XXVII–XLI.
21 Fischer 1983, S. 34.

– *nichterzählende* Texte kennzeichnet hingegen das Vorherrschen einer „stagnierenden Erörterung, die Gedankenfolgen in lediglich logischer Verknüpfung reiht (es wird etwas ‚beredet, besprochen')"[22].

Die rein erörternden Reimpaartexte bezeichnet Fischer in Anlehnung an das mhd. Substantiv *rede*, das in mittelalterlichen Texten als Terminus „für alles Gesprochene in unspezif[ischer] Bedeutung (Rede, Gespräch, Erörterung)"[23] gebraucht wird, als ‚Reden'. Diese Verwendung des Begriffs ‚Rede' oder ‚Reim(paar)rede' hat sich im Fach – wie der Begriff ‚Märe' – heute weitgehend durchgesetzt. Neben geistlichen, politischen und panegyrischen Reden zählt Fischer zu dieser Gruppe kleinerer erörternder Reimpaardichtungen auch die ‚Minne*reden*', konstatiert jedoch, dass diese auffallend häufig als Gesprächsszenen inszeniert seien, die zumeist „noch in eine kleine Rahmenhandlung (Ausfahrt, Traum, Vision des Dichters) gekleidet"[24] seien: Neben Monolog und Dialog ist der epische Vorgang später dann auch für Ingeborg Glier eine gattungskonforme Möglichkeit der Inszenierung innerhalb der ‚Minnereden' gewesen.

Dies aber bedeutet, dass eine beachtliche Anzahl von ‚Minnereden' gar keine ‚Reden' in dem seit Fischer gebräuchlichen Sinn sind und damit keine Texte, in denen es um die stagnierende Erörterung einer Lehre oder einer gedanklichen Erkenntnis geht. Bei den meisten der als ‚Minnereden' kategorisierten Texte handelt es sich stattdessen wie bei den Mären um Erzählungen, in denen über die Einführung eines Erzählers eine epische Situation gestaltet wird, die durch einen vorganghaften, fiktiven Ablauf von Geschehnissen in zeitlicher Sukzession gekennzeichnet ist. Nach den von Hans-Joachim Ziegeler aufgestellten Kriterien verläuft die Grenze zwischen diskursiven und erzählenden Formen daher nicht, wie noch Fischer glaubte, zwischen Märe und Rede, sondern mitten durch die als ‚Minnereden' bezeichneten Texte hindurch.[25] Die wichtigste Differenz zwischen den beiden Gattungen ist vielmehr die spezifische Erzählhal-

22 Ebd.

23 Grubmüller 1993, S. 279, und ebd., S. 280: „Die ‚Rede' kennzeichnet mittelalterl. Literatur in ihrem lebensweltl. Bezug: Sie verweist darauf, daß diese weit mehr erfaßt als Poesie u. Fiktion, u. Lebensorientierung auch in direkter Anweisung u. Erörterung zu ihren Aufgaben zählen"; vgl. auch Schröder 1977, S. 431f., der selbstständige, „didaktisch-epische" Kleinformen als *reden* bezeichnet.

24 Fischer 1983, S. 41.

25 Vgl. Ziegeler 1985, S. 73f.

tung, denn bis auf ganz wenige Ausnahmen weisen die Mären einen auktorialen Erzähler auf, während in den ‚Minnereden' die Ich-Sprechhaltung dominiert.

Im Anschluss an die vorgeschlagene Untergliederung des Textkorpus in verschiedene Traditionsstränge und Felder sollten daher innerhalb der 450 im Fokus stehenden Texte vor allem zwei Subtypen unterschieden werden: ‚Minnereden im *eigentlichen* Sinn' und ‚*erzählende* Minnereden' – wobei sich erörternde und erzählende Texte mit Hilfe der Kriterien ‚Erzählhaltung' und ‚Tempus' klar gegeneinander abgrenzen lassen.[26]

5 Minnereden

In den erörternden, ‚eigentlichen' Reden (Typ 1) erscheint die kommunikative Grundkonstellation der ‚Minnereden' in zwei Varianten: Entweder werden von einem Sprecher-Ich eine Frau bzw. alle Frauen oder Frau Minne angesprochen oder das Ich wendet sich direkt an ein Publikum als fiktivem Adressaten, um über seine Geliebte oder über ein bestimmtes Minneverhalten zu reflektieren. Dieser Typ ist „dadurch charakterisiert, daß die zwei Zeitebenen Vergangenheit und Gegenwart nicht differenziert werden. Die Rede ereignet sich im Hier und Jetzt, ohne daß dies durch ausdrückliche zeitliche Fixierung gesagt wird; zwischen dem, was jetzt geschieht, und dem, was zuvor einmal geschehen sein soll, gibt es keine sprachlich markierten Differenzen."[27] Entsprechend stehen die in den erörternden Texten verwendeten Verben im Präsens oder im Imperativ.

Mit solchen Texten, meist geringeren Umfangs, beginnt noch vor der Mitte des 13. Jahrhunderts die Geschichte der ‚eigentlichen Minnereden'. Fragt man nach ihrem Ursprung, ergeben sich Zusammenhänge zu den traktathaften Büchlein des 12. und 13. Jahrhunderts, zum späteren Minnesang sowie zu den Minneexkursen höfischer Versromane, die als nichtselbstständige Werke sowohl von Brandis als auch von Glier aus dem Korpus ausgeschieden worden sind. Die Art der Einbettung solcher Passagen, in denen Erzähler oder Figuren über Minne reflektieren, in den

26 Vgl. Achnitz 2000.
27 Ziegeler 1985, S. 60.

Handlungskontext eines epischen Werkes, wie es in den Romanen Heinrichs von Veldeke, Gottfrieds von Straßburg, Rudolfs von Ems, Konrads von Würzburg, im ‚Reinfried von Braunschweig' oder im ‚Wilhelm von Österreich' der Fall ist, erlaubt jedoch Aussagen über Funktion und Rezeption solcher minnetheoretischer Reflexionen, die vielleicht auch auf die ‚Minnereden' übertragen werden könnten.[28] Darauf hat Rüdiger Schnell aufmerksam gemacht:

> Während im hochhöfischen Roman das Thema ‚Minne, Ehe, Liebe' innerhalb eines umfassenden Problemzusammenhangs dargestellt wird (‚Erec', ‚Iwein', ‚Parzival', ‚Tristan'), führt der im späthöfischen Roman erkennbare Hang zur Minnedidaktik zur Ausbildung von einzelnen, konkreten Minnekasus. So kann es zur Annäherung und zu Überschneidungen von späthöfischem Roman und Minnerede kommen […]. Man gewinnt den Eindruck, daß aus dem höfischen Roman und seinen späten Repräsentanten […] die Gattung der Minnerede herauswächst.[29]

Beispielsweise wären die Minneexkurse im ‚Reinfried' aufgrund ihres abstrakt-erörternden Charakters und wegen des sich von der Narratio abhebenden geblümten Stils als selbstständig überlieferte Texte ohne Weiteres der Gattung der ‚Minnereden' (Typ 1) zuzuordnen. Formal sind sie jedoch durch das Auseinanderfallen von Satzbindung und Reimbindung unauflösbar (als Rede des Erzähler-Ichs an das Publikum) in den Roman integriert.

Erörternde Texte dieses Typs entstehen (mit Variationen) auch in den nachfolgenden Jahrhunderten. Bemerkenswert ist neben der anfänglichen geographischen Beschränkung auf den südwest- bzw. ostoberdeutschen Raum der Überlieferungskontext der frühesten ‚eigentlichen' Minnereden. Während sich die Texte der Wiener Kleinepiksammelhandschrift 2705 von den anderen dort enthaltenen weltlichen und geistlichen

28 Vgl. dazu jetzt Lembke 2013.

29 Schnell 1975, S. 158f. Für den ‚Wilhelm von Österreich' ist allerdings zu bedenken, dass sich Johann von Würzburg 1314 schon auf einen breiten Strom von ‚Minnereden' stützen konnte und dass er auch Johanns von Konstanz kurz zuvor entstandene ‚Minnelehre' bereits kannte (vgl. dazu Huschenbett 1983 und Achnitz 2003).

Reden nur durch das Thema ‚Minne' unterscheiden, *verbindet* gerade die Minnethematik die Werke des um 1330/1350 angefertigten Straßburger Codex A 94 miteinander: Neben ‚Minnereden' sind dies vor allem Mären sowie sechs andere kleinepische Stücke. Der etwas längere Text ‚Der Minne Freigedank' ist schließlich gemeinsam mit erzählenden ‚Minnereden' und einigen Mären im Cgm 717 überliefert, einer vorwiegend geistliche Prosa, Gebete und Predigten enthaltenden Sammelhandschrift aus Augsburg, die von 1348 datiert und als älteste Papierhandschrift mit deutschsprachigen Texten gilt. Die Geschichte der chronologischen Entfaltung und räumlichen Verbreitung dieser erörternden Texte ist noch zu schreiben. Das umfassend aktualisierte Heidelberger ‚Handbuch Minnereden' bietet dazu nun alle Möglichkeiten.

6 Minneerzählungen

Komplexer gestalten sich die von Ziegeler als ‚Minnereden-Erzählungen' bezeichneten Texte (das ist der Typ 2). In ihnen stehen die Verben überwiegend im Präteritum und die vergangene Handlung wird als abgeschlossen in Bezug auf die Gegenwart der Rezeption betrachtet. Häufig begegnet dort eine Verknüpfung von Rede und Erzählung, indem die Grundkonstellation der ‚erörternden Minnereden' (vom Typ 1) – das Ich spricht zu einer Frau oder über eine Frau zum Publikum – um ein handelndes Ich und mindestens eine zusätzliche Figur erweitert wird. Dann herrschen zwar in einzelnen Abschnitten Verben im Präsens und Perfekt vor – diese Passagen sind aber als wörtliche Rede in die Erzählung integriert.

Eine Voraussetzung dafür, dass diese Verknüpfung von Erzählung und Rede gelingt, sieht Ziegeler darin, dass in solchen Texten „drei verschiedene literarische Rollen grammatisch-sprachlich mit demselben Pronomen *ich* abgedeckt sind. Dies erst schafft die Schwierigkeiten und Möglichkeiten, ‚fließend' zwischen den drei Rollen zu vermitteln"[30].

30 Ziegeler 1985, S. 65. In Ziegelers Beispieltext ‚Die Klage eines Liebenden II' (B35) „ist das Ich-Ich-Schema des Erzählteils von erzählendem Ich und erlebendem (handelndem, erzähltem) Ich noch erweitert um ein redendes Ich." Die Verknüpfung geschieht dadurch, dass der Text – nicht ohne Brüche – „von einer indirekten Rede in der Erzählung in eine aktuelle Rede an ein Publikum" übergeht (ebd).

Diese Polyfunktionalität der Ich-„Hohlform“[31] bringt fast zwangsläufig den Einsatz erzählerischer Elemente mit sich und der Erzählrahmen – so Ziegeler weiter – wird dadurch konstituiert, dass

> in einem Text (oder einer seiner Passagen) an den Beginn eine Kombination von zeitlicher Fixierung mit präteritaler Verwendung der Verben gesetzt wird, die auf diesen Zeitpunkt bezogen sind und von ihm aus eine Sukzession von Handlungen andeuten; diese Kombination kann zum Schluss des Textes (oder der Passage) wieder aufgegriffen werden [– sie muss es aber nicht]. Die Gattung der Minnereden hat somit, über die ihr gewissermaßen natürlich zugewachsenen Elemente der Ich-Aussprache zum Thema Minne frei verfügend, mit diesen Elementen auch den Typus der ‚Minnereden‘-Erzählung aufgebaut.[32]

Daraus ergibt sich mitunter die regelrechte Zweiteilung solcher ‚Minnereden‘, die sowohl erzählende als auch erörternde Teile beinhalten. Neben Ziegelers Beispielen lassen sich dafür aus dem Korpus der frühen ‚Minnereden‘ zwei Texte anführen, bei denen die Brüche zwischen beiden Teilen besonders augenfällig sind: Bei ‚Der Minne Erklärung‘ (B515) ist aufgrund der fragmentarischen Überlieferung jedoch nicht sicher zu entscheiden, wer den ersten, erörternden Teil spricht, wo genau sich die Zäsur befindet, und ob es sich nicht vielleicht *doch* um die Reste zweier verschiedener Texte handelt. Bei der noch ungedruckten ‚Klage vor Frau Minne‘ (B65) – ebenfalls im Cgm 717 überliefert – ist der Übergang so wenig kohärent, dass die vierzehn letzten Verse im ‚Handbuch‘ gar als selbstständiges Stück verzeichnet sind (‚Frauendienst und Minnedienst‘, B265). Möglicherweise gehören solche Brüche aber auch optional zu diesem Subtypus und wären dann in ihrer Funktion für das Verständnis der einzelnen Texte zu hinterfragen. Diese nicht selten anzutreffenden Mischformen erschweren zwar die hier vorgeschlagene Distribution in zwei grundlegende Typen, lassen sich aber nach der Analyse der Verben und der Betrachtung der Werkstruktur in nahezu jedem Fall eindeutig zuordnen. Und selbst in schwierigen Fällen erleichtert das Unterscheiden

31 Glier 1971, S. 395.
32 Ziegeler 1985, S. 66; vgl. auch ebd., S. 71.

zwischen erörternden und erzählenden Bestandteilen immer noch die Beschreibung der im jeweiligen Einzelfall vorliegenden Mischung.

Im Unterschied zu den erörternden Texten können die ‚erzählenden Minnereden' als Versuche verstanden werden, Minnekasus – anders als in den Romanen – in einen gänzlich experimentellen Rahmen zu stellen, da bei der Etablierung von Rahmenhandlungen größere Freiräume bestanden als bei der Einbettung minnedidaktischer Passagen in einen Roman. Rüdiger Schnell schreibt, dass den meisten Texten des Typs ‚erzählende Minnerede' die Orientierung auf eine übergreifende Handlung fehlt:

> Sie schaffen sich selbst eine Situation, in der unabhängig von Fragen der Erfüllbarkeit und Realisierung über Liebe reflektiert und diskutiert werden konnte. Der argumentativ-diskursive Charakter der Minnereden gestattete es ihnen, außerhalb von Zeit und Raum Ideale des Minneverhaltens zu entwerfen, ohne nach den möglichen Konsequenzen ihrer Verwirklichung fragen zu müssen.[33]

7 Distribution und Definition der so genannten ‚Minnereden'

An dieser Stelle sei daher noch einmal einer Distribution der so genannten ‚Minnereden', wie sie das Heidelberger ‚Handbuch Minnereden' versammelt, das Wort geredet. Neben den in eigenen Traditionssträngen verhafteten Subtypen (wie den Briefen oder den Grüßen) ist das Korpus vor allem mit Hilfe der von Hans-Joachim Ziegeler entwickelten Kriterien[34] nach erörternden und erzählenden Typen zu differenzieren. Dabei stellt sich heraus, dass sich die meisten der von Glier beschriebenen Gattungsmerkmale problemlos nur einem der beiden Typen zuordnen lassen.

Die Beobachtung, dass sich die so genannten ‚Minnereden' mit Hilfe der Kategorie des ‚epischen Präteritums' in erörternde und erzählende Typen

33 Schnell 1981, S. 265.

34 Ziegelers Untersuchungskorpus besteht im Wesentlichen aus den von Matthaei 1913 und Brauns/Thiele 1938 herausgegebenen ‚Minnereden', die „mit wenigen Ausnahmen alle 34 von Brandis zusammengestellten Gruppierungen" abdecken (Ziegeler 1985, S. 57).

unterteilen lassen, ist ja keineswegs neu. Es ist aber stärker zu beachten, dass der Anteil ‚epischer Formen' unter den so genannten ‚Minnereden' doch sehr viel höher anzusetzen ist, „als Ingeborg Glier meint, da zu den ‚epischen Formen' nicht nur die ‚geschilderten Vorgänge', sondern z. T. auch ‚Monologe', vor allem aber ‚Gespräche' zu zählen sind"[35], die zumeist eine erzählte Rahmenhandlung aufweisen.[36] Beispielsweise sind die für viele Texte typischen Traum- oder Spaziergangseinleitungen naturgemäß nur in ‚erzählenden Minnereden' vorhanden, und auch nur dort tritt das sprechende Ich als beobachtende oder handelnde Figur auf. Und nur für den Typ 2 eignet sich die Ich-Erzählhaltung dazu, ‚erzählende Minnereden' von anderen Erzählformen, wie etwa den Mären, abzugrenzen – innerhalb der Gruppe erörternder Texte (Reden), zu denen auch die Minnereden vom Typ 1 gehören, wirkt die Ich-Rolle des Sprechers hingegen nicht distinktiv.

Vielleicht sollte man als ‚Minnereden' tatsächlich nur diese erörternden Texte des Typs 1 bezeichnen, die als selbstständige literarische Gattung eine Besonderheit der mittelalterlichen Dichtung darstellen, die mit dem Stichwort ‚Didaxe' nur unzulänglich beschrieben ist: In ihr wird der Normen- und Wertekanon der hochmittelalterlich-höfischen Dichtung in das Spätmittelalter transponiert. Für die nicht erörternden Texte des Typs 2 müsste dann ein neues Etikett gefunden werden. Da sich Ziegelers Arbeitsbegriffe ‚erzählende Minnereden' bzw. ‚Minneredenerzählungen' nicht durchgesetzt haben, könnte man sie, in Analogie zu den eigentlichen Minnereden, vielleicht einfach ‚Minneerzählungen' nennen. Es sei aber betont, dass dabei (wie für die Mären) die von Karl Stackmann zur (Sang-)Spruchdichtung getroffene Feststellung gilt: „An der Terminologie hängt nichts, an der Sache alles"[37].

Es geht bei den hier wiederholten Vorschlägen nicht darum, zwanghaft ein Schubladensystem einzuführen, in das sich alle Formen wegsortieren ließen. Es scheint aber so zu sein, dass sich die sehr heterogenen Werke, die das Heidelberger ‚Handbuch' im Anschluss an das Repertorium von Brandis katalogisiert, nur dann angemessen in ihrer Poetik

35 Ziegeler 1985, S. 74.
36 Wo dies nicht der Fall ist, liegt häufig ein Vertreter der Gattung ‚Streitgespräch' vor.
37 Stackmann 1958, S. 8, Anm. 2.

und in ihren Gebrauchsfunktionen erfassen lassen, wenn man sie nach Subtypen getrennt betrachtet. Im Anschluss an die Beschreibung spezieller Formen aus dem Korpus der so genannten ‚Minnereden' (Liebesbriefe, Ehren-, Preis- und Totenreden, Grüße sowie verschiedener Großformen, die als Gattungsexperimente aufzufassen sind) ließe sich für die beiden grundlegenden Typen getrennt nach ihren Ursprüngen sowie nach ihrer Entfaltung in Raum und Zeit zwischen der ersten Hälfte des 13. und dem Anfang des 16. Jahrhunderts fragen.

Und für beide Typen – die erörternden, eigentlichen Minnereden und die Minneerzählungen – lassen sich dann die Merkmale, durch sie sich voneinander sowie von anderen Gattungen abgrenzen, in recht präzise Definitionen fassen – die ich hier abschließend als einen Versuch vorlegen möchte:

Bei den ‚eigentlichen Minnereden' handelt es sich um eine durch die Minnethematik konstituierte Untergruppe lehrhaft-erörternder Reden, deren Anliegen es ist, theoretische Einsichten in das Wesen der Minne und praktische Regeln für das rechte Verhalten der Minnepartner zu vermitteln, was zumeist in der poetischen Form des vierhebigen Reimpaarverses, mitunter aber auch in Strophenform geschieht. Das Anliegen dieser Texte ist nicht primär ein didaktisches, da das in ihnen ausgebreitete Wissen weithin verfügbar ist; sie wirken vielmehr gemeinschaftsstiftend.

Bei den ‚Minneerzählungen' handelt es sich um Reimpaardichtungen mittleren Umfangs, die mit primär unterhaltender Absicht von außergewöhnlichen Begebenheiten oder Begegnungen rund um das Thema Minne erzählen, etwa von Werbungsvorgängen, Gesprächen zwischen Männern und Frauen oder von Liebesleid und Liebesfreude. Als typspezifische Merkmale können die häufig eine Rahmenhandlung eröffnenden Einleitungstopoi (wie Natureingang, Spaziergang, Traum oder Entführung) sowie die vorherrschende Ich-Erzählhaltung gelten.

Eine ‚Sonderform der Minneerzählungen' bilden schließlich die ‚Minneallegorien', in denen zumeist auch personifizierte Tugenden als handelnde Personen auftreten. Sie nehmen in der Literaturgeschichtsschreibung sowie in der Minneredenforschung zwar einen prominenten Platz ein, repräsentieren jedoch nur einen sehr geringen Teil des Korpus.

Von solch differenzierten Definitionen aus werden leicht die Übergänge zu verwandten Formen erkennbar: Die erörternden Formen stehen in enger Beziehung zu den Minneexkursen der höfischen Versromane sowie zur Lyrik, speziell zu den Spätformen des Minnesangs – dies ist besonders spannend wegen der Ich-Sprechhaltung in den Texten.[38] Die erzählenden Formen stehen dagegen kleineren Verserzählungen mit anderen Inhalten nahe – insbesondere der Märendichtung, von der sie sich im Grunde oftmals nur über die Ich-Erzählhaltung unterscheiden.

Die Anzahl der Minneerzählungen ist mit weniger als 300 Werken im Übrigen ähnlich groß wie die der Mären und beide Gattungen erstrecken sich über denselben Zeitraum zwischen der ersten Hälfte des 13. und dem Beginn des 16. Jahrhunderts. Und wie zu den Mären (man denke etwa an den ‚Moritz von Craûn' oder an ‚Die Heidin') gibt es auch zu den Minneerzählungen ihnen nah verwandte und zum Teil experimentelle Großformen auf dem Weg zum Roman.

Ein Ergebnis solcher Bemühungen um die Definition von Subtypen könnte sein, dass sich Minnereden und Minneerzählungen nicht nur erzähltheoretisch und mit Blick auf ihre formale Gestaltung, sondern auch hinsichtlich ihrer Gebrauchszusammenhänge, ihrer gesellschaftlichen Funktionen und ihrer kommunikativen Leistung nach unterscheiden lassen, und insgesamt sollte es auf diese Weise möglich werden, die recht bedeutende Rolle all dieser Kleinformen beim Übergang von der späthöfischen Dichtung des 13. Jahrhunderts zum ganz andersartigen Schrifttum der Frühen Neuzeit besser zu beschreiben, als es bislang gelungen ist. Für die Erforschung einer solcherart differenzierten Geschichte der Subtypen von ‚Minnereden' bietet das Heidelberger ‚Handbuch' nun auf aktuellem Forschungsstand vorzügliche Voraussetzungen.

8 Literaturverzeichnis

Achnitz 2000: Wolfgang Achnitz, *Kurz rede von guoten minnen | diu guotet guoten sinnen.* Zur Binnendifferenzierung der sogenannten ‚Minnereden'. In: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 12 (2000), S. 137–149.

38 Vgl. dazu die Beträge von Sonja Glauch und Katharina Philipowski in diesem Band.

Achnitz 2003: Wolfgang Achnitz, Minnereden. In: Forschungsberichte zur Internationalen Germanistik. Germanistische Mediävistik. Hg. von Hans-Jochen Schiewer unter Mitarbeit von Jochen Conzelmann. (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe C,6) Bern 2003, S. 197–255.

Achnitz 2013: Wolfgang Achnitz, Das Feld der literarischen Kleinformen im Mittelalter. In: Deutsches Literatur-Lexikon. Das Mittelalter. Hg. von Wolfgang Achnitz. Bd. 5: Epik (Vers – Strophe – Prosa) und Kleinformen. Berlin – Boston 2013, S. XXVII–XLI.

Brandis 1968: Tilo Brandis, Mittelhochdeutsche, mittelniederdeutsche und mittelniederländische Minnereden. Verzeichnis der Handschriften und Drucke. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 25) München 1968.

Brauns/Thiele 1938: Mittelhochdeutsche Minnereden II. Die Heidelberger Handschriften 313 und 355. Die Berliner Handschrift Ms. germ. fol. 922. Aufgrund der Vorarbeiten von Wilhelm Brauns. Hg. von Gerhard Thiele. (Deutsche Texte des Mittelalters 41) Berlin 1938. Nachdruck mit einem Nachwort von Ingeborg Glier. Dublin – Zürich 1967.

Fischer 1983: Hanns Fischer, Studien zur deutschen Märendichtung. 2., durchges. und erw. Aufl. besorgt von Johannes Janota. Tübingen 1983.

Glier 1971: Ingeborg Glier, Artes amandi. Untersuchung zu Geschichte, Überlieferung und Typologie der deutschen Minnereden. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 34) München 1971.

Grubmüller 1993: Klaus Grubmüller, Reimpaarrede [Art.]. In: Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache. Hg. von Walther Killy unter Mitarbeit von Hans Fromm. Bd. 14: Begriffe, Realien, Methoden. Hg. von Volker Meid. Gütersloh – München 1993, Sp. 279–281.

von der Hagen 1848: Friedrich Heinrich von der Hagen, Alterthumskunde. Aus altdeutschen Handschriften. In: Germania 8 (1848), S. 239–315.

Huschenbett 1983: Dietrich Huschenbett, Tradition und Theorie im Minne-Roman. Zum ‚Wilhelm von Österreich' des Johann von Würzburg. In: Zur deutschen Literatur und Sprache des 14. Jahrhunderts. Dubliner Colloquium 1981. Hg. von Walter Haug, Timothy R. Jackson und Johannes Janota. Heidelberg 1983, S. 238–261.

Jauss 1972: Hans Robert Jauss, Theorie der Gattungen und Literatur des Mittelalters. In: Grundriß der romanischen Literaturen des Mittelalters. Bd. 1: Généralités. Bearb. von Maurice Delbouille. Heidelberg 1972, S. 107–138.

Klingner/Lieb 2013: Jacob Klingner/Ludger Lieb, Handbuch Minnereden. Mit Beiträgen von Iulia-Emilia Dorobanţu, Stefan Matter, Martin Muschick, Melitta Rheinheimer und Clara Strijbosch. 2 Bde. Berlin – Boston 2013.

Kuhn 1936: Hugo Kuhn, Mittelalterliche Kunst und ihre ‚Gegebenheit'. Kritisches zum geisteswissenschaftlichen Frage-Ansatz. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 14 (1936), S. 223–245.

Kuhn 1980: Hugo Kuhn, Entwürfe zu einer Literatursystematik des Spätmittelalters. Tübingen 1980.

Lembke 2013: Valeska Lembke, Minnekommunikation. Sprechen über Minne als Sprechen über Dichtung in Epik und Minnesang um 1200. (Studien zur historischen Poetik 14) Heidelberg 2013.

Lieb 2000: Ludger Lieb, Minnerede [Art.]. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. von Georg Braungart, Harald Fricke, Klaus Grubmüller, Jan-Dirk Müller, Friedrich Vollhardt und Klaus Weimar. Bd. 2. Berlin – New York 2000, S. 601–604.

Matthaei 1907: Kurt Matthaei, Das weltliche Klösterlein und die deutsche Minne-Allegorie. Marburg 1907.

Matthaei 1913: Mittelhochdeutsche Minnereden I. Die Heidelberger Handschriften 344, 358, 376 und 393. Mit drei Tafeln. Hg. von Kurt Matthaei. (Deutsche Texte des Mittelalters 24) Berlin 1913. Nachdruck Dublin – Zürich 1967.

Mihm 1965: Arend Mihm, Aus der Frühzeit der weltlichen Rede. Inedita des Cod. Vindob. 2705. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 87 (1965), S. 406–433.

Niewöhner 1943: Heinrich Niewöhner, Minnereden und -allegorien [Art.]. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Hg. von Wolfgang Stammler und Karl Langosch. Bd. 3. Berlin u. a. 1943, Sp. 404–424.

Schnell 1975: Rüdiger Schnell, Ovids Ars amatoria und die höfische Minnetheorie. In: Euphorion 69 (1975), S. 132–159.

Schnell 1981: Rüdiger Schnell, Grenzen literarischer Freiheit im Mittelalter: I. Höfischer Roman und Minnerede. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 218 (1981), S. 241–270.

Schröder 1977: Walter Johannes Schröder, rede (mhd.) [Art.]. In: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Begr. von Paul Merker u. Wolfgang Stammler. Hg. von Werner Kohlschmidt und Wolfgang Mohr. Bd. 3. 2. Aufl., Berlin – New York 1977, S. 431–432.

Stackmann 1958: Karl Stackmann, Der Spruchdichter Heinrich von Mügeln. Vorstudien zur Erkenntnis seiner Individualität. (Probleme der Dichtung. Studien zur deutschen Literaturgeschichte 3) Heidelberg 1958.

Ziegeler 1985: Hans-Joachim Ziegeler, Erzählen im Spätmittelalter im Kontext von Minnereden, Bispeln und Romanen. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 87) München – Zürich 1985.

Sonja Glauch (Erlangen)

Zu Ort und Funktion des Narrativen in den Minnereden

Eine Skizze

1 Einleitung

Minnereden sind, wie allgemein geläufig, primär kein erzählender Texttyp. Die Diagnosen sind bekannt: Ludger Lieb und Otto Neudeck registrieren „ein Überwiegen von diskursiven Elementen, während Narratives kaum je ein Eigengewicht erhält (typisch sind narrative Rahmungen von Minnegesprächen)“[1]; im ‚Reallexikon‘ formuliert Ludger Lieb das so: „Epische Anteile sind der erörternden Rede untergeordnet: Wo sie nicht gänzlich fehlen, haben sie meist die Funktion, Monologe oder Dialoge zu rahmen, exemplarische Minnehandlungen darzustellen oder allegorische Vorgänge zu konstruieren.“[2] Schon Ingeborg Glier wies auf das Phänomen hin: „Gegenüber Monolog- und Gesprächstypen treten geschilderte Vorgänge, die epischen Formen nahestehen, in den deutschen Minnereden relativ zurück.“[3]

Dieses ‚gemischte‘ Gepräge der Minnerede dürfte ursächlich damit zusammenhängen, dass in ihr ein Ich, wenn es erzählt, von sich selbst erzählt. Diese weitreichende These soll hier nicht näher erörtert werden; sie ist aber der Ausgangspunkt meines Interesses an der Minnerede im Kontext einer Thematik, die mich seit einer Weile beschäftigt, nämlich

1 Lieb/Neudeck 2006, S. 3.
2 Lieb 2000, S. 601.
3 Glier 1971, S. 406.

der des Ich-Erzählens.[4] Für das Ich-Erzählen ist die Minnerede zunächst ein klassischer Kandidat, weil das Ich in ihr systematisch prominent ist,[5] und zugleich ist sie es nicht, weil das Erzählen in dieser Form lehrhafter Rede selbst etwas Sekundäres zu sein scheint. Dennoch hat das Erzählen seine Rolle und seine Funktion in dieser Textgruppe. „Die Grenzlinie zwischen ‚Erzählung' und ‚Rede'", die Hans-Joachim Ziegeler als „durch die Gattung Minnerede selbst [verlaufend]"[6] geortet hat, scheidet zwar die monolithischen Klage- oder Preismonologe ab, fast alle anderen Minnereden aber werden selbst von dieser Grenze durchschnitten. Der Grad und das Ausmaß des Narrativen ist in der Gattung[7] offenkundig völlig variabel, und die einzelnen Texte selbst sind in dieser Hinsicht fast immer inhomogen, das heißt aus erzählenden und erörternden Passagen zusammengesetzt. Diese Inhomogenität und das grundlegend ‚amphibische' Redemodell scheinen mir aus erzähltheoretischer Perspektive durchaus bemerkenswerte Tatsachen zu sein, und das macht die Minnerede als Gattung oder Typus unter dem Gesichtspunkt des Ich-Erzählens wieder extrem interessant. Daraus folgt zwingend, dass ich mich dem Vorschlag von Wolfgang Achnitz, einen klaren Schnitt zwischen ‚eigentlichen' Minnereden und erzählenden Minnereden (‚Minneerzählungen') zu setzen,[8] nicht anschließen kann. Mir scheint die Übergängigkeit zwischen beiden Ausformungen viel stärker ausgeprägt zu sein als ihre Differenz. Nach meinem Eindruck sind die erzählenden und die räsonierend-erörternden Minnereden zwei Pole, zwischen denen man nicht so sehr nach

4 Glauch 2010; vgl. auch die Tagung ‚Von sich selbst erzählen. Historische Dimensionen des Ich-Erzählens' (Kloster Irsee, 30. September – 2. Oktober 2013), veranstaltet gemeinsam mit Katharina Philipowski.

5 Vgl. Achnitz 2003, S. 198: „die in den Minnereden überwiegende Ich-Erzählhaltung".

6 Ziegeler 1985, S. 73f.

7 Ich spreche von Gattung oder Typus unter denselben Kautelen, wie sie jeder, der über die Minnerede handelt, formuliert.

8 Vgl. Achnitz 2000, v. a. S. 147; siehe auch den Beitrag von Wolfgang Achnitz in diesem Band.

Verschiedenheiten der Gattungsentwicklung und der Gebrauchsfunktionen suchen sollte, sondern nach Verschiedenheiten der Poetik.[9]

2 Narrativität

Vorweg wäre noch zu klären, was es denn sei, was das ‚Erzählen' oder das ‚Narrative' im Gegensatz zum Diskursiven eigentlich ausmacht. Man kann das konzeptuell verschieden tun und hat das auch getan. Ingeborg Glier unterscheidet bekanntlich drei Inszenierungstypen: Monologe, Gespräche und „geschilderte Vorgänge, die epischen Formen nahestehen".[10] Zu letzterem gehören für sie die Werbung, die Begegnung und das Gericht. Offenkundig geht es bei dieser Typologie um das, was dargestellt wird. Dass sich das nicht decken muss mit den Haltungen des Beredens und Erzählens, darauf hat Hans-Joachim Ziegeler hingewiesen und das Profil der Tempora in der Rede des Sprechers zum Kriterium erhoben. Erzählt wird im Präteritum. Dieses Kriterium erlaubt viel kleinräumigere Anamnesen und macht darauf aufmerksam, dass selbst ein Monolog narrativ eingeleitet sein kann. Folglich muss Ziegeler narrativen Formen einen größeren Anteil innerhalb der Gattung einräumen als Glier dies tat.[11]

9 Dass die Minnerede eine primär und überwiegend diskursive Form ist, sollte man meines Erachtens nicht zu direkt mit ihrem Namen *Minnerede* zusammenbringen, der schon vor 100 Jahren von Kurt Matthaei geprägt wurde. Achnitz spielt diese vorterminologische Bezeichnung gegen den Terminus ‚Rede' aus, wie ihn Hanns Fischer für erörternde Reimpaartexte geprägt hat (vgl. Fischer 1983, S. 34): „daß es sich bei einer beachtlichen Anzahl von Werken, die als ‚Minnereden' bezeichnet werden, gar nicht um ‚Reden' handelt, d. h. um Texte, in denen es um die stagnierende Erörterung einer Lehre oder gedanklichen Erkenntnis geht" (Achnitz 2000, S. 140). Mindestens genauso gerechtfertigt wäre es, ‚Minnerede' im Kontrast zu ‚Minnesang' zu verstehen, denn wenn solche Reimpaartexte in der Überlieferung als ‚Rede' oder ‚Spruch' tituliert werden, dann bezeichnet das viel eher die Differenz zum gesungenen Lied oder Sangspruch als zum Erzähltext. Ebenso verhält es sich mit dem analogen französischen Begriff des dit. Narratives wird durch den Begriff ‚Rede' in der mittelalterlichen Verwendung ebensowenig ausgeschlossen wie durch den Begriff *dit*.

10 Glier 1971, S. 406.

11 Vgl. Glier 1971, S. 74

Eine kleine kritische Nachfrage kann ich den Urhebern des ‚Handbuchs Minnereden' in diesem Zusammenhang nicht ersparen. Die Inhaltsreferate sind ein großartiges Werkzeug und bewundernswert detailliert, aber sie geben keine Auskunft über das temporale Profil der Rede. Meines Erachtens gilt für die Paraphrase von Ich-Erzählungen die Tempusregel nicht, die man bei heterodiegetischen Erzählungen einzuhalten gewohnt ist, nämlich das (epische) Präteritum als Präsens zu referieren. Käte Hamburger hat in ihrer ‚Logik der Dichtung' mit Recht darauf hingewiesen, dass das Präteritum in Ich-Erzählungen eine andere Funktion hat als in Er-Erzählungen, nämlich eine vom Ich aus gesehen tatsächliche Vergangenheit zu bezeichnen. In der Praxis des Handbuchs kann die Inhaltsangabe: „Der Sprecher liegt nachts wach im Bett" (B40)[12] zwei wesentlich verschiedene Textanfänge bedeuten, einen präsentisch-erörternden: *So ich des nachtes nit slaffen mag,* | *so tenck ich dick, wer ez tag* (B33) oder einen präterital-erzählenden *An eynem morgen es geschach,* | […] *das ich do lag alleyn* (B35). Anders als bei diesen beiden Beispielen kann man in den allermeisten Fällen zwar erraten, wann das Präsens der Paraphrase ein Präteritum meint (nämlich, wenn ein Temporaladverb oder eine Zeitangabe dabeisteht), es hat mich bei meiner Recherche trotzdem vielfach irritiert, zumal es im Handbuch auch Paraphrasen gibt, die mit einer aussagekräftigeren Form der Vergangenheitswiedergabe operieren, so beispielsweise „Der Sprecher erzählt, er habe eines Morgens in Sehnsucht nach der Geliebten wachgelegen" (B250), „Er habe einmal geschlafen" (B284) oder „So sei der Sprecher im Traum an einen Locus amoenus gekommen" (B448).

Und eine dritte Bestimmung des Narrativen neben den Ansätzen von Glier und Ziegeler wäre denkbar: Man könnte mit Lotmans Sujetbegriff arbeiten, der sich für die Minnereden schon deshalb anbietet, weil deren Raumkonzeptionen wie Paradefälle für Lotmans Konzept wirken. In ihm ist Narrativität gleichbedeutend mit dem Entfalten eines Ereignisses, das wiederum im Überschreiten einer semantischen Grenzlinie besteht.[13] Das

12 Die Nummerierung der Minnereden folgt dem ‚Handbuch Minnereden': Klingner/Lieb 2013. Nummern, die mit B beginnen, sind identisch mit den von Tilo Brandis vergebenen Nummern; Nummern, die mit Z beginnen, sind Zusatznummern für Minnereden, die im ‚Handbuch Minnereden' erstmals verzeichnet wurden.

13 Vgl. Lotman 1993, S. 329–340, hier S. 339.

Konzept ist aber nicht geeignet, um Narratives von Nicht-Narrativem zu trennen, weil die entscheidende, zentrale semantische Grenzlinie eines Textes und damit die Frage, ob eine solche Linie überschritten wird oder nicht, ob also in einem Text eigentlich etwas passiert oder nicht, interpretationsabhängig ist. Gewinnbringend hat Margreth Egidi einige Minnereden im Hinblick auf Sujethaltigkeit oder Sujetlosigkeit befragt.[14] Ich hätte gern das von mir gesichtete Material auch dieser Frage unterzogen; damit zeichnete sich jedoch ein umfangreicheres Projekt ab. Diagnostisch lässt sich meines Erachtens ohnehin nur die schlichte Tempusdifferenz einsetzen.

3 Versuch einer Typologie

Um mich nun dem Material zu nähern, nehme ich eine Unterteilung vor in verschiedene Typen der Kombination von ‚Erzählen', dem Besonderen und Disponiblen, und ‚Besprechen', das ja die Gattung konstituiert: „in den Minnereden [stehen] der Monolog *über* die Minne und das Referat von Gesprächen über die Minne im Mittelpunkt."[15] Ich will zunächst einmal ganz objektiv auf die Textorganisation hinaus und betrachte dabei Erzählendes als sekundär, natürlich nicht im Entstehungsprozess des einzelnen Textes sekundär, sondern strukturell, von der Gattung her gedacht, sekundär, insofern eine Minnerede ohne jede Narration eine gute Minnerede ist, eine Minnerede ohne diskursive Anteile aber eine ganz schlechte Minnerede. Mein Versuch einer Typologie richtet sich folglich nicht auf inhaltliche Züge, sondern auf die Tektonik von diskursiven und narrativen Anteilen. Das Ergebnis einer weitläufigen, aber nicht vollständigen Durchsicht des ‚Handbuchs Minnereden' ist in der folgenden Tabelle dargestellt; die Tabelle nimmt Bezug auf den „Versuch einer neuen typologischen Ordnung" im ‚Handbuch Minnereden' (S. 18–21) und ist nur in Verbindung mit ihr sinnvoll zu benutzen.

14 Vgl. Egidi 2006.
15 Klingner/Lieb 2006, S. 144.

Typ I	‚Rede' (monologisch, dialogisch, ohne Rahmen)	vgl. Übersicht Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 18f.: „Minnereden ohne narrativen Rahmen"[16]
Typ II	Einschaltung von Erzählung in eine monologische Rede, oft nur Mikronarrative Die Grenze zwischen II und IV ist unscharf. Je weiter sich im Typ II die Gewichte hin zur eingeschalteten Erzählung verschieben, desto mehr erscheint die monologische Rede nur noch als Einleitung und nicht mehr als das Wesentliche	B1 (‚Der rote Mund', Bericht von einem Wunder) B4 (Entstehung der Liebe, als Personifikationsallegorie gestaltet) B27 (Entstehung der Liebe, als Personifikationsallegorie gestaltet) B33 (Traum als Kontrast zum Liebesleid, eher erwähnt als erzählt) B49 (innerhalb eines Dialogs mit dem Herzen: Entstehung der Liebe als Kampfallegorie) B56 (inserierte Erzählung von der Ungnade der Dame, ließe sich auch als dominant narrativ werten, also Typ IV/V) B223 (‚Der Spiegel', umfangreiche Traumerzählung, die die Liebeswahl allegorisch rechtfertigt, vielleicht auch IV/V) B408 (Frauenklage mit Streitgespräch zwischen Personifikationen und allegorischer Erzählung von einem Jäger)
Typ III	allegorische Ich-Erzählung mit anschließender Deutung Den Typus kann man auch als Extremform von Typ II auffassen. Die Deutung kann in die Erzählung hineingezogen sein/Übergang zu V	B55 (‚Scheidsamen') B367 (‚Von der schwankenden Brücke') B369 (‚Die Frauenburg', minimale Narrativität) B387 (‚Die Hundsfliegen', minimale Narrativität) B392 (‚Von einem Schatz', minimale Narrativität) B393 (‚Von einem Schiff', Deutung in Gesprächsform innerhalb der Diegese) B397 (‚Der wilde Mann', Deutung in Gesprächsform innerhalb der Diegese)

16 Ich nenne hier keine Einzeltexte, da die Majorität der Minnereden zu diesem Typ gehört.

Typ IV	primär Ich-Erzählung (Fettgedruckte Nummern sind „Grenzfälle des Märes“ nach Fischer 1983, S. 72–77, und Ziegeler 1985, S. 495–511)	B225 (‚Das Strohkränzlein‘, Erzählung vom eigenen Liebeswerben und dem hinhaltenden Verhalten der Dame) B237 (‚Des Liebhabers Verabschiedung‘) **B245** (‚Werbung im Stall‘), **B246** (‚Grasmetze‘) B247 (‚Der Traum‘), B248 (‚Ein Traum vom Liebesglück‘, Fasterfüllung im Traum), B256 (‚Minneerlebnis‘), B258 (‚Besuch bei der Geliebten‘, Fasterfüllung im Traum), B259 (‚Das Meiden‘), B260 (‚Die goldene Fessel‘), B399 (‚Traum einer Frau von erfüllter Liebe‘). Großformen: B430 (‚Der Kittel‘), B303 (‚Der Minne Regel‘), B486 (‚Die Minneburg‘) Die Grenze zur bloßen Rahmung (Typ V) ist fließend:[17] **B243** (‚Der Minne Klaffer‘, Übergewicht der diskursiven Teile?), **B244** (‚Liebeswerbung‘, Übergewicht des Werbungsgesprächs?), B255 (Lehr- und Minnegespräch). In **B236** (‚Der unentwegte Liebhaber‘) folgen aufeinander Klage, Rückblick, Erzählung von einem Werbungsgespräch im Baumgarten, das sich als Treueprobe entpuppt. Da es hier nur um eine einzige Gesprächsszene zu gehen scheint, würde ich das bereits in den nächsten Typus verlegen, ebenso B239 (‚Liebesgespräch‘).
Typ V	Rahmung Struktur: Erzählung situiert eine Redeszene, innerhalb deren dann grundsätzlich wieder die Typen I bis IV auftreten können	

17 Kriterien für Erzählung als Rahmen könnten sein: wenn die Szene am Ende narrativ nicht geschlossen wird, wenn nur eine einzige Szene erzählt wird, wenn das ‚Ereignis‘ folglich in einem Moment des Gesprächs und nicht in einem Moment der Handlung liegen kann.

	V 1	intradiegetische ‚Rede' (monologisch, dialogisch)	z. B. Gespräche am *locus amoenus*, belauschte Klagen, Streitgespräche usw. Die Mehrzahl der von Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 19f. als „Minnereden mit narrativem Rahmen" aufgelisteten Texte gehört hierher.
	V 2	intradiegetische ‚Rede' mit (Binnen-)Erzählung	**Sprecher(in)** erzählt: B197 (‚Drei Hunde als Beschützer'): … einem alten Mann von Werbegesprächen zwischen einem Mann und ihr; interessante Umbesetzung der Topologie B199 (‚Die rechte Art der Minne'): … einer Dame von vergangenen (Lehr-)Gesprächen mit seiner Geliebten B215 (‚Die getrennten Minnenden') Binnen-Icherzählungen der Frau (tragische Minnegeschichte) und des Sprechers (Tod der Geliebten), Erzählungen eher vom Mären-/Novellen-Typ; bricht ab Eine **andere Figur** erzählt: B198 (‚Vom Mai'): Binnenerzählung der Dame an der Quelle enthält die komplette Struktur V noch einmal (Brunnenfahrt, Begegnung an der Quelle, Gespräch – bricht ab) B219 (‚Der schwere Traum'): Binnenerzählung von einem Traum und Deutung auf die Liebesgeschichte B226 (‚Schleiertüchlein'): lange Binnenerzählung von einer Liebesbeziehung, die mit dem Tod der Geliebten endet B261 (‚Der Knappe und die Frau') Binnenerzählung einer Tagelied-Situation (Erzählerin nur in Helferrolle) als Exempel
Typ VI	Er-Erzählung		vgl. Klingner/Lieb Bd. 2, S. 21: B144, B341, B347, B354, B402a (?), B414, B417, B419, B495, Z54–Z56, Z64, Z69–Z72[18]
??	Unklar/mehrdeutig		B371 (‚Bedeutung der Farben', Fragment), B 400 (‚Streitgespräch über die Liebe', unbeteiligtes Ich, krasses Geschehen).

18 B383 (‚Von der grauen Farbe') ist ein ungerahmter Dialog, dessen Inquit-Formeln ich nicht als erzählend werte, ähnlich B447 (‚Die Klage der Treue').

Wenn man den ‚Ort' des Diskursiven und des Narrativen in der Minnerede als Typus bestimmen will, dann ist der Ort des Narrativen oft die Rahmung (hier Typ V).[19] Nicht selten wird der Rahmen am Ende gar nicht mehr geschlossen, es bleibt also nur eine narrative Einleitung etwa des Typs der Spaziergangseinleitung. Wenn der eigentliche Kern und Gehalt, das eigentliche Herzstück der meisten Minnereden, in der Wiedergabe kommunikativer Akte und insbesondere der verallgemeinerbaren Inhalte dieser Akte besteht (also: Monologe und Gespräche über persönlich erlebte Minne, Monologe und Gespräche über Minne als allgemeingültige Ordnung, Gebote und Regeln der Minne, Direktiven eines Minnegerichts, Briefe), dann ist die Rahmung demgegenüber ein Zusatz. Regeln der Minne oder ein Minnegespräch Dritter ließen sich ja auch direkt wiedergeben. Die Gestalt von so einflussreichen Minnelehren wie der des Ovid und des Andreas Capellanus zeigen das; sie sind insgesamt primär diskursiv.

Das Sekundäre dieser Art der Narrativierung zeigt sich manchmal deutlich. Wenn ein Figurenmonolog belauscht wird, dann könnte dieser Monolog auch isoliert schon eine gattungskonforme Minnerede sein. ‚Die Nacht in der Feldscheune' (B66) wäre ein Beispiel, das mit seinen Brüchen in der Erzählhaltung auch vermuten lässt, die Rahmung sei nachträglich dazugekommen.[20] Und ab wann soll man überhaupt von einer narrativen Rahmung sprechen? Wo geht eine Inquit-Formel oder knappe Situierung von Figurenrede[21] in eine narrative Einleitung über? Da ist sich auch das Handbuch manchmal nicht sicher, so hat das Tugendlehrgespräch einer Mutter und Tochter B322 laut ‚neuer typologischer Ordnung'[22] keinen narrativen Rahmen, laut Inhaltsregest aber schon. Und eine zweite Unklarheit kann von der Rahmung verursacht werden; diese führt nämlich oft eine neue Instanz, also ein weiteres ‚Ich' ein, sofern nicht das Ich seine eigene Rede narrativ einleitet, was es (selten) auch

19 Das gilt ebenso für Reimpaarreden ohne Minnebezug: vgl. das ‚Gespräch mit der Weisheit' des Teichners (Nr. 564).

20 Ziegeler 1985, S. 66–71.

21 Z. B. B196, B234 (Grenzfall des Märes), B372, B408.

22 Vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 18.

gibt.[23] Eine narrative Einleitung mag zwar sekundär und optional sein, aber sie verschiebt die Sprecher-Instanz und verrückt damit den eigentlichen Fixpunkt im System der Minnerede, nämlich die Instanz des ‚Ich', dessen Selbstaussprache die Form als solche konstituiert.[24] Das macht den Typus der belauschten Rede oder der Dialoge, in denen das Ich nur Stichwortgeber ist, strukturell doppeldeutig: Sind das Selbstaussprachen der narrativ eingeführten (statischen) Figur oder Schrumpfformen einer Selbstaussprache des beweglichen Sprecher-Ichs, bei der die eingeschaltete Erzählung das Übergewicht gewonnen hat? In meiner Typologie habe ich die Fälle so geordnet (Typus V 1), dass von der *Struktur* her eine Schrumpfform der Ich-Aussprache des Sprechers vorläge, die von der berichteten Szene, die in den Mittelpunkt rückt, quasi an den Rand gedrängt wird. Aber funktionell scheint es doch in diesen Lauschszenen viel eher darum zu gehen, Rollenrede deutlich auszugestalten und mehrere Gesprächspositionen zu ermöglichen – etwas, wozu man das berichtende Rahmen-Ich oft gar nicht bräuchte. Und welche Funktion hat dann eigentlich die Beweglichkeit des Sprechers, also seine Befähigung, den Ort zu betreten, von dem zu erzählen ist, die eigentlich nur dazu gebraucht wird, eine Redeszene einzuleiten?

Um also mein Problem mit dem rahmenden Erzählen in Minnereden noch einmal auf den Punkt zu bringen: Hier wird ein Element eingeführt, das einen großen Reiz ausgeübt zu haben scheint, aber mit seiner Schachtelung der Sprecherinstanzen ausweislich der Überlieferung nicht völlig beherrscht wurde; ein Element, das den Fokus vom Erzähler-Ich wegverschiebt, aber nicht, um überhaupt dem prekären Ich-Sagen auszuweichen, sondern nur, um den Fokus auf ein oder mehrere Binnen-Ich(s) und deren Reden zu übertragen; ein Element, das eine Erzähler-Konstellation

23 Z. B. B358, B377. Ziegeler diskutiert das am Fall von B35, einem Text, der „quasi unmerklich von einer indirekten Rede in der Erzählung in eine aktuelle Rede an ein Publikum übergeh[t]" (Ziegeler 1985, S. 65). Als Auslöser dieser unvollständigen Narrativierung nennt Ziegeler den Wunsch, die topische Situation des Alleinseins als Ursprung der Ich-Aussprache mit der Redesituation vor dem Publikum zu verbinden.

24 Ziegeler 1985, S. 66: „Die Gattung der Minnereden hat somit, über die ihr gewissermaßen natürlich zugewachsenen Elemente der Ich-Aussprache zum Thema Minne frei verfügend, mit diesen Elementen auch den Typus der Minnereden-Erzählung aufgebaut".

mit sich bringt, die es im Minnesang nicht gibt (während die Typen I bis IV und VI im Minnesang vorgebildet sind); und ein Element, das schließlich nicht zu massiv gestaltet werden darf, weil der Text sonst aufhört, eine Minnerede zu sein (allerdings ist es gut möglich, dass das ein artifizielles Problem der heutigen Gattungsdiskussion ist – den Sammelhandschriften ist das Thema Minne wichtiger als die Redehaltung). Auf der anderen Seite ist es dieses narrative Element, wodurch viele Minnereden ihr Gesicht bekommen.

Von all den Metaphern, die zur Beschreibung des Verhältnisses zuhanden sind – Schachtelung, Verpackung, Rahmung, Einkleidung – beschreibt, finde ich, ‚Einkleidung' seine Funktion am besten. Die Funktion der Rahmung ist es nicht, einem Wissen ein attraktives, bildkräftiges Gehäuse zu geben, aus dem die Lehre herausgezogen werden könnte, oder einen Rahmen, der es abhebt und quasi formatiert und somit seine Benutzung leitete. Beides sind Denkmodelle, die die fast folgenlose Austauschbarkeit des Außenherum für das Eigentliche behaupten. Bei der Minnerede resultiert die Schachtelung aber in einer Präsentifikation von Wissensinhalten, die die Gestalt des Textes prägt, durch die er in Erinnerung bleibt und unverwechselbar wird. Das mag auch eine erste Leistung dieses Prinzips sein: Präsentifikation und Figurierung, Anschaulich-Machen – allerdings ist das in sujetlosen ‚Schilderungen' ebenso gegeben.

Was leistet also gerade die Narrativität? Obwohl ich so insistiere – eine Antwort darauf habe ich nicht. Wahrscheinlich kann man für ein so komplexes Phänomen auch nicht bündig angeben, wovon es generiert wird und was es leisten soll. Ich will im Folgenden nur einige Denkmöglichkeiten anreißen:

1. Eine zentrales Moment des Erzählens ist Zeitlichkeit. Durch Erzählen wird zeitliche Sukzession ausgeprägt. Zu fragen wäre also: Verbindet sich in den Minnereden das Erzählen da, wo es auftritt, in einer besonderen Weise mit Temporalität? Das wäre wohl naheliegend, aber ich sehe das nicht. Der zeitliche Kosmos der Minnerede scheint mir dem des Minneliedes sehr nahezustehen. Zeitangaben sind signalhaft und semantisch aufgeladen (Tageszeiten, Jahreszeiten). Sie sind auch eher zyklisch gedacht, der Mai ist jeder Mai, das Neujahr ist zwar möglicherweise Widerspiegelung des einen konkreten Neujahrs, zu dem

der Text als Gruß verschickt oder aufgeführt wird, seine Nennung unterstreicht aber zugleich auch den Umstand, dass gerade in einer so dauernden Fron wie der Minne Jahre immer neu beginnen. ‚Die Graserin' (B23) erzählt im Präsens von den sexuellen Vergnügungen sommers wie winters; sie sind nicht *einmal* geschehen, sondern stehen dem Sprecher je schon und ebenso zukünftig zu Gebote. Auch die Zeiterfahrung des Sprechersubjekts, soweit sie expliziert wird, scheint mit dem Minnelied vergleichbar zu sein: Natürlich gibt es hier wie dort erinnernde Rückgriffe auf vorher Geschehenes, aber kaum je Ausfaltungen einer persönlichen Minnegeschichte im Modus des Erzählens. Das Narrative gewinnt also der erzählenden Minnerede kein Neuland in Hinsicht auf die Zeitlichkeit verglichen mit der erörternden Minnerede oder dem Minnelied. Und gerade die zeitliche Orientierung kann in erzählenden Minnereden erheblich ins Schwimmen geraten – den Anfang der ‚Minneburg' (B485) würde ich als exemplarisch hierfür ins Feld führen. Hier wie anderswo setzt die Erzählung mit einem bestimmten ‚einmal' ein, das sich dann aber in einem unbestimmten ‚immer' oder ‚immer wieder' auflöst.

2. Gleichzeitig mit der Erzählung vom Übertritt in die andere Welt wird auch ein ‚Raum' ausgerollt, eine Bühne geschaffen für die Inszenierung der diskursiven Inhalte. Wie stark dieser Raum die Semantik des verhandelten Minnewissens mitgestaltet bzw. wie stark umgekehrt die Art des darzustellenden Minnewissens ein Raummodell impliziert, haben Jacob Klingner und Ludger Lieb vor einer Weile mit einer „Revue von Raum- und Gebäudekonfigurationen"[25] gezeigt: Die Jagd in der Wildnis als Modell der Kontingenz lässt Liebeskonzepte darstellbar werden, die Unlösbarkeit und Offenheit umfassen; wenn der Erzähler ein Kloster als einen „idealtypische[n], nach Regeln geordnete[n], totalitäre[n] Mikrokosmos"[26] betritt, erfährt er auch eher Dogmen der Minne. Fragen könnte man, ob nicht in der Tat die spezifische Ausgestaltung des Raums der Anderwelt mit dem verhan-

25 Klingner/Lieb 2006, S. 159.
26 Klingner/Lieb 2006, S. 156.

delten *Gegenstand* in einer semantischen Beziehung steht,[27] der Weg dorthin aber mit dem wandernden Ich, das für die Erkenntnis erst bereit werden muss.[28] Dieses Bereitwerden kann nur ein Prozess sein. Es liegt also nahe, das in ein narratives Verfahren zu kleiden. Ein Beispiel: Im ‚Kittel' Meister Altswerts (B430) hört das Ich zuerst im minneversunkenen Zustand zwischen Schlafen und Wachen eine Botenstimme, die es ins Land der vollkommenen Wunscherfüllung einlädt. Es will folgen, aber der Bote ist schon fort. So begibt sich der Erzähler mit einem Knecht auf eine Europareise. In Schottland wird es abenteuerlich: Sie verlieren den Weg, ihre Pferde verunglücken, sie verhungern beinahe. Im Schlaf der Erschöpfung (oder im Hungerdelirium) erscheint wieder der Bote, der eine *nebelkappe* trägt und den Erzähler nun ins Land der Venus führt. Suggeriert wird durch das zweifach gestaffelte Traummotiv, dass man sich die gefährliche Reise auch hätte sparen und gleich dem ersten Ruf hätte folgen können – oder aber: erst der bedingungslose Wille und die Strapazen der Suche machen das Ich reif für den Eintritt ins Venusreich. Dass sich jedenfalls strukturelle Redundanz in der narrativen Auffächerung verbirgt, wird an der Logik der Schwelle sichtbar: Denn der Bote trägt auch innerhalb der Traumrealität einen Tarnmantel, was suggeriert, dass nun noch einmal eine Raumgrenze zu durchqueren ist. Hätte der Bote das Ich geweckt und weggeführt, müsste die Struktur der Räume und Wege dieselbe sein. Und natürlich ist der

27 Weniger leuchtet mir dagegen die These ein, „[d]ie Spaziergangseinleitung, aber auch ganz allgemein die narrativen Rahmungen der eher erörternden Passagen von Minnereden erfüllen also oft die zentrale Funktion, der Erörterung einen Freiraum zu verschaffen. […] [Die Einleitung ist] ein ganz hervorstechendes, signalgebendes Merkmal dafür, daß Minnereden im Reflexionsraum einer ‚isolierten' Anderwelt kritisch die Liebeskonzepte und Liebesproblematiken der höfischen Welt besprechen wollen" (Klingner/Lieb 2006, S. 149). Der Spaziergang führt schließlich oft genug in einen Raum, in dem höchst konventionelles Wissen über die Liebe unproblematisiert verhandelt wird. Eher sagt die spezifische Semantik der betretenen Landschaft oder Örtlichkeit etwas über den Status des dort aufgefundenen Liebeswissens aus. Metaphern wie Gottfrieds [Minne …] *loschet in der wilde* (Tristan, ed. Ranke, V. 17078) und *minne ist getriben unde gejaget* | *in den endelesten ort* (V. 12280f.) scheinen in Minnereden zur topischen Allegorie ausgebaut.

28 Sehr oft erzählt die Einleitung davon, wie das Ich beim Wandeln durch die amoene Natur zunehmend seinen Kummer vergisst.

träumende Erzähler in Schottland dem Venusreich *ontologisch* nicht näher als zuhause in seinem Bett, wo ihn der erste Ruf ereilt hatte, aber die erzählte Reise suggeriert eine räumliche Annäherung, hat also durchaus ihren suggestiven Sinn, zumal wenn hinter der Traumgrenze der Fußmarsch noch einmal fortgesetzt wird. Das Erzählen von einer strapaziösen Reise lässt also einen Prozess des Näherkommens sinnfällig werden, auch wenn man für den Übertritt in eine Anderswelt eigentlich keine buchstäblichen Schritte tun müsste.

3. Der schwierige Eintritt des Protagonisten in etwas Ungewisses, das grundsätzlich durch sich anschließende Deutungen zu etwas Gewissem wird, trägt für den Rezipienten einen damit Schritt haltenden *Erkenntnisgewinn* aus. Auch der Hörer oder Leser nimmt erst teil an mühsamen Passagen an unbekannte Orte und an verrätselten Begegnungen, er setzt sich mit Vergnügen einer gewissen Abenteuerlichkeit und/oder Hermetik des Erzählten aus.[29] Der mühevolle Weg signalisiert dem Rezipienten auch die Exklusivität und den Wert des nun zu eröffnenden Wissens; die Passage der Erzählerfigur ist ein epistemisches Ausrufezeichen. Im Inneren der betretenen Welt darf sich der Protagonist zunächst noch einmal wundern, er darf erschrecken, jedoch folgt die Deutung und Auflösung des Gesehenen in aller Regel, und zwar für den Rezipienten im Gleichschritt mit dem Sprecher-Ich. Die Inhalte der Deutung und Auflösung sind auch jeweils das Primäre, also der eigentliche Gehalt der Minnerede. So erklärt sich, dass die anfangs durchquerten Räume und Diegesen am Ende erzählerisch oft nicht mehr aufgegriffen werden. Der Schritt vom Ungewiss-Rätselhaften zu seiner Auflösung, vom Bild zur Deutung, vom Unverfügbaren zur Verfügbarmachung wird in der Rezeption mit einem Aha-Effekt, einem Gefühl des Begriffen-Habens (vielleicht sogar mit dem schönen Gefühl des Schon-gleich-geahnt-Habens) prämiert. Der Rückweg in die Gefilde des zuvor Unbegriffenen ist dagegen uninteressant, weil man etwas Begriffenes nicht wieder unbegriffen machen kann.

29 Es scheint aber durchaus auch narrativ gerahmte Minnereden ohne Verrätselungen und Überraschungsmomente zu geben; das wären die klassischen Fälle sujetlosen Erzählens.

4. In der narrativen Einkleidung bietet der Erzähler die Gehalte dem Publikum im Vergleich zu einem nackten Referat auf eine charakteristisch andere Weise dar. Auch seine eigene *Rolle* verändert sich dadurch stark. Der Erzähler ist nicht mehr der, der je schon die Lehrautorität des Wissenden hat, sondern er inszeniert sich als einer, der durch ein einmaliges Ereignis mit etwas Erzählwürdigem in Berührung kam und das als Wissen nun verlautbaren kann. Die Welt im Inneren der Minnerede – Jenseits, Anderwelt, Traumrealität, Irgendwo –, die der Erzähler einmal betreten hat, ist ja eine statische Welt. Das Ich überschreitet die signalhaften Schwellen, die jener Welt vorgelagert sind, nicht, um dort etwas zu bewirken und die Welt verändert zurückzulassen,[30] sondern es selbst begreift etwas, lernt etwas, erfährt etwas, was es vorher nicht wusste oder begriffen hatte. Um diesen Umschlag von Nichtwissen in Wissen in Szene zu setzen, ist die narrative Rahmung nun zwar bestens geeignet; ihr Potential wird in der Gattung als ganzer aber überhaupt nicht ausgeschöpft. Und dies noch ganz abgesehen davon, dass der Aufwand der Narration gelegentlich getrieben wird, ohne dass auch nur ein Minimum an Erkenntniszuwachs artikuliert würde. Schlüsse wie ‚dann nahm ich Abschied und ging wieder heim' sind nicht so selten. Und in diskursiver Form ist ein Erkenntnisgewinn ja ohne weiteres auch darstellbar, die Minnekanzone bietet das oft in Reinform. Mir fällt auch auf, dass es im Bereich der Minnerede fast nie oder überhaupt nie zweiteilige Formen gibt, die den angeblichen Erkenntnisfortschritt in Aktion, das heißt Narration umsetzen – weil das den Rezipienten aufgetragen ist? Oder weil wir dann schon wieder bei den Mären wären?

Es lässt sich also sehen, dass Narration in Minnereden ein in mehreren Hinsichten in Schach gehaltenes Element ist. Woran das eigentlich

30 Schön wird das beispielsweise sichtbar in Eberhards von Cersne ‚Der Minne Regel' (B428), wenn der Erzähler im Habichtabenteuer 31 Regeln in seinen Besitz bringt, die er danach der Minnekönigin verlesen will, die nun abwinken kann, da ihr diese Regeln lang schon bekannt seien (dazu Glier 1971, S. 294: „die etwas groteske Situation, daß die Frau Minne von Regeln erfährt, die sie theoretisch und auf Grund ihrer Repräsentationsrolle wohl kennen müßte"). Der Erzähler erwirbt nichts für die Minnewelt, sondern etwas für sich.

liegt und warum die Möglichkeiten dieser Gattung nicht soweit ausgereizt wurden, um ein Ich von seiner Minne erzählen zu lassen, bleibt zu erkunden. Apropos Erkenntniszuwachs: Ich fürchte, da lassen auch meine Überlegungen zu wünschen übrig. Die grassierende Sujetlosigkeit des Gegenstandes hat mich, ehrlich gesagt, überwältigt.

4 Literaturverzeichnis

Achnitz 2000: Wolfgang Achnitz, *Kurz rede von guoten minnen | diu guotet guoten sinnen.* Zur Binnendifferenzierung der sogenannten ‚Minnereden'. In: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 12 (2000), S. 137–149.

Achnitz 2003: Wolfgang Achnitz, Minnereden. In: Forschungsberichte zur Internationalen Germanistik. Germanistische Mediävistik. Hg. von Hans-Jochen Schiewer unter Mitarbeit von Jochen Conzelmann. (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe C,6) Bern 2003, S. 197–255.

Egidi 2006: Margreth Egidi, Ordnung und Überschreitung in mittelhochdeutschen Minnereden. ‚Der Minne Gericht' des Ellenden Knaben. In: Triviale Minne? Konventionalität und Trivialisierung in spätmittelalterlichen Minnereden. Hg. von Ludger Lieb und Otto Neudeck. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 40) Berlin – New York 2006, S. 225–240.

Fischer 1983: Hanns Fischer, Studien zur deutschen Märendichtung. 2., durchges. und erw. Aufl. besorgt von Johannes Janota. Tübingen 1983.

Glauch 2010: Sonja Glauch, Ich-Erzähler ohne Stimme. Zur Andersartigkeit mittelalterlichen Erzählens zwischen Narratologie und Mediengeschichte. In: Historische Narratologie – Mediävistische Perspektiven. Hg. von Harald Haferland und Matthias Meyer. (Trends in Medieval Philology 19) Berlin – New York 2010, S. 149–185.

Glier 1971: Ingeborg Glier, Artes amandi. Untersuchung zu Geschichte, Überlieferung und Typologie der deutschen Minnereden. (Münchener

Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 34) München 1971.

Hamburger 1977: Käte Hamburger, Die Logik der Dichtung. 3. Aufl. Frankfurt a. M. 1977.

Klingner/Lieb 2006: Jacob Klingner und Ludger Lieb, Flucht aus der Burg. Überlegungen zur Spannung zwischen institutionellem Raum und kommunikativer Offenheit in den Minnereden. In: Die Burg im Minnesang und als Allegorie im deutschen Mittelalter. Hg. von Ricarda Bauschke. (Kultur, Wissenschaft, Literatur. Beiträge zur Mittelalterforschung 10) Frankfurt a. M. 2006, S. 139–160.

Lieb 2000: Ludger Lieb, Minnerede [Art.]. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. von Georg Braungart, Harald Fricke, Klaus Grubmüller, Jan-Dirk Müller, Friedrich Vollhardt und Klaus Weimar. Bd. 2. Berlin – New York 2000, S. 601–604.

Lieb/Neudeck 2006: Ludger Lieb und Otto Neudeck, Zur Poetik und Kultur der Minnereden. Eine Einleitung. In: Triviale Minne? Konventionalität und Trivialisierung in spätmittelalterlichen Minnereden. Hg. von Ludger Lieb und Otto Neudeck. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 40) Berlin – New York 2006, S. 1–17.

Lotmann 1993: Jurij M. Lotman: Die Struktur literarischer Texte. Übersetzt von Rolf-Dietrich Keil. München 41993.

Ziegeler 1985: Hans-Joachim Ziegeler, Erzählen im Spätmittelalter im Kontext von Minnereden, Bispeln und Romanen. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 87) München – Zürich 1985.

Katharina Philipowski (Mannheim)

Die Zeit der ersten Person

Warum Ich-Erzählungen keine Wiedergebrauchsrede sind und wozu man sie deshalb gebrauchen kann – am Beispiel von ‚Des Spiegels Abenteuer' Hermanns von Sachsenheim

1 Ich-Erzählen

Die Germanistische Mediävistik hat sich in den vergangenen 20 Jahren intensiv mit der Frage auseinandergesetzt, wie zu verstehen und zu beschreiben ist, welche Effekte das Sprechen in der ersten Person im Rahmen einer Vortragssituation für den Vortragenden und – vor allem – für die Rezeption des Vortrags durch das Publikum hat. Welche Referentialisierung wird von ihm in Hinsicht auf das ‚Ich' des vorgetragenen Textes vorgenommen? Suggeriert das ‚Ich' im Vortrag eine Zuschreibung der Aussage an den Aussagenden? Wer oder was steuert diese Zuschreibung?

Die Debatte darum hat in der Altgermanistik bislang primär lyrische und diskursive Texte zu ihrem Gegenstand gehabt, vor allem Minnesang und Spruchdichtung in der ersten Person Präsens.[1] Vorgetragen werden in der literarischen Kultur des Mittelalters aber nicht nur lyrische oder diskursive Texte, sondern auch narrative. Welche spezifischen situativen Effekte entstehen, wenn der Vortragende nicht in der ersten Person spricht, sondern erzählt, möchte ich im Folgenden am Beispiel von

1 Vgl.: Strohschneider 1993, S. 56–71; Müller 1994, S. 1–21; Tervooren 1996, S. 48–66; Hausmann 2004a; Hausmann 2004b, S. 25–43.

‚Des Spiegels Abenteuer' Hermanns von Sachsenheim (B465)[2] zeigen. Ich untersuche an diesem Text eine Kommunikationsform, die sehr genau gegen andere abgegrenzt werden kann: Sie realisiert sich in Texten, die erstens vortragen werden, zweitens in der ersten Person abgefasst sind, drittens narrativ sind und folglich – mehr oder weniger eng damit zusammenhängend – das Präteritum als Tempus aufweisen. Außerdem muss das Merkmal der Autodiegetik erfüllt sein, das heißt, der Ich-Erzähler erzählt nicht primär von anderen, sondern von sich selbst.[3]

Ein zentrales Merkmal dieser Kommunikationsform besteht darin, dass der Vortragende in ihrem Rahmen nicht – wie der Er-Erzähler – seine Aufmerksamkeit und die der Zuhörer auf eine Diegese lenkt, die für den heterodiegetischen Erzähler eine ebenso undurchdringliche Schwelle markiert wie für seine Rezipienten, sondern auf sich selbst. Indem er die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf sich selbst lenkt, gliedert er sich aus der Gruppe (vielleicht auch aus der Gemeinschaft) der Rezipienten aus. Der Erzähler, der von sich selbst erzählt, befindet sich nicht zusammen mit ihnen außerhalb, sondern als einzige anwesende Person auch innerhalb der Geschichte, die er erzählt. Um von sich erzählen zu können, muss er zu einem gewissen Grad also aufhören, Teil der Rezipientengemeinschaft zu sein.

Mit dem Anteil, den der Ich-Erzähler an der Diegese hat, nimmt er – anders als der heterodiegetische Er-Erzähler – unausweichlich eine Rolle ein;[4] nicht unbedingt in seiner Eigenschaft als Erzähler, aber in seiner Eigenschaft als Handlungsträger, als Figur – in dieser Eigenschaft wächst

2 Die Nummerierung der Minnereden folgt dem ‚Handbuch Minnereden': Klingner/Lieb 2013. Nummern, die mit B beginnen, sind identisch mit den von Tilo Brandis vergebenen Nummern; Nummern, die mit Z beginnen, sind Zusatznummern für Minnereden, die im ‚Handbuch Minnereden' erstmals verzeichnet wurden.

3 Vgl. zu dieser Erzählform auch: Philipowski 2013, S. 321–352.

4 „Der Ich-Sprecher (seltener: die Ich-Sprecherin) tritt in verschiedenen Rollen auf: als monologisch Klagender, Preisender, Grüßender, (etwa auch als Briefautor); als Gesprächspartner in einer Erörterung oder Belehrung über die Minne, die er für das Publikum wiedererzählt; als (oft heimlicher) Zuhörer und Beobachter einer solchen Situation; als Teilnehmer an einer Handlung im Zusammenhang dieser Situation (Werbender, Schiedsrichter eines Streitgesprächs etc.)" (Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 3).

dem Ich-Erzähler eine spezifische Rolle zu. Hans-Robert Jauss versteht die Übernahme einer Rolle als einen Akt der Distanzierung:

> der Handelnde [gelangt] über den distanznehmenden Akt der ästhetischen Einstellung in ein Gegenüber zu seiner Rolle, das ihn vom Ernst und Motivationsdruck alltäglicher Rollen spielerisch freisetzt. Gleichviel ob man diesen inneren Abstand als ein Sich-in-der-Rolle-Genießen oder als ein reflektiertes Übernehmen und Thematisieren der Rolle als Rolle versteht, entspringt er der ästhetischen Illusion des Spiels, freiwillig tun zu können, was man sonst im Ernst tun muß. Das ästhetische Rollenverhältnis ist also nicht wesensverschieden von dem habituellen oder engagierten Sich-Verhalten in einer sozialen Rolle; es macht nurmehr die Verdoppelung, die allem Rollenverhalten inhärent ist, kontrastiv bewußt und ermöglicht es, sich selbst in der Erfahrung der Rolle zu genießen.[5]

Kann der heterodiegetische Erzähler während der ganzen Erstreckung der Erzählzeit völlig vage und unbestimmt bleiben und mit seinen Rezipienten gemeinsam außerhalb der Diegese stehen, ist der Ich-Erzähler in seiner und durch seine Rolle distinkt und damit immer nur ‚ich', nicht unmerklicher Teil eines ‚wir' oder ‚uns', wie der Er-Erzähler.

Der heterodiegetische ‚Erzähler', der in seiner Erzählung nicht vorkommt, ist in aller Regel nicht personalisiert, der autodiegetische Ich-Erzähler aber aufgrund seiner Rolle innerhalb der Diegese sehr wohl. Um diesen Unterschied deutlich zu machen, hatte Käte Hamburger in Bezug auf den klassischen Er-Erzähler ja von einer ‚Erzählfunktion' gesprochen. Scheffel fasst die zentrale These Hamburgers (die die Äußerungen der ersten Person als nicht ‚fiktional' bezeichnet) folgendermaßen zusammen:

> Im Unterschied zu den Sätzen der nicht-fiktionalen Erzählung zeichnen sich die Sätze der fiktionalen Erzählung durch das Fehlen eines Aussagesubjekts aus. Die Modifikation des Tempussystems der Sprache, der Verlust der deiktischen Funktion der Zeit- und Raumadverbien sowie die

5 Jauss 1996, S. 603.

> Anwendung von Verben innerer Vorgänge auf dritte Personen verbieten es, in diesem Fall von einem realen oder fiktiven Subjekt zu sprechen, das diese Sätze zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort äußert und ein an eine konkrete Person gebundenes ‚Erfahrungs- oder Erlebnisfeld' artikuliert. Konsequenterweise gibt es im Fall der fiktionalen Erzählung keinen ‚Erzähler' (im Sinne einer an Zeit und Raum gebundenen fiktiven Person), sondern nur ‚den erzählenden Dichter und sein Erzählen'. Dabei ist ‚Erzählen' in einem spezifischen Sinn zu verstehen. Denn der historische Autor macht keine Aussagen, d. h. er erzählt nicht von den Figuren, sondern bringt sie erzählend hervor. Mit anderen Worten (so Hamburgers oft zitierte Formulierung): „zwischen dem Erzählten und dem Erzählen besteht kein Relations- und das heißt Aussageverhältnis, sondern ein Funktionszusammenhang."[6]

Der, der die Geschichte eines anderen erzählt, bleibt also in aller Regel selbst gesichts- und geschichtslos, er muss keine Geschichte, nicht einmal Personalität, keinen Namen, kein Geschlecht, kein Alter und keine Biographie haben. Das heißt nicht, dass er diese Merkmale nicht aufweisen kann, aber er muss es eben nicht. Nur auf dem Hintergrund der Geltung dieser Regel wird die Abweichung von ihr, wie sie etwa im Falle des Erzählers bei Wolfram von Eschenbach realisiert ist, so spürbar. Doch selbst diese Abweichung ändert nichts daran, dass der heterodiegetische Erzähler keine Figur, keine Person, sondern eine Funktion ist, wenn auch im Falle des Wolfram'schen Erzählers eben eine außergewöhnlich personalisierte Funktion.

Der autodiegetische Ich-Erzähler aber ist keine Funktion, sondern eine Person, ein „Ich mit Leib", wie Franz K. Stanzel ihn nennt[7] – und Personalität, Name, Geschlecht, Alter und Leib dissoziieren den, der eine

6 Scheffel 2006, S. 87f. Scheffel zitiert: Hamburger 1980 [1977], S. 123.

7 „Im Vergleich zum körperlosen (aber nicht unkörperlichen) auktorialen Ich nimmt die Person des Ich-Erzählers in dem Maße an ‚Leiblichkeit' zu […], als sich der Ort einer solchen Ich-Erzählung auf dem Typenkreis dem Idealtypus Ich-Erzählsituation nähert" (Stanzel 2001, S. 258).

Ich-Erzählung vorträgt, in einer Vortragssituation unweigerlich von allen anderen Anwesenden.

Man kann diesen Aspekt der Personalisierung auch von einer anderen Seite her beschreiben, indem man auf die Effekte der Deixis des Pronomens ‚ich' abhebt: Dieses wirkt sich im Rahmen einer Ich-Erzählung nicht nur personalisierend, sondern auch referentialisierend aus. Die Frage ist nur, welche Referenz es herbeiführt und worauf es referiert. Paul de Man hat diese Frage grundsätzlich formuliert, indem er hinweist auf

> die der deiktischen oder hinweisenden Funktion der Sprache innewohnende logische Schwierigkeit oder Paradoxie, daß ausgerechnet jene Bezeichnungen für die größte Besonderheit, also ‚jetzt', ‚hier' oder ‚dieses', zugleich die mächtigsten Agenten der Verallgemeinerung sind, die Eckpfeiler des von der Sprache gebildeten Denkmals des Allgemeinen. Diese Paradoxie ist vielleicht schon dem griechischen Wort *deiktikos* immanent, das ebenso ‚auf etwas zeigen' wie ‚beweisen' bedeutet […]. Wenn dies für Adverbien oder Pronomen der Zeit und des Ortes gilt, dann gilt dies erst recht für das persönlichste aller Personalpronomen, nämlich für das Wort ‚Ich'. ‚Alle anderen Menschen haben es mit mir gemeinsam, Ich zu sein […]' (ENZ I, §20, S. 74).[8]

Ich-Aussagen sind aufgrund ihrer hinweisenden Funktion im Rahmen von Texten hinsichtlich ihrer Referenz mehrdeutig.[9] Wer ‚ich' ist, hängt bei Texten, die nicht situativ sind, vom jeweiligen Aussagesubjekt, also von der jeweiligen Situation ab. Genau das aber – mehrdeutig – sollte

8 de Man 1993, S. 48. Hervorhebungen im Original.

9 …und de Man zufolge sogar paradox: „Das philosophische Ich ist nicht nur selbsttilgend im Sinne der Aristotelischen Forderung von Bescheidenheit und Unauffälligkeit, es ist auch in dem viel radikaleren Sinne selbsttilgend, daß die Setzung des Ich, als der Bedingung des Gedankens, seine Auslöschung impliziert, und zwar […] aufgrund der Auflösung und Tilgung jeder erdenklichen Beziehung, sei sie logischer oder anderer Art, zwischen dem, was das Ich ist, und dem, was es sagt, daß es ist. Das ganze Unternehmen der Denkbestimmung scheint von Beginn an paralysiert zu sein. Es kann nur in Gang kommen, wenn die Erkenntnis, die es unmöglich macht, wieder vergessen wird: die Erkenntnis, daß die sprachliche Setzung des Ich nur möglich ist, wenn das Ich vergißt, was es ist (nämlich Ich)" (de Man 1993, S. 48f.).

Wiedergebrauchsrede[10] eigentlich gerade nicht sein. Und heterodiegetische Erzählungen sind es auch nicht. Die Äußerungen einer Erzählfunktion sind referentiell unproblematische Wiedergebrauchsrede, eben weil ihr Subjekt nicht personalisiert, keine literarische Figur oder Person ist. Eine Aussagefunktion ist – anders als eine Person – unempfindlich gegenüber Situationen und Kontexten.

Nun gibt es ‚Funktionstypen' literarischer Ich-Aussagen wie Predigten, lehrhafte Reden, Visionen, Bekenntnisse etc., die ebenfalls und trotz der ersten Person in ihrer Referenz unproblematisch zu sein scheinen, offenbar, weil sie – vor allem im Lateinischen – in einer (Gattungs-)Tradition stehen, die ihre Referenz und ihren Geltungsanspruch begründet und legitimiert. Solche Zuschreibungsroutinen stehen für volkssprachiges, weltliches, autodiegetisches Erzählen in der ersten Person während des ganzen Mittelalters offenbar nicht zur Verfügung: Es bleibt eine Ausnahmeerscheinung und alle narrativen Großformen in der ersten Person (wie etwa der ‚Frauendienst', die ‚Mörin' oder die ‚Minneburg') sind gattungstypologische Einzelfälle, die weder in einer Erzähltradition stehen, noch ihrerseits traditionsbildend wirken.

2 Narrative und diskursive Formen des Ich-Erzählens in der Minnerede

Die Minnerede ist eine Ausnahme von der Zurückhaltung der mittelhochdeutschen weltlichen Erzählliteratur gegenüber der ersten Person. Auf den ersten Blick irreführend ist für jede Auseinandersetzung mit dem Phänomen des Narrativen innerhalb der Gattung allerdings der Begriff

10 Zu diesem Begriff vgl. Lausberg 1990, S. 17: „Es lassen sich drei […] Arten der Wiedergebrauchsreden unterscheiden: 1.) Gesetze […]; 2.) Formeln […]. Diese Formeln erscheinen, unter Lockerung des Rechts-Charakters, als: 3.) fixierte Reden zwecks wiederholbarer Evokation kollektiver, als sozial relevant geltender Bewußtseinsakte. – Diese Texte entsprechen dem, was in Gesellschaften gelockerter Sozialordnung als ‚Literatur' und ‚Dichtung' auftritt. […] Der Wiedergebrauch ergibt die Notwendigkeit der Konservierung der Reden im Gedächtnis einer hierzu beauftragten Funktionärsschicht oder in der Schrift. Diese Konservierung ergibt eine ‚Tradition der Wiedergebrauchsrede', die für die Literatur und Dichtung als ‚literarische Tradition' erscheint."

‚Minnerede' insofern, als sie sowohl diskursive als auch narrative Texte umfasst (so auch dokumentiert im ‚Handbuch Minnereden').

Das Verhältnis von narrativen und diskursiven Formen hat bereits Hanns Fischer beschäftigt. Er hat bekanntlich versucht, die Gattungen ‚Minnerede' und ‚Märe' aus Sprechhaltungen abzuleiten und so voneinander abzugrenzen. Dazu unterscheidet er ‚Reden' von ‚Erzählungen'. Die erste Gruppe umfasst

> ‚reden'hafte, d.h. im Kern nicht erzählende, sondern reflektierende, bekennende, panegyrische oder didaktische Kleindichtung mit Minnethematik. […] Thematisch steht eine älter bezeugte, objektiv-didaktische Gruppe mit Erörterungen von Fragen des Minnekomments oder Darlegungen der Minnedoktrin und ihrer Einordnung in eine allgemeine Wertwelt einer subjektiv bekenntnishaften gegenüber, in der die inhaltlichen Möglichkeiten des Minnesangs von Gruß und Brief, Bitte um Erhörung, Klage über Trennung, Beteuerung des Dienstes, Schilderung von Liebesglück und Sehnsuchtsqual, Schelte über Untreue bis Frauenpreis ausgeschöpft werden.[11]

Hans-Joachim Ziegeler setzt die Diskussion um das Verhältnis zwischen narrativen und diskursiven Formen innerhalb der Gattung fort, indem er Texte, die eine Überschneidung zwischen Rede und Erzählung aufweisen, als „erzählende Minnerede"[12] bezeichnet. Wird die ‚erzählende Rede' als

11 Fischer 1983, S. 40f.

12 Ziegeler 1985, S. 71. Ziegeler veranschaulicht das Gemeinte am Beispiel der Minnerede ‚Die Nacht in der Feldscheune' (B66): „Der Autor hat diese Rede einem *gesellen* zugeschrieben, der von einem Ich beobachtet wird; diese Konstellation ist so nur in der Erzählung möglich. Die Rede ist damit integraler Bestandteil der Erzählung, wobei die Nahtstellen der Verbindung sichtbar bleiben. […] Die an der ‚Nacht in der Feldscheune' beschriebenen Konstituenten – ein Ich, hier in der Rolle des Beobachters, sowie eine weitere Person, hier der *gesell*, die eine (Ich-)Rede hält, bilden mehr oder weniger die tragenden Elemente einer Art Grundstruktur der ‚erzählenden Minnerede'." Die ‚erzählende Minnerede' ist also eine Rede, die in einen narrativen Rahmen eingelassen ist. Der Begriff ist missverständlich, weil nicht klar ist, ob er gattungstypologisch oder narratologisch verwendet wird. Was Ziegeler meint, wäre mit dem Begriff der ‚narrativ gerahmten Rede' besser bezeichnet. Denn Ziegelers Beispiel der ‚Nacht in der Feldscheune' zeigt, dass es ihm nicht um eine Rede geht, die erzählt, sondern umgekehrt um eine Erzählung, die Redeanteile beinhaltet, so dass die diskursiven Anteile von der Narration überlagert werden.

vollgültige ‚epische Form' verstanden, ändert sich für die Gattung das quantitative Verhältnis von Erzählung und Rede grundlegend:

> Es hat sich gezeigt, daß in den Minnereden (wie bekannt) beide literarischen Grundkategorien, Erzählung und Rede, zu finden sind, daß aber der Anteil ‚epischer Formen' wohl doch höher anzusetzen ist, als Ingeborg Glier meint, da zu den epischen Formen' nicht nur die ‚geschilderten Vorgänge', sondern z.T. auch ‚Monologe', vor allem aber ‚Gespräche' zu zählen sind.[13]

Ziegeler hat die Auffassung vertreten, dass die Trennlinie zwischen Erzählung und Rede nicht Mären von Minnereden unterscheide, sondern mitten durch die Gattung Minnerede hindurch verlaufe. Erzählende Minnereden (deren dominierendes Tempus das Präteritum sei) seien folglich „kategorial gleich mit den Texten, die nach Fischer als Mären […] gelten."[14] Diese Einschätzung hat Wolfgang Achnitz aufgegriffen, der den Vorschlag eingebracht hat, als Minnereden nur noch die rein diskursiven Texte aufzufassen:

> Als Minnereden sollten künftig […] nur die rein erörternden Texte […] bezeichnet werden, die als selbständige Gattung eine Besonderheit der mittelalterlichen Literatur darstellen […]. Für die nichterörternden Texte […] müßte ein neues Etikett gefunden werden, da sich Ziegelers Arbeitsbegriffe ‚erzählende Minnereden' bzw. ‚Minneredenerzählung' nicht durchsetzen konnten. Vielleicht nennt man sie in Analogie zu den eigentlichen Minnereden einfach ‚Minneerzählungen'.[15]

Allerdings – und hier ist an Beobachtungen Ziegelers anzuknüpfen – lassen sich ‚erörternde' und ‚nicht-erörternde' Texte in den meisten Fällen kaum trennen und auch in den Minnereden-Handschriften und ihren Sammlungsprofilen ist eine solche Trennung nicht zu erkennen. Nahezu alle Texte, die einen narrativen Rahmen aufweisen, die also eine Diegese ausbilden und deren Handlung in eine epische Vergangenheit

13 Ziegeler 1985, S. 74.
14 Ziegeler 1985, S. 73.
15 Achnitz 2000a, S. 147.

verlegt ist, weisen mehr oder weniger umfangreiche diskursive Anteile auf: Entweder Ekphrasen, etwa des Amor-Knaben, dem das Ich begegnet, oder Monologe des Ich-Erzählers, beispielsweise eine Liebesklage, in deren Rahmen er Frau Venus gegenüber das eigene Leid darlegt, oder auch Dialoge, die er selbst führt oder mit anhört.

Das heißt: Auch die narrativen Formen von Minnereden lassen sich insofern als diskursiv auffassen, als sie nur ausnahmsweise sujethaft erzählen[16] und meist umfangreiche diskursive Elemente umfassen. Mit dem Hinweis auf ihr Tempus ist folglich nicht viel über die Minneredenerzählungen als Erzählungen und entsprechend auch nicht viel über ihre Beziehung zu den Reden gesagt. Texte wie die ‚Minnelehre' Johanns von Konstanz oder die zahlreichen Minnegerichts-Allegorien sind zwar im epischen Präteritum abgefasst, nutzen dieses aber vorwiegend zur Rahmung von Rede:

> Wesen und Sinn der Minne sowie Regeln und Gebote, die sich für sie im gesellschaftlichen Zusammenhang ergeben, werden also vor allem diskursiv verhandelt – in monologischer Reflexion, Bekenntnis, Klage, Preis, Fluch, Anklage, Bitte, Gruß, Brief, Ermahnung, Lehre, ebenso aber in dialogischer Wechselrede, in Lehr-, Werbungs- und Streitgespräch. Narrative Elemente zielen vor allem auf Rahmung der (monologischen oder dialogischen) diskursiven Passagen – anders als etwa in Mären, in denen die Erzählung einer novellistischen Handlung im Vordergrund steht.[17]

16 „Die Schemagebundenheit und Vorgeprägtheit von Mustern und Sprachelementen nehmen einem Sujetbegriff, wie er Minnereden adäquat wäre, jede Möglichkeit einer emphatischen Aufladung, die er bei Lotman hat […]. Mit Blick auf die Minnereden wäre also eine analoge Umwertung und Relativierung in Bezug auf den Sujetbegriff vorzunehmen. […] Ebenso evident ist in Minnereden das Wuchern der sujetlosen Rede: der Deskription, welche die Raumstruktur, nicht deren punktuelle Überwindung, breit schildert, und der generalisierenden Rede, die die Ordnung der Minne lehrt" (Egidi 2006, S. 234).

17 Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 3.

Die Orientierung am Tempus führt hier in die Irre; vielmehr wäre nach der poetischen Funktion dieser Rahmung zu fragen.[18]

3 Die Situativität von Minneredenkommunikation

Wenn es eine Gattung ‚Minnerede' gibt, ist womöglich also nicht das Merkmal von Diskursivität oder Narrativität konstitutiv für sie, sondern eher die grammatische Person, die in Minnereden ganz überwiegend die erste ist – so überwiegend, dass im ‚Handbuch Minnereden' die dritte Person, ‚Er-Erzählung', unter ‚Besonderes' eingeordnet ist.[19]

Dass die Gattung Minnerede (unabhängig davon, ob man innerhalb der Gattung diskursive und narrative Texte unterscheidet oder nicht) wesentlich durch den Gebrauch der ersten Person charakterisiert ist und dieser Gebrauch als eine Art Alleinstellungsmerkmal der Gattung verstanden werden darf, hatte Tilo Brandis bereits 1968 betont. Er definiert Minnereden bekanntlich nach sechs Kriterien, deren drittes „Rede- und Erzählformen"[20] ist:

> Ein wesentliches Charakteristikum der Minnereden ist die direkte Rede; sie erscheint in lyrischer, hymnischer oder didaktischer Sprechweise selbständig in abgeschlossener Gedichtform oder als Teil vielschichtiger Gedichte […].[21]

Das nächste Merkmal, „Personen und ihre Rollen", ergänzt diesen Punkt: „Ein weiteres wichtiges Kennzeichen der Gattung ist das Ich des (männlichen oder weiblichen) Dichters, das in folgenden Rollen auftritt […]."[22] Auch die aktuelle Minneredenforschung weist auf die Konventionalität der ersten Person für Minnereden hin:

18 Die Narratologie hat bislang eine deutliche Ignoranz oder Einfallslosigkeit gegenüber diskursiven Formen an den Tag gelegt und keinen passenden Begriff für ein diskursives Geschehen angeboten, von dem erzählt wird – also beispielsweise einen erzählten Dialog.

19 Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 21.

20 Brandis 1968, S. 10.

21 Brandis 1968, S. 10.

22 Brandis 1968, S. 10.

> Als gattungsspezifische Merkmale können die häufig eine Rahmenhandlung eröffnenden Einleitungstopoi (Natureingang, Spaziergang, Traum, Entführung) sowie die in den Minnereden überwiegende Ich-Erzählhaltung gelten.[23]

Im ‚Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft' definiert Ludger Lieb die Minnerede neben dem zentralen Thema ‚Minne' u. a. darüber, dass „die Ich-Rolle dominiert"[24] und das ‚Handbuch' führt die ‚Ich-Rolle' als drittes von sieben „gattungsbestimmenden Aspekten"[25] auf:

> Konstitutiv ist die ‚Ich-Rolle', in der sich ein (zumeist männlicher) Sprecher in direkter Rede an das Publikum wendet bzw. dem Publikum von einer Rede oder einem Gespräch berichtet.[26]

Es könnte folglich hilfreich sein, den Blick von der Diskrepanz zwischen eher narrativen und eher diskursiven Formen innerhalb der Gattung auf die Dominanz der ersten Person zu lenken. Die entscheidende Frage, die sich dabei stellt, ist die, warum ausgerechnet die Minnerede diese grammatische Person favorisiert, oder warum umgekehrt die erste Person sich konventionell in Minnereden realisieren kann. Eine Antwort auf diese Frage, die hier nicht gegeben werden kann, müsste erstens die nach wie vor ungeklärte (aber mutmaßlich genetische) Beziehung zwischen Minnesang und Minnerede berücksichtigen,[27] zweitens aber auch die Beziehung zwischen Diskursivität und erster Person – offenbar hat die erste Person eine Affinität eher zum Reden als zum Erzählen, beziehungsweise eher zum ‚redenden Erzählen'.

23 Achnitz 2003, S. 198.

24 Lieb 2000, Sp. 601.

25 Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 2.

26 Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 3.

27 Diese ist schon in den Anfängen der Minnereden-Forschung gesehen worden, z. B. bei Friedrich Niewöhner: „Die Rede will lehrhaft sein; wo sie die Belehrung in Handlung einkleidet, erhält sie einen epischen Einschlag; da sie von Minne redet, steht sie auch der Lyrik nicht fern. Vor allem wenn der Dichter in der ersten Person spricht, ist inhaltlich der Abstand etwa einer lyrischen Liebesklage von einer *rede* sehr gering" (Niewöhner 1943, S. 404f.).

Außerdem müsste eine Antwort auf die Frage nach der Allianz zwischen Minnerede und erster Person berücksichtigen, dass die Minnereden-Kommunikation offenbar weniger auf Wiedergebrauch und eher auf Anschluss abzielt, und so – als Form der Anschlusskommunikation – ist die Minnerede in der Forschung ja auch verstanden worden:

> Textanalytisch zu greifen wären derartige Funktionalitäten zum Beispiel an den in gewisser Weise ‚offenen' Textenden nicht weniger Minnereden: Wenn etwa der Erzähler seine Minnerede mit der Bitte beendet, es möge nun ein anderer weiterreden, wenn Streitgespräche unentschieden bleiben oder wenn Urteilsfindungen in Minneprozessen einem Publikum übertragen werden. In solchen Fällen liegen Textgestalten vor, die die textinternen Minnediskurse gerade nicht abschließen, sondern an die textexterne Anschlußkommunikation der Hörer sozusagen weiterreichen […].[28]

Minnereden gehen aus der Kommunikation über *minne* hervor, sie stellen Kommunikation über *minne* dar und laden zur Kommunikation über *minne* ein – so sieht man das schon länger, doch die erste Person, die als Merkmal eine Gemeinsamkeit von diskursiven und narrativen Minnereden ist, hat man damit zumeist nicht in Verbindung gebracht.

Wenn gilt, dass Wiedergebrauchsrede situativ geschlossen und referentiell unzweideutig sein muss,[29] so ist naheliegend, dass für (den mutmaßlich situativen Gebrauch von) Minnereden diese Merkmale offenbar nachrangig sind. Davon wird in der Minnereden-Forschung zwar schon lange ausgegangen, doch der konventionelle Gebrauch der ersten Person könnte ein starkes, bislang wenig beachtetes Argument dafür sein.

Um die Verknüpfung zwischen der spezifischen Form von Kommunikation, die Minnereden darstellen, und der ersten Person, die sie dazu nutzen, konkreter zu machen, werde ich im Folgenden einen Effekt der Ich-Erzählung im Vortrag fokussieren, der maßgeblich durch ihre Situativität herbeigeführt wird, nämlich dadurch, dass in der Vortragssitua-

28 Lieb/Strohschneider 2005, S. 127f.
29 Vgl. Anm. 10.

tion über den Ich-Erzähler eine unmittelbare und zeitliche Verknüpfung zwischen Rezeption und Diegese hergestellt werden kann.

Ich möchte am Beispiel von ‚Des Spiegels Abenteuer' exemplarisch spezifische Effekte der ersten Person diskutieren; Allgemeingültigkeit ist damit in keiner Weise beansprucht. Es geht um ein sehr eng begrenztes Szenario: das der Läuterungsgeschichte.

Meine Auseinandersetzung mit dem Text geht von folgender Überlegung aus: Erstens eignet sich der ‚Distinktionsgestus der ersten Person' in besonderer Weise dazu, Geschichten eines Fehlverhaltens, eines Fehltritts zu erzählen. Zweitens ist kein anderer Erzähler so dazu prädestiniert, den Prozess einer Erkenntnis und einer Läuterung zu veranschaulichen wie der Ich-Erzähler. Beides – Verfehlung und Läuterung – sind die zentralen Elemente in ‚Des Spiegels Abenteuer'. Wie sie die Merkmale der Ich-Erzählung nutzen und produktiv machen und welchen Stellenwert der Aspekt der Erfahrungshaftigkeit dabei hat, das ist die Frage, der ich im Folgenden nachgehen werde: Was ist das für ein Ich, das hier von seiner Erfahrung erzählt? Und was heißt eigentlich von ‚seiner' Erfahrung, wenn zutrifft, was Glier über die erste Person in Minnereden sagt, nämlich, dass diese „meist eine recht farblose Figur [ist], die über Minneleid klagt, um Unterweisung bittet oder auch bloß als unbeteiligter Berichterstatter fungiert. Ihre Rolle bleibt häufig so unspezifisch und verfügbar, daß sich nahezu jedes andere ‚Ich' leicht mir ihr identifizieren kann"[30]?

4 Das ‚Ich' im ‚Spiegel'

‚Des Spiegels Abenteuer' (oder: ‚Der Spiegel') wird auf 1451/53 datiert[31] und ist in fünf Handschriften überliefert, von denen vier zwischen 1470 und 1490 entstanden sind und eine (Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 696) auf das 15./16. Jahrhundert datiert wird.[32] Drei Handschriften überliefern lediglich Ausschnitte; das ‚Handbuch Minnereden' verwendet zur Beschreibung die Begriffe ‚Kurzfassung', ‚Fragment' und ‚Exzerpt'.[33]

30 Glier 1971, S. 327.
31 Vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, B465, S. 835–839.
32 Alle Angaben aus dem Handschriftencensus: www.handschriftencensus.de.
33 Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, B465, S. 835.

In ‚Des Spiegels Abenteuer' erzählt ein Ich nach kurzem Prolog davon, wie es eines Morgens durch eine idyllische Landschaft spaziert und dabei auf die Personifikation der *triuwe* trifft, die verzweifelt ihr Unglück beklagt. Ihre Herrin, Frau Âventiure, hatte sie nach Schwaben ausgesandt, um *triuwe* zu finden, doch nun muss sie zu ihrer größten Schande bekennen, dass sie keine gefunden hat, so dass sie sich nicht zu ihrer Herrin zurück traut. Ein Zwerg erscheint und überbringt die Botschaft ihrer Herrin, die sie unverzüglich zurück beordert. Der Ich-Erzähler behauptet nun von sich, in treuem Dienst seiner Dame (an anderer Stelle: seiner Ehefrau) ergeben zu sein und damit als Musterbeispiel von *triuwe* gelten zu können. Frau Triuwe ist skeptisch, lässt sich aber überreden, ihn mit sich zu nehmen. Auf der Überfahrt wünscht der Ich-Erzähler, in den Spiegel blicken zu dürfen, den der Zwerg um den Hals trägt. Frau Triuwe warnt vor einem Blick in den Spiegel, der die Erscheinung aller Frauen umfasst, doch im Vertrauen auf seine unbeirrbare Beständigkeit erreicht der Ich-Erzähler, dass er in den Spiegel blicken darf. Dort sieht er unter anderen auch seine eigene Frau, dann aber eine Dame, deren Schönheit ihn derart in Bann schlägt, dass er diese mehr begehrt als alles andere – auch mehr als seine eigene Frau, der er nun zugunsten der Schönen abschwört. Frau Triuwe bereut daraufhin, ihm je geglaubt zu haben. Bei ihrer Herrin und anderen Allegorien wie Frau Ehre und Frau Minne angelangt, entsteht ein Minne-Gerichts-Prozess, in dessen Rahmen der *untriuwe* Prahlhans angeklagt wird. Er soll in das Buch der Frau Âventiure blicken, in dem er von der Tugendhaftigkeit seiner eigenen Frau und der Lasterhaftigkeit der von ihm begehrten Dame erfährt. Er erkennt daraufhin seine Verirrung und die Personifikationen setzen sich gegenüber Frau Âventiure, die ihn verurteilen will, erfolgreich für einen Freispruch ein, der nach langen und unübersichtlichen Verhandlungen gewährt wird. Der Ich-Erzähler wird von den Personifikationen belehrt und kehrt im Geleit des Zwerges in seine Heimat zurück.

Dem handelnden Ich wird während der ganzen Handlung kein Name zugeordnet, weder auf der Figuren-, noch auf der Erzählebene, und zwar weder ein Eigenname (und das ist erwartbar, insofern kein einziger Ich-Erzähler eines mittelhochdeutschen Textes einen Eigen-

namen besitzt) noch auch der Name seines Autors.[34] Es geht Hermann von Sachsenheim also offenbar nicht darum, eine auch nur spielerische Verknüpfung zwischen dem handelnden und erzählenden Ich und der Autorrolle herzustellen (so wie er es etwa in seiner ‚Mörin' getan hatte, in der er im zweiten Epilog im Rahmen einer Wappenschilderung den Namen ‚Hermann von Sachsenheim' nennt).[35] Doch das Ich ist auch kein austauschbares und unspezifisches. Darauf hatte bereits Ingeborg Glier (allerdings am Beispiel der ‚Mörin') hingewiesen:

> Mit nur wenigen Ausnahmen bleibt dieser [der Ich-Erzähler] sonst meist eine recht farblose Figur, die über Minneleid klagt, um Unterweisung bittet oder auch bloß als unbeteiligter Berichterstatter fungiert. Ihre Rolle bleibt häufig so unspezifisch und verfügbar, daß sich nahezu jedes andere „Ich" leicht mir ihr identifizieren kann, es sei denn, die Berufsliteraten legen sie eindeutig auf ihren Namen fest, oder andere, wie etwa Hugo von Montfort, durchdringen sie mit autobiographischen Elementen. […] Aber es ist nicht zu übersehen, daß Hermann diese anonyme Rolle plastischer ausgestaltet als die meisten anderen Minneredenautoren. Das zeigt schon der ‚Spiegel', wo das „Ich" auf einen Ritter aus Schwaben festgelegt wird […]. Hermann verleiht ihm also individualisierende Züge, die erlauben, einen losen Bezug zu seiner eigenen Person herzustellen, aber auch nicht mehr. Deshalb muß man sich hüten, in diesen Ich-Figuren Selbstpersiflagen zu sehen. Sie sind in erster Linie wohl als komische Rolle gemeint und daher „dramatischer" angelegt als in den meisten Minnereden.[36]

Und noch aus einem anderen Grunde ist der Ich-Erzähler hier sowohl vom Konzept der Hohlform, die jeder Rezipient leicht einzunehmen

34 So wie es beispielsweise in der Minnerede ‚Die Minne vor Gericht' Peter Suchenwirts (B453, V. 251), im ‚Frauenbuch' Ulrichs von Liechtenstein (B402a) oder ‚der Klage der Kunst' Konrads von Würzburg der Fall ist.

35 Vgl. dazu Glier 1971, S. 327, Anm. 99.

36 Glier 1971, S. 327f.

vermag, als auch von der Person des Autors abzurücken. Denn es handelt sich beim Erzähler um ein Ich, das durch den Handlungsverlauf wie auch durch seine eigenen Kommentare deutlich als Missetäter gekennzeichnet ist. Seine Verfehlung bleibt hier aber nicht abstrakt, vage und auch ambivalent wie in der ‚Mörin', sondern sie wird in der Handlung selbst entfaltet, ist also anschaulich und unzweifelhaft. Sie besteht zunächst in einer anmaßenden Selbstrühmung des Ich-Erzählers als über alle Maßen *triuwe*:

> *zart fraw, ich wil uch stürn*
> *mit drüwen uff dieser fart.*
> *gedruwer hercz nye wart*
> *dan eins in mynem lib*
> *gen eynem reynen wib* […] (V. 414–418)
>
> *ich wolt uch dusent helfand*
> *mit druwen han uff geslagen*
> *und noch vil menchen wagen*
> *allein uß mynem herczen.* (V. 446–449)

Diese Anmaßung ist umso frevelhafter, als der Ich-Erzähler sich im Laufe des Geschehens auch noch in drastischer Weise als *ungetriuwe* offenbart: Entgegen seinem Versprechen, in der Liebe zu seiner Geliebten und Ehefrau nicht zu wanken, verfällt das Ich dem Bild der schönen Dame, das sich ihm im Spiegel der Frau Âventiure zeigt.

‚Des Spiegels Abenteuer' erzählt damit die Geschichte einer Verfehlung, die allerdings auch eine Läuterung nach sich zieht und sich so als die Geschichte einer Figur präsentiert, die weder ‚irgendjemand' noch ‚jedermann', sondern die des Erzählers ist. Und wohl gerade deshalb, weil die Ich-Erzählung die Läuterung als ein Ereignis vermitteln kann, das eine zeitliche Dimension aufweist und eine Erstreckung bis in die konkrete Vortragssituation hinein, in der sie nachwirkt, wird diese Form für die Läuterungsgeschichte, die Hermann von Sachsenheim erzählen will, genutzt.

Indem der Erzähler von seiner eigenen Verfehlung, seiner eigenen Erkenntnis und seiner eigenen Läuterung erzählt – also einer Erfahrung –, umfasst er in sich den Missetäter, von dem er erzählt und den Geläu-

terten, als der er erzählt.[37] In seiner eigenen Person repräsentiert er jenen Prozess, den die *wisen*, an die er seine Erzählung im Prolog adressiert, durchlaufen sollen: Sie sollen sich nicht mit dem leichtfertigen Protagonisten identifizieren, von dem die Rede ist, sondern mit der Einsicht des Erzählers, der ihnen hier und jetzt seine Geschichte vorträgt. Die Spannung zwischen beiden resultiert daraus, dass sie zwar personal identisch, aber zeitlich und von ihrer Erfahrung her geschieden und unterschieden sind. Die Ich-Erzählung erlaubt es den Rezipienten, an dieser Spannung zwischen dem vergangenen und dem gegenwärtigen Ich, die sich gegenseitig gleichermaßen ausschließen und bedingen, teilzuhaben, indem sie im Rahmen des Vortrages und im Nachvollzug seiner Erfahrung verfolgen, wie aus dem anmaßenden Jüngling ein geläuterter wird.

Lehre kann zwar auch in der dritten Person und auch in der Lektüre erteilt werden; als zeitlicher Prozess, der nicht nur den Protagonisten mit dem Erzähler und damit den Erzähler mit seinen Zuhörern umfasst und verbindet, kann sie aber nur in der ersten Person und nur im Vortrag vollzogen werden.

Käte Hamburger hat darauf hingewiesen, dass das Präteritum der Er-Erzählung keine grammatische Funktion, also keine Zeitlichkeit besitzt. Die erzählte Zeit ist niemandes Vergangenheit, die Figuren, von denen der Er-Erzähler erzählt, agieren nicht in der oder einer Vergangenheit, sondern in einer fiktionalen Gegenwart. Anders verhält es sich in Hinsicht auf das Präteritum der Ich-Erzählung, das sich als die Vergangenheit des Aussagesubjekts darstellt. Daraus folgt, dass der heterodiegetische Erzähler die Entwicklung einer Figur zwar darstellen, aber niemals mit der Erzählgegenwart verknüpfen kann, die es für ihn, der ja Hamburger zufolge nur ‚Erzählfunktion' ist, gar nicht geben kann. Der Ich-Erzähler kann demgegenüber von sich selbst zwar immer nur als einem anderen, nämlich einem vergangenen, erzählen, dafür aber genau aus dieser Perspektive auf das vergangene Selbst heraus eine Erkenntnis als Erfahrung vollziehen und verbürgen, die nicht nur bis in die Erzählgegenwart hinein Geltung hat, sondern darüber hinaus auch als Erzählanlass fungiert.

37 Dass der Ich-Erzähler am Ende der Erzählung geläutert ist, betont auch Glier: „Als ‚gebessert' kann dieser gelten, da er nicht nur seinen Fehler einsieht, sondern auch die losen Ratschläge der alten *Mynn*, die einen Rückfall geradezu empfehlen, streng von sich weist." (Glier 1971, S. 320).

5 Spiegel und Buch

Die Läuterungsgeschichte, die ‚Des Spiegels Abenteuer' entfaltet, ist wesentlich mit zwei Motiven verknüpft, nämlich mit Spiegel und Buch.

Der Spiegel, der zum Anlass der *untriuwe* wird, ist nicht, was er vorgibt zu sein – nämlich ein Spiegel. Anders als in Minnereden wie Meister Altswert ‚Der Spiegel' (B223) ist der Spiegel hier kein Instrument der Wahrheitsfindung, sondern des Trugs und der Scheinhaftigkeit, wie das Ich später selbst bekennt. Das Ich erblickt darin nicht sich selbst, sondern eine reizvolle Dame, deren Erscheinung das Ich dazu bringt, sich selbst und seine *triuwe* gegenüber der eigenen Geliebten und Ehefrau gänzlich zu vergessen.

Dass die Schönheit der Dame trügerisch ist, weil sie in Wahrheit lasterhaft und treulos ist, offenbart nämlich gerade nicht der Spiegel, sondern erst das Buch der Âventiure, das die Suggestion des Spiegels korrigiert. An der Herausforderung, der trügerischen Oberfläche zu widerstehen, scheitert das Ich zunächst und dieses Scheitern wird drastisch ausgestaltet: Als Frau Triuwe ihn fragt, ob er seine Geliebte denn vergessen habe, antwortet er dreist und unumwunden: *ja, fraw reyn gehür,* | *ich weis nit, wer sie ist.* (V. 1186f.)

Die Unverzeihlichkeit dieses Vergessens erschließt sich erst auf dem Hintergrund der Bedeutung von *triuwe* für die höfische Erzählliteratur wie für die Gattung der Minnereden;[38] dass *triuwe* in ‚Des Spiegels Abenteuer' die zentrale Tugend ist, machen auch die zahlreichen Anspielungen auf den höfischen Roman deutlich, die der Text umfasst. *triuwe* als Zentraltugend erklärt wohl auch die Häufigkeit der Zitate, die sich auf den ‚Parzival' beziehen.[39] Christelrose Rischer betont, dass zu dem idealen Reich, das durch die vielen Wolfram-Zitate imaginiert wird, der

38 „Aber ganz eigentümlich rückt hier in den deutschen Minnereden mehr und mehr in den Mittelpunkt, daß die fast noch größere Aufgabe [als die Gewinnung der Dame als Liebespartnerin] darin besteht, miteinander in *triuwe* und *stæte* zu leben […]" (Glier 1971, S. 13).

39 „Der in Minnereden am häufigsten genannte Artusritter ist Parzival. Er oder markante Szenen oder Motive aus seiner *âventiure* sind in mindestens 15 Reden zu finden. Diese große Popularität des jungen Gralsritters bei den Minneredenautoren läßt sich sicherlich auch auf die weite Verbreitung des Wolframschen *Parzivals* und Albrechtschen *Titurels* zurückführen. Zugleich gibt es aber auch inhaltliche Gründe für seine vielfache Einsetzbarkeit" (Dietl 1997, S. 5).

Ich-Erzähler, „der durch seinen Treue-Bruch das höfische Minneideal verletzt hat", in Kontrast stehe.[40]

Parzival verkörpert aufgrund seiner ehelichen Treue Condwiramurs gegenüber das Ideal, das in Minnereden immer wieder beschworen und hier verletzt wird: Die Beständigkeit und Unbeirrbarkeit des Minnenden, die ihn auszeichnen wie keine zweite Tugend. Diese *triuwe* kommt Parzival vor allem in der Gegenüberstellung mit Gawan zu, der im ‚Parzival'-Roman bis zu seiner Begegnung mit Orgeluse promiskuitiv ist und überdies im Verdacht steht, sich einst einer Vergewaltigung schuldig gemacht zu haben. Aus dieser Perspektive kann es kaum verwundern, dass „die zweite Hauptfigur in Wolframs Parzival, Gawan, […] keinerlei Beachtung in Minnereden findet."[41] Die Erklärung, die Cora Dietl für diesen Befund anführt, ist denn auch in meinen Augen nicht überzeugend.[42]

Dass es bei der Auswahl der Vergleichsfiguren in ‚Des Spiegels Abenteuer' primär um *triuwe* geht, zeigt auch die häufige Erwähnung von Sigune, die in der höfischen Literatur Paradigma von *triuwe* ist.[43] Auf diesem Hintergrund wird erkennbar, wie sehr der Ich-Erzähler sich vergeht, wenn er sich dazu versteigt, Frau Âventiure vorzuschlagen, dass doch der Papst seine bestehende Ehe auflösen solle, damit er sich der neuen Geliebten zuwenden und mit ihr eine neue Ehe eingehen könne:

> *gend mir sie zu der ee*
> *und nit zu eynem bul!*

40 Rischer 1982, S. 54.

41 Dietl 1997, S. 7.

42 „Es ist evident, daß für die Minneredenverfasser die sogenannten nachklassischen Romane mit ihren unproblematischen Helden, wie z. B. Wigalois, einfacher einzusetzen sind als die klassischen. Dies könnte erklären, warum die Mitglieder der Gralsfamilie so häufig genannt werden, während Wolframs Gawan keine Erwähnung findet. Gawan spielt keine Rolle in Albrechts *Jüngerem Titurel*, einem Werk, das sich nicht nur durch seine im Vergleich zu Wolfram eindeutigere Charakterisierung der Helden, sondern v. a. auch durch seine häufigen didaktischen Exkurse und seine Vorliebe für die Allegorie der *rede* annähert" (Dietl 1997, S. 8f.).

43 So etwa im ‚Reinfried von Braunschweig', wo die weibliche Hauptfigur Yrkane mit Sigune verglichen wird: Yrkane hat – den Aussagen des Erzählers zufolge – Sigunes *herze* in ihrem Körper: „*ir weinen und ir riuwen* | *was sunder wandels lûne.* | *daz herze daz Sigûne* | *hie vor in irme lîbe truoc,* | *daz hât diu minnenclîche kluoc* | *mit triuwer klag in sich genomen* | *alsô, wan sî wolte komen* | *an keinen friedel anders* (V. 15236–15243).

zu Rom der heylig stul
der kan es wol verkern.
ich acht nit vil der ern […]. (V. 1566–1570)

Dem Ideal von Beständigkeit und Treue, Tugendhaftigkeit und Unwandelbarkeit ist das Verhalten und Auftreten dieses Ich also diametral entgegengesetzt. Ausgelöst wird seine radikale Verfehlung durch den Blick in den Spiegel, korrigiert wird sie durch das zweite zentrale Symbol des Textes, nämlich das Buch, das dem Spiegel durch seine läuternde Wirkung gleichsam als Gegenstück zugeordnet ist:

durch all der welt figur
hat es den bessten teyl:
das gutt und auch das meil
dar inn geschriben stat. (V. 1614–1617)

Im Modus und im Rahmen der Lektüre erschließt sich dem Ich denn auch die ernüchternde Wahrheit seines Irrtums. Dem faszinierten Blick in den Spiegel wird die erhellende Lektüre gegenübergestellt, die dem Ich zur Erkenntnis verhilft:

was ich noch ye gelos
von undruw manigfalt,
das hat ein cleyni gestalt
gen diesem falschen wib,
drucz das kein meister schrib
und nümer schriben kund,
so vil der falschen grund
als in irm herczen was.
mich drǒg das spiegel glas,
des gib ich schuldig mich. (V. 1816–1825)

Schrift und deren Lektüre spielen aber nicht nur in Form des Buches, das dem Ich zur Erkenntnis seines Versagens verhilft und seine Läuterung herbeiführt eine Rolle, sondern bilden das Leitmotiv des Textes auf verschiedenen Ebenen, beispielsweise auf der Ebene der schriftliterarischen Vergleichstexte, die in ‚Des Spiegels Abenteuer' regelrecht collagenartig zusammen getragen werden, um die Aussage des Textes zu produzieren. Die gesamte Handlung des Textes schreibt sich aufdringlich

durch zahllose Vergleiche und Anspielungen in den literarischen Kosmos des Artusromans ein.[44]

Zunächst knüpft der Text mit seinen vielen Anspielungen und Vergleichen mit Figuren und Motiven aus dem Artusroman, dem Antikenroman und dem höfischen Roman an dessen Schriftliterarizität an: Denn dieser höfische Erzählkosmos ist dem Erzähler ganz und gar verfügbar – so verfügbar, dass ihm zu jeder Situation, zu jeder Wendung und zu jeder Aussage der passende Vergleich zur Hand ist. Voraussetzung dieser Verfügbarkeit ist jedoch die Schriftliterarizität der entsprechenden Texte.

Die Geltung, die ihnen durch sie zukommt, wird an vielen anderen Stellen auch auf Figurenebene explizit gemacht, etwa dort, wo Frau Triuwe die Anmaßung des Ich-Erzählers, seine *triuwe* könnte selbst von tausend Elefanten nicht getragen werden, mit dem Hinweis zurückweist, sein Name stehe nicht auf ihrer Liste treu Liebender:

> *sie sprach: ‚du solt nit scherczen.*
> *myn drutt gesell, sag war!*
> *ich han ein ganczes jar*
> *in diesem land verdriben*
> *und all die angeschriben,*
> *die man für mynner brist.*
> *ob dich der zedel wist,*
> *das weis myn fraw wol*
> *daheymen, der ich sol*
> *mit druwen ů̈mer warten.*

44 *glich dem duben stummen* | *sas ich in sender qual,* | *recht als do herr Portifal* | *hielt unversonnen by* | *den blucz czehern dry* | *vor Karydol der vest* (V. 1060–1065); Frau Triuwe sagt zum Ich-Erzähler: *in konig Artus' hoff die meyd,* | *die unlachen ward erczogen,* | *wer ser an dir bedrogen* | *unnd Anthonor der frum,* | *der redens was ein stüm,* | *bis er den dursten ritter sach:* | *was im da von Key geschach,* | *das wer durch dich vermitten.* (V. 1144–1152); der Erzähler kommentiert den Empfang, der Frau Triuwe durch ihre Schwestern zuteil wird, folgendermaßen: *ich wen, zu Hohenstauffen* | *da herczog Cunradt sas* | *zu Swaben, als ich las,* | *ward nie ern erbotten* | *und auch dem konig Lotten* | *von Norwegen, her Gawens vatter.* | *recht als dem konig Matter* | *was mir myn hercz versnytten,* | *do in hett überstritten* | *von Blumendal herr Danyel* (V. 1328–1337); *herr Wolfran, der durch briß* | *von Ditterell hatt gesongen,* | *der kund vil bas sin zungen* | *gelencken uff meisterschefft* […]. (V. 1388–1391). Vgl. hierzu auch Huschenbett 1962, S. 81–92 (‚Sachsenheims Verhältnis zu anderen Dichtern').

ich schickt yn der vil czarten
by anderm hoffgesind.' (V. 450–461)[45]

Diese Feststellung kann denn auch als Vorausdeutung auf das Versagen seiner *triuwe* verstanden werden. Die weitere Handlung wird mit dem tatsächlich eintretenden Treuebruch die Autorität der Schrift bekräftigen; das Geschehen bestätigt nur noch, was in der Schrift immer schon wahr und bekannt ist.

Diese konstitutive Bedeutung von Schrift wird vor allem durch den Prolog bekräftigt. Hier weist der Erzähler seine folgenden Aussagen unumwunden als aus schriftlichen Vorlagen, aus *büchen*, zusammengetragen aus:

wie wol myn synn sind smal,
je doch so wil ich sůchen
uß mencher hand büchen
schon byspil unnd figur.
ir wisen von natur,
dar in sůllent ir mich stercken […]. (V. 4–9)

Eine Differenzierung in ‚eigene' und ‚durch Lektüre angeeignete' Erfahrungen scheint hier wie überhaupt im Rahmen der Gattung ‚Minnerede' keine Gültigkeit zu besitzen. Beides ist im ‚Vorgewussten' und ‚Vorgefundenen'[46] verschränkt, aus dem Minnereden ihr Wissen über Minne übernehmen. Minnereden etablieren so ein Aussagesystem, innerhalb dessen durch Konventionen Regeln und Regelhaftigkeiten entwickelt werden, die ihrerseits zur Grundlage jener Erfahrungen werden, die in den Minnereden beschrieben werden.

So wie vermutet wird, dass im Rahmen der Gattung ‚Minnereden' Rezeption und Textproduktion im Sinne von Anschlusskommunikation ineinander übergehen, wird auch Erfahrung hier zu einer zirkulären Größe: Sie ist nicht alleine Grundlage von Textproduktion (der Ich-Erzähler erzählt von seiner Erfahrung), vielmehr setzen die eigenen

45 „Es ist offenbar die Sehnsucht, aufgeschrieben zu sein. Ähnlich wie der Gläubige ins Buch des Lebens eingeschrieben sein möchte, so ist es für die Minnenden absolut entscheidend, dass sie aufgeschrieben sind, dass sie selbst gespeichert sind in einem Schrifttext. Denn dies bedeutet Zugehörigkeit und dauerhafte Legitimierung ihrer eigenen Praxis des Liebens und ihres Redens über die Minne" (Lieb 2008, S. 200).

46 Vgl. Wachinger 2005, S. 140.

Erfahrung die Erfahrungen anderer Diskursteilnehmer immer schon voraus, so dass die eigene Erfahrung bestätigt, was durch die Erfahrung anderer bereits an Wissen über die *minne* erworben worden ist. Die Aneignung der Erfahrung von *minne* findet also immer schon auf der Grundlage des *minne*-Wissens statt, das durch Minnereden vermittelt wird. Als eigene Erfahrung durch Rezeption angeeignet werden kann dieses Wissen deshalb, weil es sich – unterstützt durch die erste Person – als Erfahrungswissen eines Ich präsentiert. Wenn Glier von diesem Ich als Hohlform spricht,[47] ist damit nicht nur gemeint, dass jeder Rezipient sich an seine Stelle versetzen kann, sondern auch, dass jeder die Erfahrungen dieses Ich zu seinen eigenen machen kann.

Lesen, Erfahren und Schreiben gehen im Rahmen der Gattung ineinander über, denn der Minnediskurs der Minnereden stellt gerade in seiner und durch seine Konventionalität eine spezifische Sprache für jene Erfahrungen bereit, die nur derjenige zu machen vermag, der um das Wesen der Minne bereits weiß – es handelt sich also gewissermaßen um einen ‚Expertendiskurs'. So kann auch der Ich-Erzähler, der an einem idyllischen Ort auf die Personifikation der *triuwe* trifft, im Folgenden nur das erleben, was er bereits weiß und an seinen Erfahrungen kann sich nur das exemplifizieren, was die Rezipienten (als Experten) erwarten. Unverkennbar ist, dass Erfahrungshaftigkeit hier nicht an Subjektivität gebunden ist. Das unterscheidet den Gebrauch der ersten Person in Minnereden von dem in der Tradition der ‚Confessio', die zwar die erste Person ebenfalls nutzt, allerdings die erzählten Erfahrungen durchaus für eine Subjektivierung oder auch Individualisierung nutzen kann (Augustinus, Boethius, Abaelard). In Minnereden wie ‚Des Spiegels Abenteuer' wird demgegenüber die Reichweite und Bandbreite des Erfahrbaren durch die Gattung vorgegeben: Es ist das Erwartbare, das dem Ich zustößt, und dass es dem Ich zustößt, bestätigt das Erwartbare als solches.

So kann auch der Ich-Erzähler aus Büchern kompilieren, was er selbst erfahren hat – beziehungsweise auf Handlungsebene noch erfahren wird – und am eigenen Leibe erfahren, was dort bereits vorweggenommen

47 In ihrer Einleitung zum Band ‚Triviale Minne' äußern sich die Autoren folgendermaßen zur Geschichte des Begriffs: „Ingeborg Glier […] hat als erste von ‚Ich-Hohlform' gesprochen. Den Begriff verwendet später auch Ziegeler 1985, S. 74 u. ö." (Lieb/Neudeck 2006, S. 4).

ist,[48] so wie ja auf Figurenebene seine Verfehlung bereits dadurch vorausgesetzt wird, dass sein Name sich auf dem Zettel der Frau Triuwe nicht findet. Die Handlung entfaltet diesen Sachverhalt nur noch und entfaltet vor allem, wie er sich dem Ich-Erzähler als seine eigene Erfahrung im Rahmen der Lektüre des Buches der Âventiure mitteilt.

Folglich muss auch der Begriff der *âventiure* hier anders definiert werden als beispielsweise für den höfischen Roman. Was Peter Strohschneider in seiner Auseinandersetzung mit dem Wortfeld *âventiure* über deren Performativität und Mündlichkeit bestimmt, gilt nämlich in dieser Zuordnung für die Minnerede gerade nicht: Erstens gibt es nur einen geringen Spielraum für sie, weil sie viel stärker konventionalisiert ist als im höfischen Roman. Weil die Erfahrung des Protagonisten sich aus dem speist, was „‚vorgewußt' oder ‚vorgefunden'"[49] ist – also aus dem, was in Minnereden steht – ist der Begriff der *âventiure* in der Minnerede viel stärker schriftaffin als im Roman. Hier endet die Performativität nicht mit der Mündlichkeit, vielmehr ist sie an die Schrift gebunden.

Strohschneider bestimmt die Bedeutung von *âventiure* im Artusroman als eine performative Rede, die konstituiert, wovon sie spricht, und so einen entdifferenzierenden Kreislauf von (mündlichem!) Erzählen und Handeln erzeugt:

> Die Romane erzählen demnach von Formen der Rede, die ‚performativ' zu nennen wären im Sinne der beiden theoriegeschichtlich dominanten – und getrennt zu haltenden – Begriffsfassungen: ‚performativ', nämlich als rituell gebundenes Interaktionsgeschehnis mündlicher Rede einerseits sowie andererseits als eine Form des Sprachgebrauchs, die konstituiert, wovon sie spricht, *âventiure* eben.[50]

48 Solche genetischen Beziehungen zwischen Gewusstem und Erfahrenem könnten auch die mittelalterliche Reiseliteratur charakterisieren, die sich stellenweise einerseits als Erfahrungsbericht präsentiert und es streckenweise auch sein dürfte, andererseits Erfahrungen durch Zitate aus anderen Reiseberichten ergänzt, bestätigt, erweitert; oder umgekehrt: die eigenen Erfahrungen sind Ergänzungen, Bestätigungen und Erweiterungen dessen, was andere bereits über ihre Reisen geschrieben haben.

49 Wachinger 2005, S. 140.

50 Strohschneider 2006, S. 379.

Âventiure wäre demnach in den Textbeispielen dieser Modellreihe also ein entdifferenzierender Kreislauf von Erzählen und Handeln. Dieser Kreislauf zeigt sich in den Romanen als die mythische Basisstruktur des Weltbezuges des idealen Artushofes.[51]

Strohschneiders Betonung liegt dabei aber auf ‚mündlich', denn im Artusroman ende die Performativität – so die These – dort, wo die *âventiure* am Artushof nicht mehr mündlich, sondern in der Schrift zu existieren beginnt:

> Das ändert sich in der hier beobachteten Modellreihe erst in jenen späteren Ausnahmefällen, in denen die durch das Fastengelübde etablierte *âventiure*-Erzählung am Artushof nicht ‚ver-handelt', sondern vielmehr ‚verschriftet' wird. So geschieht es im *Prosa-Lancelot* oder im Epilog zu Claus Wisses und Philipp Colins *Rappoltsteiner Parzifal*. Dort heißt es etwa, Artus habe die Erzählungen der von der *tofelrunde* komplett aufzuschreiben befohlen […].[52]

> Erst damit tut sich indes jene Differenz zwischen *âventiure* als Handlung und *âventiure* als Erzählung auf und etabliert sich (auch in der erzählten Welt der Artusromane) jener Typus von Textualität, welche kategoriale Voraussetzung dafür sind, dass sich etwa von der metonymischen Substituierbarkeit der Handlung durch die Erzählung – aber keineswegs auch umgekehrt von der Substituierbarkeit der Erzählung durch die Handlung! – sprechen lässt.[53]

In der Minnerede besteht demgegenüber ein Verhältnis prinzipieller Substituierbarkeit der Handlung durch Schrift (oder besser ‚Text'). Genau das machen die zahlreichen Bezugnahmen auf den höfischen Roman ja deutlich: Was hier, in der Handlung der Minnerede, geschieht, entspricht genau dem, was dort bereits erzählt worden ist. Und was die Handlung etwa von ‚Des Spiegels Abenteuer' entwickelt, steht bereits auf dem

51 Strohschneider 2006, S. 380.
52 Strohschneider 2006, S. 381.
53 Strohschneider 2006, S. 382.

Zettel der Frau Triuwe fest: Der Ich-Erzähler ist *ungetriuwe.* Die Handlung erzählt nur davon, wie dieses Faktum sich im Geschehen entfaltet.

Bestätigt wird die Aussage des Zettels nicht nur durch das Geschehen, sondern auch durch das Buch der Frau Âventiure. Zusammen gelesen ist all das *uß mencher hand büchen* (V. 6), wie der Prolog schon sagt, bekräftigt und wiederholt wird es ein weiteres Mal in Form des Textes ‚Des Spiegels Abenteuer' selbst. Schrift bedeutet hier also nicht die Entstehung einer Differenz zwischen *âventiure* als Handlung und *âventiure* als Erzählung, sondern Diskurszugang. Es geht (bei) den Minnereden um:

> die textuelle Selbstermächtigung eines Minnenden, am Minnediskurs teilzuhaben, es geht um Einübung und Benutzung symbolischer Codes, um mit anderen Minnenden oder auch mit einer imaginären Minnediskursgemeinschaft zu kommunizieren. In der Schriftlichkeit werden diese Codes verfügbar gemacht. Im Bereich der Minnereden ist Schrift ein Diskurszugang, eine Ermöglichung von Ausdruck, eine Verfügbarmachung einer Sprache über die Liebe.[54]

Und diese umfassende Bedeutung von Schrift erklärt noch einen anderen strittigen Punkt, den nämlich der (vermeintlichen) Dominanz der Frau Âventiure über Frau Minne, auf den die Forschung stellenweise irritiert hingewiesen hat.

In den Zusammenhang der Autorität und der Geltung von Schrift gehört es auch, dass in ‚Des Spiegels Abenteuer' Frau Âventiure die Herrin aller anderen Personifikationen ist. Frau Ehr sagt, als Frau Milt sich ihrer Autorität entziehen will, über sie:

> *es lebt nit ir glich*
> *in aller dieser welt.*
> *ir kunst hat nye gefelt;*
> *sie czwingt lutt und land,*

54 Lieb 2008, S. 218. „Die Textpraxis der Minnereden ist Liebespraxis – zumal wenn man Liebe definiert als ‚Gedenken', als imaginatives Anfüllen des Ichs ‚mit der Dame' und mit dem Sprechen über die Minne. […] Für die Minnereden gilt: Schreibenkönnen ist Ausweis von Liebenkönnen. […] Schreiben ermöglicht einen Entwurf, eine Gestaltung des Ichs und seiner inneren Welt" (Lieb 2008, S. 220).

als sie mir ist bekand,
daher von allem recht. (V. 2084–2089)

Der mittelhochdeutsche Begriff ‚*âventiure*' kann sowohl die unvorhersehbare Fügung, die ritterliche Herausforderung, aber auch das bereits geformte und gedeutete Geschehen, also die Erzählung bezeichnen. In genau diesem spezifischen Sinne von ‚Erzählung' verstehe ich die Personifikation Âventiure hier: Sie ist Herrin über die Tugenden, Richterin und höchste Autorität im Text, und zwar eine, die – ebenso wie ihr schweres dickes Buch, das dem Ich-Erzähler zur Einsicht verhilft – Wahrheit verbürgt. Diese Herrin über die Geschichte und die Geschichten ist folgerichtig aller Tatsachen der Erzählung eingedenk, ist allwissend. Als der Ich-Erzähler vor sie tritt, konfrontiert sie ihn mit ihrem Wissen über seine *untriuwe*:

sie sprach gar zornicklich:
‚sag an, was schafft du hie?
ich ken dich ye und ye,
das du bist ungedruw. (V. 1526–1529)

Doch verfügt sie nicht allein über das Wissen über alles, was im Rahmen der Erzählung der Fall ist, sondern sie ist auch ursächlich dafür. So ist sie es gewesen, die dem Ich-Erzähler seine Geliebte und Ehefrau zugewiesen und verliehen hat:

sag an, wo ist die rein,
die ich dir selber gab
zu aller frewd urhab?
wie hastu die verkorn?
du hast mir doch gesworn,
du welst sie numer glan. (V. 1544–1549)

Sie dürfte mit dieser Allmacht also jener Personifikation Âventiure entsprechen, die Hermann von Sachsenheim auch in der ‚Mörin' auftreten lässt und die über ihre uneingeschränkte Macht definiert ist, die selbst die der Mörin und der Minne (Venus Mynn) noch deutlich übersteigt.

Offenbar handelt es sich also nicht um ‚Frau Abenteuer', wie Huschenbett sie nennt, sie ist nicht „gewissermaßen der Sammelbegriff dieser Einheit [der übrigen Personifikationen], wie sie dieselben denn auch als

‚Töchter' bezeichnet."[55] Frau Âventiure ist nicht einfach nur „ein unbegrenzter und unbefristeter Freibrief für alles, was geschieht, gleichgültig, ob in ‚Wirklichkeit' oder in der Fiktion",[56] sondern sie ist einerseits die Summe des Erzählten, Personifikation der Erzählung, aber über ihre Allwissenheit auch die Garantin der Wahrheit und Wahrhaftigkeit dessen, was sich ereignet – schließlich kann nur von dem erzählt werden, was wahr ist.

Deshalb ist es entscheidend, dass Frau Âventiure nicht nur das Erzählen verkörpert, sondern darüber hinaus auch die Textualität und Skripturalität des Erzählten und damit seine Geltung, seine Verfügbarkeit, seine Autorität – so, wie sie auf der Ebene der *histoire* in Gestalt von Zettel und Buch in Erscheinung tritt. Damit aber ist in Frau Âventiure auch die Verknüpfung zwischen dem Erzählen von *minne* und dieser Erzählung von der *minne* gegeben – die Verknüpfung zwischen der Gattung ‚Minnerede' und dem Einzeltext ‚Des Spiegels Abenteuer'. Rischer schreibt über Frau Âventiure in der ‚Mörin', was auch für ihre Rolle in ‚Des Spiegels Abenteuer' gilt, dass nämlich:

> Frau ‚Awentiure' […] im folgenden Gespräch von ihm [dem Dichter/Ich-Erzähler] so geschildert wird, daß sie nicht nur als personifizierte Geschichte, sondern zugleich auch als die Personifikation dieser Geschichte, die er erlebt und erzählt, verstanden werden kann.[57]

Ihre Allmacht und Allwissenheit wird auf Figurenebene durch Frau Triuwe explizit gemacht, die über das Buch der Frau Âventiure und über sie selbst sagt:

> *myn fraw, die werd gehür,*
> *dis buch hatt selb gestifft.*
> *ir wißheit uberdrifft*
> *all wißheit hie uff erd.* (V. 1606–1609)

Das Buch, das Frau Âventiure ‚gestiftet', also geschaffen, produziert und ins Leben gerufen hat, vergegenständlicht die Attribute, die auch sie kennzeichnen: So wie sie alles weiß, ist auch das Buch allwissend, doch

55 Huschenbett 1962, S. 37.
56 Huschenbett 1962, S. 40.
57 Rischer 1982, S. 62, Hervorhebung im Original.

das Buch vermag (anders als die Personifikation), was Frau Âventiure nur benennen kann, auch zu veranschaulichen: Der Ich-Erzähler sieht und erfährt durch das Buch, wie tugendhaft seine eigene Frau, er sieht und erfährt, wie lasterhaft die fremde Schöne ist, und damit sieht und erkennt er auch sich selbst: Seinen Irrtum, seine Verblendung, seine Anmaßung und Einfalt. Diese Einsicht wird mehrfach vom Ich-Erzähler explizit gemacht und betont:

> *ir reynen wib gehür,*
> *vernement was ich sag:*
> *verworffen sy der dag,*
> *der mich zu undruwen bracht!*
> *im ban und in der acht*
> *sol man mich billich han,*
> *das ich der eren cron*
> *so berlich han geswecht.* (V. 1802–1809)

Oder: *mich drǒg das spiegel glas,| des gib ich schuldig mich* (V. 1824f.) und *ich det ein schnod fahrt,| des ich entgelten müß* (V. 1854f.). Ihr Buch ergänzt die Personifikation der Frau Âventiure also um jenen wesentlichen Aspekt, dessen sie ermangelt, nämlich den der Exemplifikation. Ist sie Ausgangspunkt und Ursache aller erzählten Tatsachen, so umfasst ihr Buch diese Tatsachen selbst. Anders als der Spiegel, der nur Bilder zeigt, aber keine Wahrheit vermitteln kann, offenbart das Buch jedoch eine nicht nur geordnete und damit überschaubare, sondern auch eine gedeutete und bereits bewertete Welt. Es ist nicht die abstrakte ‚Erzählung', sondern die erzählte, ‚wahre' Geschichte, also Lehre, wie sie sich in einer Minnerede wie ‚Des Spiegels Abenteuer' darstellt.[58] Nichts anderes ist ‚Des Spiegels Abenteuer' – ein *buoch*, das die *Âventiure* geschrieben (oder wie es im Text heißt: ‚gestiftet') hat und das am Beispiel der Erfahrung eines Missetäters bestätigt, was die Personifikationen schon längst erfahren haben und der Zwerg ausspricht: Die Treue aller Menschen passt unter einen Fingerhut.

58 In der Handschrift Heidelberg, Universitätsbibl., Cpg 696 wird der Text denn auch überschrieben mit dem Titel *Schöne beyspil vnd figur*; im ‚Liederbuch der Clara Hätzlerin', Prag, Nationalmuseum, Cod. X A 12, wird der Text als *Vnderweisung* bezeichnet. Vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, B465, S. 83.

Die Personifikationen dienen der Frau Âventiure in ihrer Eigenschaft als Herrin über das schriftliterarische Erzählen und nicht nur in ihrer Eigenschaft, Personifikation des Strebens nach ritterlicher Bewährung zu sein. Ihr, der Frau Âventiure, ist ja auch das Schicksal des Ich-Erzählers unterstellt – nicht nur in Hinsicht auf das Urteil, das sie über ihn zu fällen hat. Auch seine Prüfung in Form des Spiegels geht ja bereits auf Frau Âventiure zurück, deren Eigentum der Spiegel ja ist. Genau genommen müsste die Geschichte folglich nicht heißen ‚Des Spiegels Abenteuer', sondern ‚Spiegel und Buch der Frau Âventiure'.

Aus dieser zentralen und umfassenden Position der Personifikation von *âventiure* erklärt und rechtfertigt sich auch ihr Verhältnis zu den anderen Personifikationen. Dass sie sich ihnen gegenüber im Rahmen des Gerichts-Szenarios nicht durchzusetzen vermag, setzt ihre Autorität nur auf den ersten Blick herab und macht den Text nicht zur Parodie:

> Hermann von Sachsenheim schließlich experimentiert in seinen Minneredenparodien *Die Mörin* (B466) und *Des Spiegels Abenteuer* (B465) mit dem Verhältnis zwischen *Frau Âventiure* und Venus so lange, bis das Minneredenschema zerbricht: Hermanns *Âventiure* ist der Venus übergeordnet. Die gestörte Hierarchie führt zu einem inneren Konflikt des Gerichtshofs der Minne, Venus verliert ihre richterliche Gewalt, und so kann der Ich-Erzähler, obwohl er eines Minnevergehens für schuldig befunden wird, nicht bestraft werden. Letztlich wird die Moral des Texts verkehrt, wenn der Ich-Erzähler zu freizügiger Liebe verurteilt wird. Damit macht Hermann deutlich, daß eine Minnerede nur dann ihre Funktion erfüllen, d.h. gelingen kann, wenn die *âventiure* der Minnedoktrin untergeordnet bleibt.[59]

Durch die Unentschiedenheit und Offenheit des Ausgangs wird hier vielmehr dem Erzählen am Ende Priorität gegenüber der normativen Festsetzung eingeräumt: Es geht in ‚Des Spiegels Abenteuer' nicht um die Anwendung von Regeln, sondern um ihre Verhandlung, und zwar über den Einzelfall (und damit den Einzeltext) hinaus. Damit bildet dieser Text

59 Dietl 1997, S. 3.

jedoch keine Ausnahme, wie Rischer suggeriert,[60] sondern verfährt geradezu konventionell. Denn einen ganz ähnlichen Ausgang hat die Anklage gegen die hartherzige Dame in ‚Der Minne Gericht' des Elenden Knaben (B459), wo die Dame erst verurteilt, dann aber wieder freigesprochen und kein Urteil im Sinne des Ich-Erzählers gefällt wird,[61] in ‚Die Minne vor Gericht' Peter Suchenwirts (B453), wo zwar ein Gericht der Frau Minne beschrieben, aber kein Urteil gesprochen wird,[62] oder in ‚Frau Venus und die Minnenden' (B458), wo vor Gericht zwar zahlreiche Klagen vorgebracht, aber ebenfalls keine Urteile gefällt werden, sondern nur die Behauptung aufgestellt wird, das Leid der Frauen wiege schwerer als das der Männer.[63] Dieser Befund bestätigt die Beschreibung der Minnerede als Form von Anschlusskommunikation:[64]

> Sie [die Rezipienten] können und sollen das aufgeworfene Problem [gemeint ist hier die Minnerede ‚Streitgespräch über Minne und Gesellschaft' (B480)] weiter diskutieren, ohne daß doch, wie man zuversichtlich sagen darf, eine Entscheidung wahrscheinlich wäre. Anscheinend ist das verhandelte Problem gerade aporetisch angelegt, damit es die Unabschließbarkeit des Minnediskurses gewährleiste. Nicht ein fragmentarischer, doch ein ‚offener Schluß' ist

60 Rischer 1982, S. 53: „Das jeweilige Ende des Minneprozesses ist allerdings in beiden Werken [in ‚Des Spiegels Abenteuer' und in der ‚Mörin'] ungewöhnlich."

61 Vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd.1, S. 815–819.

62 Vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd.1, S. 798–88.

63 Vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd.1, S. 811–812.

64 „Indem die einzelne Minnerede jene Handlung wiederholt, die schon in anderen Minnereden erzählt wurde, knüpft sie an diese vorausgehenden Texte an, und indem sie am Ende selbst wieder offen bleibt, ermöglicht, ja fordert sie den Anschluß weiterer Texte" (Lieb 2002, S. 153). In diesem Sinne – allerdings unter der Bezeichnung als „‚Zumutung' einer eigenen literarischen Rolle" (S. 56) deutet Rischer die namentliche Nennung der Pfalzgräfin Mechthild: „Die Harmonie zwischen Frau ‚Awentiure' als Herrscherin über das Reich der Personifikationen und Mechthild, die Fähigkeit, ‚ware mynn' zu erkennen und sich nach ihr auszurichten, erweisen diese als ‚wise' und damit auch als in Einklang mit Gott befindlich. […] Durch die Einbeziehung des Fürstenpreises in den literarischen Zusammenhang aber, durch die Tatsache, daß hier eine literarische Figur dieses Fürstenlob spricht, wird Mechthild selbst in das Spiel miteinbezogen, wird selber zur literarischen Figur, ähnlich wie schon vorher bei dem Streitgespräch zwischen Dichter und Frau Treue das Publikum in das Spiel miteinbezogen wurde" (Rischer 1982, S. 55).

> hier also zu beobachten, an dem kaum interessant ist, daß er ein Theorieproblem der Minne ungelöst läßt, aber doch dieses, daß er die Verlängerung der Minnekommunikation gerade so über seine eigenen Grenzen hinaus zu sichern sucht.[65]

In Hadamars von Laber ‚Jagd' (B503) wird diese programmatische Unabgeschlossenheit und Unabschließbarkeit explizit gemacht, wenn das textexterne Publikum aufgefordert wird, zu der Frage, die der Ich-Erzähler aufwirft, Stellung zu beziehen:

> *Frouwen, ritter, knehte,*
> *diu frâg si iu gemeine:*
> *mag einez mit dem rechte*
> *ouch ledig sîn, daz sunder bruche reine?*
> *Mag diser bruch entbinden iener triuwe?*
> *Des frâge ich die gůten,*
> *o wê, o wê, der klagebaeren riuwe!* (Str. 522)[66]

Wenn der angeklagte Ich-Erzähler in ‚Des Spiegels Abenteuer' also nicht belangt wird und auch die Personifikationen von *triuwe* und *êre* ihm gegenüber keine konsistente Position einnehmen, muss das kein Hinweis auf die Ironie der Handlung sein (wie Huschenbett, Rischer und Dietl meinen), vielmehr entspricht es einer Erzählkonvention, die nicht auf Ab-, sondern auf Anschluss ausgelegt ist.

In ‚Des Spiegels Abenteuer' wird weniger ein Unter- oder Überordnungsverhältnis als vielmehr ein gegenseitiges Bedingungsverhältnis von *âventiure* (im Sinne von Erzählung) und *minne* vorgeführt. ‚Des Spiegels Abenteuer' zeigt nicht, dass Letztere ihre richterliche Gewalt verliert und an Frau Âventiure abtreten muss, sondern ist als Indiz dafür zu werten,

65 Strohschneider/Lieb 1998, S. 301. In diesem Sinne äußert sich auch Stefan Matter: „Damit haben wir am Ende dieses Streitgespräches [‚Der Minne Freud und Leid' des Elenden Knaben (B402)] zwei gänzlich unterschiedlich gelagerte Antworten auf die Streitfrage. Weitere Urteile wären denkbar, und es sind denn auch eine ganze Reihe von Minnereden in der Form von Streitgesprächen in den Handschriften schlicht ohne Entscheidung geblieben — damit wird die Streitfrage an die Leser resp. Zuhörer weitergegeben, die sie im Gespräch haben erörtern können" (Matter 2006, S. 197f.).

66 Schmeller 1850, S. 130.

dass Minnereden vielleicht noch stärker als bislang gesehen die literarische Kommunikation über *minne* selbst thematisieren; sie sind Reden und Erzählungen über Minnereden, und deshalb ist die *âventiure* Herrin aller Tugenden.

Vielleicht lässt sich die Hierarchisierung, die ‚Des Spiegels Abenteuer' in der Subordination aller Tugenden unter die Gewalt der *âventiure* vornimmt, aber auch als Bedingungsverhältnis verstehen: Die *âventiure* ist nicht nur Herrin aller Tugenden, sondern bringt diese – im Sinne von ‚Erfahrung' – erst hervor, so wie sie auch die Erfahrung des Ich-Erzählers durch ihre Abgesandte, die *triuwe*, und ihren Spiegel herbeiführt. Das hätte seine Plausibilität ja auch darin, dass Minnereden Erfahrungen nicht nur thematisieren, sondern sie ermöglichen. Die *âventiure* – im Sinne von ‚Erzählung', hier konkret: Minnerede – ist der Erfahrung gegenüber immer schon primär. Genau das formuliert ja unmissverständlich bereits der Prolog, wenn der Erzähler ankündigt, im Folgenden Lehren und Unterweisungen aus Büchern zusammen zu tragen.

Es geht in ‚Des Spiegels Abenteuer' also weniger um die Spielregeln der rechten Liebe und das Versagen daran, sondern um das Erzählen davon – und zwar um das Erzählen von Minnereden, also Texten, welche die Normen der Minne und die Verstöße gegen sie diskutieren. Damit und darin wirken die poetologische Funktion der Personifikation der *âventiure* und die Form der Ich-Erzählung zusammen und bewirken gemeinsam den Bezug des Allgemeinen und Abstrakten auf den Einzelnen: Denn so wie im Buch der *âventiure* das Erzählen (nämlich Frau Âventiure) mit der einzelnen Erzählung (nämlich ihrem Buch) verknüpft ist, so verknüpft auch der Ich-Erzähler in seiner Person und durch sie das erzählte Geschehen mit der konkreten Erzählsituation. Es ist diese Personalisierung, die Unmittelbarkeit schafft und so den Zuhörer über den Vortragenden mit der Diegese, die dessen Geschichte ist, verknüpft, aber stets um den Preis der Verunklarung der Referenz.[67]

Zwischen beidem, der Unmittelbarkeit, die durch die Verknüpfung der *histoire* mit der Vortragssituation herbeigeführt wird, und der Verunklarung der Referenz, die aus der Doppelrolle des autodiegetischen Erzäh-

67 Die Sache ist ganz einfach: Situativität und Situationsabstraktheit lassen sich nicht zusammen haben.

lers hervorgeht, muss das Erzählen beständig vermitteln. Es ist diese Vermittlungsleistung, die in ‚Des Spiegels Abenteuer' Ausgangspunkt, Gegenstand und Fluchtpunkt, Maßstab und oberste Bewertungsinstanz all dessen ist, was sich im Rahmen des Textes ereignet und zuträgt. Nicht der Inhalt, die Handlung, ist das Entscheidende, entscheidend sind das Erzählen und sein Produkt, die Erzählung, die Minnerede.

6 Literaturverzeichnis

6.1 Primärliteratur

Kerth 1986: Hermann von Sachsenheim, Des Spiegels Abenteuer. Hg. von Thomas Kerth. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 451) Göppingen 1986.

Schmeller 1850: Hadamar's von Laber Jagd und drei andere Minnegedichte seiner Zeit und Weise: ‚Des Minners Klage', ‚Der Minnenden Zwist und Versöhnung', ‚Der Minne-Falkner'. Hg. von Johann Andreas Schmeller. (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 20) Stuttgart 1850.

Bartsch 1871: Reinfried von Braunschweig. Hg. von Karl Bartsch. Stuttgart 1871.

6.2 Sekundärliteratur

Achnitz 2000: Wolfgang Achnitz, *Kurz rede von guoten minnen | diu guotet guoten sinnen.* Zur Binnendifferenzierung der sogenannten ‚Minnereden'. In: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 12 (2000), S. 137–149.

Achnitz 2003: Wolfgang Achnitz, Minnereden. In: Forschungsberichte zur Internationalen Germanistik. Germanistische Mediävistik. Hg. von Hans-Jochen Schiewer unter Mitarbeit von Jochen Conzelmann. (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe C,6) Bern 2003, S. 197–255.

Brandis 1968: Tilo Brandis, Mittelhochdeutsche, mittelniederdeutsche und mittelniederländische Minnereden. Verzeichnis der Handschriften und Drucke. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 25) München 1968.

Dietl 1997: Cora Dietl, Sein Name lebt noch heute. König Artus und sein Hof in deutschen und niederländischen Minnereden. In: Neuphilologische Mitteilungen 98 (1997), S. 1–13.

Egidi 2006: Margreth Egidi, Ordnung und Überschreitung in mittelhochdeutschen Minnereden. ‚Der Minne Gericht' des Ellenden Knaben. In: Triviale Minne? Konventionalität und Trivialisierung in spätmittelalterlichen Minnereden. Hg. von Ludger Lieb und Otto Neudeck. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 40) Berlin – New York 2006, S. 225–240.

Fischer 1983: Hanns Fischer, Studien zur deutschen Märendichtung. 2., durchges. und erw. Aufl. besorgt von Johannes Janota. Tübingen 1983.

Glier 1971: Ingeborg Glier, Artes amandi. Untersuchung zu Geschichte, Überlieferung und Typologie der deutschen Minnereden. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 34) München 1971.

Hamburger 1980: Käte Hamburger, Die Logik der Dichtung. 3. Aufl. Frankfurt a. M. – Berlin 1980 [1977].

Hausmann 2004a: Albrecht Hausmann, Wer spricht? Strategien der Sprecherkonstituierung im Spannungsfeld zwischen Sangspruchdichtung und Minnesang. In: Sangspruchtradition – Aufführung – Geltungsstrategien – Spannungsfelder. Hg. von Margreth Egidi, Volker Mertens und Nine Miedema. (Kultur, Wissenschaft, Literatur 5) Frankfurt a. M. 2004, S. 25–43.

Hausmann 2004b: Text und Handeln. Zum kommunikativen Ort von Minnesang und antiker Lyrik. Hg. von Albrecht Hausmann. Unter Mitwirkung von Cornelia Logemann und Christian Rode. (Beihefte zum Euphorion 46) Heidelberg 2004.

Huschenbett 1962: Dietrich Huschenbett, Hermann von Sachsenheim. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 15. Jahrhunderts. (Philologische Studien und Quellen 12) Berlin 1962.

Jauss 1996: Hans Robert Jauss, Soziologischer und ästhetischer Rollenbegriff. In: Identität. Hg. von Odo Marquard und Karlheinz Stierle. (Poetik und Hermeneutik 8) 2. Aufl. München 1996, S. 599–607.

Klingner/Lieb 2013: Jacob Klingner/Ludger Lieb, Handbuch Minnereden. Mit Beiträgen von Iulia-Emilia Dorobanţu, Stefan Matter, Martin Muschick, Melitta Rheinheimer und Clara Strijbosch. 2 Bde. Berlin – Boston 2013.

Lausberg 1990: Heinrich Lausberg, Elemente der literarischen Rhetorik. Eine Einführung für Studierende der klassischen, romanischen, englischen und deutschen Philologie. München 1990 [1963].

Lieb 2000: Ludger Lieb, Minnerede [Art.]. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. von Georg Braungart, Harald Fricke, Klaus Grubmüller, Jan-Dirk Müller, Friedrich Vollhardt und Klaus Weimar. Bd. 2. Berlin – New York 2000, S. 601–604.

Lieb 2002: Ludger Lieb, Wiederholung als Leistung. Beobachtungen zur Institutionalität spätmittelalterlicher Minnekommunikation (am Beispiel der Minnerede „Was Blütenfarben bedeuten"). In: Wunsch – Maschine – Wiederholung. Hg. von Klaus Müller-Wille, Detlef Roth und Jörg Wiesel. (Cultura 17) Freiburg 2002, S. 147–165.

Lieb 2008: Ludger Lieb, Minne schreiben. Schriftmetaphorik und Schriftpraxis in den ‚Minnereden' des späten Mittelalters. In: Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters. [Kolloquium Konstanz Oktober 2005]. Hg. von Mireille Schnyder. (Trends in Medieval Philology 13) Berlin – New York 2008, S. 191–220.

Lieb/Neudeck 2006: Ludger Lieb/Otto Neudeck, Zur Poetik und Kultur der Minnereden. Eine Einleitung. In: Triviale Minne? Konventionalität und Trivialisierung in spätmittelalterlichen Minnereden. Hg. von Ludger

Lieb, Otto Neudeck. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 40) Berlin – New York 2006, S. 1–17.

Lieb/Strohschneider 1998: Ludger Lieb und Peter Strohschneider, Die Grenzen der Minnekommunikation. Interpretationsskizzen über Zugangsregulierungen und Verschwiegenheitsgebote im Diskurs spätmittelalterlicher Minnereden. In: Das Öffentliche und Private in der Vormoderne. Hg. von Gert Melville und Peter von Moos. (Norm und Struktur 10) Köln – Weimar – Wien 1998, S. 275–305.

Lieb/Strohschneider 2005: Ludger Lieb und Peter Strohschneider, Zur Konventionalität der Minnerede. Eine Skizze am Beispiel von des Elenden Knaben ‚Minnegericht'. In: Literatur und Wandmalerei II. Konventionalität und Konversation. Burgdorfer Colloquium 2001. Hg. von Eckart Conrad Lutz, Johanna Thali und René Wetzel. Tübingen 2005, S. 109 –138.

de Man 1993: Paul de Man, Zeichen und Symbol in Hegels Ästhetik. In: Ders.: Die Ideologie des Ästhetischen. Hg. von Christoph Menke. Frankfurt a. M. 1993, S. 39–58.

Matter 2006: Stefan Matter, Minneszenen in der bildenden Kunst des späteren Mittelalters und ihr Verhältnis zu Minnereden. In: Triviale Minne? Konventionalität und Trivialisierung in spätmittelalterlichen Minnereden. Hg. von Ludger Lieb und Otto Neudeck. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 40) Berlin – New York 2006, S. 165–199.

Müller 1994: Jan-Dirk Müller, *Ir sult sprechen willekomen.* Sänger, Sprecherrolle und die Anfänge volkssprachlicher Lyrik. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 19/1 (1994), S. 1–21.

Niewöhner 1943: Heinrich Niewöhner, Minnereden und -allegorien [Art.]. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Hg. von Wolfgang Stammler und Karl Langosch. Bd. 3. Berlin u. a. 1943, Sp. 404–424.

Philipowski 2013: Katharina Philipowski, Autodiegetisches Erzählen in mittelhochdeutscher Literatur oder: Warum mittelalterliche Erzähler singen müssen, um von sich erzählen zu können. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 132 (2013), S. 321–352.

Rischer 1982: Christelrose Rischer, Zur Gebrauchssituation höfischer Literatur im 15. Jahrhundert. Die Minnereden Hermanns von Sachsenheim. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 7 (1982), S. 21–64.

Scheffel 2006: Michael Scheffel, Wer spricht? Überlegungen zur ‚Stimme' in fiktionalen und faktualen Erzählungen. In: Stimme(n) im Text. Narratologische Positionsbestimmungen. Hg. von Andreas Blödorn, Daniela Langer und Michael Scheffel. Berlin 2006, S. 83–99.

Stanzel 2001: Franz K. Stanzel, Theorie des Erzählens. 7.Aufl. Göttingen 2001.

Strohschneider 1993: Peter Strohschneider, Zur Kritik eines Zentralbegriffs kommunikationsanalytischer Minnesangforschung. In: Methodenkonkurrenz in der germanistischen Praxis. Hg. von Johannes Janota. (Kultureller Wandel und die Germanistik in der Bundesrepublik. Vorträge des Augsburger Germanistentages 1991, Bd. 3) Tübingen 1993, S. 56 – 71.

Strohschneider 2006: Peter Strohschneider, âventiure-Erzählen und âventiure-Handeln. Eine Modellskizze. In: Im Wortfeld des Textes. Worthistorische Beiträge zu den Bezeichnungen von Rede und Schrift im Mittelalter. Hg. von Gerd Dicke, Manfred Eikelmann und Burkhard Hasebrink. (Trends in Medieval Philology 10) Berlin – New York 2006, S. 377–383.

Tervooren 1996: Helmut Tervooren, Die ‚Aufführung' als Interpretament mittelhochdeutscher Lyrik. In: „Aufführung" und „Schrift" in Mittelalter und früher Neuzeit. Hg. von Jan-Dirk Müller. (Germanistische-Symposien-Berichtsbände 17) Stuttgart u. a. 1996, S. 48–66.

Wachinger 2005: Burghart Wachinger, Gespräche in der ‚Mörin' Hermanns von Sachsenheim. In: Literatur und Wandmalerei II. Konventionalität und Konversation. Hg. von Eckart Conrad Lutz, Johanna Thali und René Wetzel. Tübingen 2005, S. 139–154.

Ziegeler 1985: Hans-Joachim Ziegeler, Erzählen im Spätmittelalter im Kontext von Minnereden, Bispeln und Romanen. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 87) München – Zürich 1985.

Johan Oosterman (Nijmegen)

‚Der Minne Leben'

Überlieferung und Umfeld

1 Einleitung

Bei den Minnereden handelt es sich um in vielerlei Hinsicht schwer fassbare Texte. Es ist allein schon schwierig, genau zu definieren, was eine Minnerede ist; das wird sowohl im Vorwort des ‚Handbuchs Minnereden' als auch in einer Reihe von Beiträgen zum Symposium ‚Anthropologie und Philologie: Die Zukunft der Minnereden-Forschung' deutlich. Außerdem sind die Texte anfällig für Veränderungen während der Überlieferung, wobei sich bei mehrfach überlieferten Texten das Verhältnis zwischen den einzelnen Versionen oft nicht feststellen lässt. In meinen Untersuchungen zu den Minnereden der ‚Berliner Liederhandschrift' (Berlin, SBB-PK, Ms. germ. fol. 922), die ich im Zusammenhang mit meiner Antrittsvorlesung im Jahr 2007 durchgeführt habe, erwies es sich oft als kaum feststellbar, welche Texte im niederländischen oder hochdeutschen Sprachgebiet oder gerade in den sprachwissenschaftlich schwer zu fassenden Regionen zwischen Maas und Rhein entstanden sind. Frühere Untersuchungen zu den Minnereden in der Berliner Handschrift und in anderen Quellen aus den nordwestlichen Gebieten des germanischen Sprachkontinuums, für die in erster Linie die Dissertation zu den ‚Rheinischen Minnereden' von Melitta Rheinheimer genannt werden soll und die Helmut Tervooren erforscht hat, haben überzeugend gezeigt, dass das Gebiet zwischen Maas und Rhein einen eigenen Charakter hat und dass eine detaillierte Untersuchung zur Stellung dieser Texte innerhalb der Gesamtüberlieferung der deutschen Minnereden äußerst lohnenswert wäre. Gerne hätte ich an dieser Stelle die Ergebnisse einer Studie zur Überlieferung aller Minnereden in den niederrheinischen Sammelhand-

schriften präsentiert, doch ich beschränke mich hier auf einen Text: ‚Der Minne Leben' (B336)[1]. Bei diesem handelt es sich um einen der Untersuchungsgegenstände, die in einer längerfristigen Forschungsarbeit zu den niederrheinischen Minnereden, ihrer Überlieferung und ihrer Stellung in der Tradition der deutschen Minnereden erforscht werden.

2 Vier Handschriften, ein Text?

In diesem Beitrag möchte ich zeigen, wie ‚Der Minne Leben' in verschiedenen Handschriften überliefert wurde und dabei immer wieder eine neue Gestalt angenommen hat. Der Kontext der Quelle, in welcher der Text überliefert wurde, spielt hierbei eine wichtige Rolle, genau wie die neuen Minnekonzeptionen, die am Ende des vierzehnten Jahrhunderts entstehen und in denen eine starke inhaltliche Verbindung zwischen gelehrten Auffassungen und der Liebeskonzeption hergestellt wird. An einigen Stellen werde ich mich auf Forschungsergebnisse beziehen, über die Anouk Geurts in ihrer Masterarbeit berichtet hat.[2] Ich richte mich außerdem auf die gelehrten, klerikalen Liebeskonzepte, die für diesen Text eine Rolle spielen. Das, was bei der Überlieferung von ‚Der Minne Leben' geschieht, und die verschiedenen handschriftlichen Kontexte, in denen der Text vorkommt, führen uns zu Auffassungen über die Liebe, die insbesondere an der nordwestlichen Grenze der Germania und Romania entstanden zu sein scheinen.[3] Aber zunächst zum Inhalt von ‚Der Minne Leben'. Um was geht es in diesem Text?[4]

Das Ich, ein Liebender, denkt über die Liebe und über seine Geliebte nach, als eine Frau zu ihm kommt und ihn zum Leben derjenigen befragt, die wahrhaftig lieben. Er will zunächst nicht antworten und sagt, dass sie sich von der Liebe abwenden solle. Doch schließlich erzählt er ihr, dass der Orden der Liebe der komplexeste sei, den es gibt, und dass Venus

1 Die Nummerierung der Minnereden folgt dem ‚Handbuch Minnereden': Klingner/Lieb 2013. Nummern, die mit B beginnen, sind identisch mit den von Tilo Brandis vergebenen Nummern; Nummern, die mit Z beginnen, sind Zusatznummern für Minnereden, die im ‚Handbuch Minnereden' erstmals verzeichnet wurden.

2 Vgl. Geurts 2010.

3 Vgl. Tervooren 2010.

4 Die Zusammenfassung weicht in einigen Punkten bewusst von der Version im ‚Handbuch Minnereden' ab (vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 513–516).

die Priorin des Klosters der wahren Liebe sei. Er selbst habe die Regeln dieses Klosters von einer Meisterin erlernt, die er mehr als alle anderen Frauen liebte. Sieben Siegel, sagt er, bänden sein Herz, und er rät der Frau davon ab, sich ihnen jemals zu unterwerfen. Sie aber will wissen, wie ein Liebender eine solche Belastung überhaupt aushalten könne. Durch Treue und Hoffnung, antwortet er. Aber jetzt, sagt er, müsse er wirklich los, denn:

daz ich hie sitze daz ist mistaen
ich solde mijn getzijde lesen
vnd in gebete wesen.
(B336, V. 347–349)[5]

Die Frau fragt ihn trotzdem noch, wie man wahre Liebende erkenne. An der Standhaftigkeit und an der Treue, an ihrer Angst vor den Merkern und an ihrer Uneigennützigkeit, sagt er. Er will nun dringend weg: Er habe noch etwas anderes zu tun. Wiederum fragt aber die Frau, ob er noch kurz bleiben möchte, und nun erklärt sie ihm ihre Liebe: *irsynt de der mich gefangen haet* (V. 461). Ohne seinen Trost werde sie diese Gefangenschaft nicht überleben. Er ist erschrocken und sagt, dass er eine andere Dame liebe. Solange *die* ihm Trost biete, könne er keine andere lieben. Sie ist schockiert. Er sagt ihr, dass er sie wirklich nicht trösten könne, solange er an diese andere Frau gebunden sei. Sollte aber diese Liebe jemals enden, dann könne sie auf ihn zählen. Damit ist sie zufrieden und verabschiedet sich. In einem Epilog erklärt der Ich-Erzähler, dass die Geschichte für diejenigen gedacht sei, die sich der Liebe hingeben wollen. Das Ich wundert sich darüber, dass es so viele gebe, die das wollten, denn der Weg der Liebe sei ein sehr schwerer. In seinen Schlussworten wird dies noch einmal betont:

mich wondert daz enich man
die mynne loeft so vrilich an
de daz herde cleyne weys
wie menich zwaer und groesz verdries
men om die mynne dogen moet

5 Zitiert wird nach der Ausgabe im Anhang von Geurts 2010. Die Interpunktion habe ich selbst eingefügt. Zusammen mit Anouk Geurts bereite ich eine Ausgabe der vier Versionen von ‚Der Minne Leben' vor.

daz ym viel besser were der toot
hij vmme haen ich tzoe gader gescreben
vnd gedicht der mynnen leben

vm daz ym daer voer ontvruchten
eer se daz mynnen leben besuchten
(B336, V. 534–543)

Die Identität und der Charakter des Ichs bleiben uns größtenteils verborgen. Aber es gibt einige Hinweise darauf, dass das Ich ein Kleriker gewesen sein muss. Im Handbuch wird die Ansicht vertreten, er sei „offenbar ein Geistlicher", und und es wird auf die Zeilen verwiesen, in denen er sagt, dass er die Stundengebete beten müsse.[6] Geurts weist in ihrer Masterarbeit ebenfalls darauf hin und fügt hinzu, dass die Frau feststellt, dass das Ich ein anderes Gewand trägt als die Liebenden im Orden der Venus: *jch ween ir vrou venus broeter zijt | al traget ir eyn ander abijt* (V. 95f.). Dieses andere Gewand kann darauf hindeuten, dass er eher zu einem religiösen Orden gehört. Dann aber fällt auf, dass er wiederholt beteuert, dass er eine Frau liebe, die ihn ebenfalls liebe. Müsste er als Kleriker denn nicht zölibatär leben? Oder haben wir es mit einem Kleriker zu tun, der nur die niedrigsten Weihen empfangen hat und der demzufolge dem Gebot der Keuschheit nicht Folge zu leisten hat? Jedenfalls scheint dieses Ich eine gute Erziehung genossen zu haben, es scheint ein inniges religiöses Leben zu führen und sich einigermaßen mit der akademischen Welt seiner Zeit auszukennen.[7]

Der Text von ‚Der Minne Leben' wird auf die Mitte des 14. Jahrhunderts datiert und seine Entstehung wird stets im niederländischen Sprachraum verortet.[8] Das Gedicht ist in vier Handschriften überliefert, aber nur in der Berliner Liederhandschrift (Berlin, SBB-PK Ms. germ. fol. 922) ist der Text fast komplett, aber nicht fehlerfrei, enthalten. Er hat dort eine Länge von 543 Versen. In den drei anderen Handschriften ist er nur fragmentarisch überliefert. Bevor ich auf diese Fragmente eingehe, konzentriere ich mich nun auf die Berliner Liederhandschrift.

6 Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 513.
7 Und in dieser Hinsicht ist er mit den ebenfalls klerikalen Ich-Erzählern in Jan Praets ‚Spiegel der Wijsheit' und in einigen Gedichten von Augustijnken zu vergleichen.
8 Vgl. Brandis 1968, S. 125; Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 513.

Die Berliner Liederhandschrift entstand im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts am Niederrhein.[9] Wie so viele verschiedene andere Quellen aus dieser Region spielt die Handschrift sowohl in der niederländischen als in der deutschen Literaturgeschichte eine Rolle. Die Forschung ist leider noch immer ziemlich spärlich und viele Texte sind entweder gar nicht oder nur in stark veralteten Ausgaben zugänglich.[10] Erst seit Kurzem richtet man die Aufmerksamkeit auf den inneren Zusammenhang der Handschrift oder aber auch auf das Fehlen davon.

Wenn man sich einen ersten Überblick über den Aufbau der Handschrift verschafft, wird schnell deutlich, dass sie aus drei Teilen besteht: 1) dem Teil mit den Liedern, der dem Kodex seinen Namen verliehen hat; er besteht aus drei Lagen, die an zwei unterschiedlichen Stellen in der Handschrift vorkommen;[11] 2) dem Ritterroman ‚Seghelijn van Jerusalem', ursprünglich ein flämischer Text, der aber in einer westfälischen Abschrift überliefert ist;[12] und 3) den Gedichten, die zum größten Teil zur Gattung ‚Minnerede' gehören.[13] Der Roman ‚Seghelijn van Jerusalem' wurde immer schon als Fremdkörper betrachtet, doch die Lieder und Gedichte wurden als die einzelnen Bestandteile eines zusammenhängenden Kodex betrachtet und auch so interpretiert. Sarah Westphal zum Beispiel nahm in ihrer Studie ‚Textual Poetics of German Manuscripts 1300–1500' aus dem Jahr 1993 einen Gedanken von Margaretha Lang wieder auf, die von einem „Buch von Ritter- und Minnedienst" sprach. Westphal hält den Aufbau der Gedichtsammlung und auch den der einzelnen Lagen für kohärent und zusammenhängend und spricht über „the compiler's program".[14]

9 Eine gute Einleitung bieten Lomnitzer 1978, Becker/Overgaauw 2003. Vgl. selbstverständlich auch Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 28 (Be_8).

10 Einen kurzen Forschungsüberblick gibt Oosterman 2007a, S. 7f.

11 Die Lieder wurden herausgegeben von Lang 1941. Vgl. zum Aufbau der Handschrift Oosterman 2007a, Bijlage 1 (S. 38–40).

12 Der Text wurde herausgegeben von Verdam 1878 und van de Wijer 1983; vgl. außerdem Kienhorst 1988, Bd. 1, S. 188.

13 Vgl. für den größten Teil dieser Gedichte Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 28; nicht als Minnereden im Handbuch ausführlich beschrieben werden ‚Pyramis und Thisbe' (fol. 1^{ra}–3^{vb}; vgl. Schirmer/Worstbrock 1989) und Fröschel von Leidnitz, ‚Die Liebesprobe' (fol. 7^{va}–9^{ra}; vgl. Blank 1980).

14 Lang 1941, S. 79; Westphal 1993, S. 192.

Aber wie ich 2007 in meiner Antrittsvorlesung gezeigt habe, sprechen viele Gründe dafür, dass der Kodex viel weniger kohärent ist als gedacht. Die heute erhaltenen Lagen sind oft ganz anders zusammengestellt als die ursprünglichen;[15] es ist nicht sicher, ob die heutige Reihenfolge mit der von vor sechs Jahrhunderten identisch ist; und es ist nicht einmal sicher, ob die Lagen überhaupt zusammen einen Kodex bilden sollten. Die Suche nach einem Zusammenhang zwischen den Minnereden und den anderen Gedichten außerhalb der ursprünglichen Grenzen der Lagen wird damit keineswegs überflüssig – wir haben es ja mit Texten zu tun, die in der gleichen Zeit in der gleichen Region bekannt waren –, aber durch eine solche Suche kann die Poetik der Handschrift nicht rekonstruiert werden.[16] Diese übergreifende, die ganze Handschrift umspannende Poetik gibt es nämlich nicht.

Die Berliner Liederhandschrift ist also eine Sammelhandschrift mit einer großen Diversität an Texten, wobei der innere Zusammenhang vor allem innerhalb der verschiedenen ‚Produktions-Einheiten' gesucht werden muss.[17] Dort kommen Texte sehr unterschiedlichen Ursprungs zusammen: Zum Teil geht es um Texte, die ausschließlich in dieser Quelle vorkommen, aber es gibt auch Texte, die mehrfach überliefert sind. Wenn wir uns auf die Gedichte beschränken, dann sind dort zehn Texte vorhanden, die unikal in diesem Kodex vorkommen;[18] weitere zehn sind auch in anderen Quellen überliefert. Unter den zehn mit breiterer Überlieferung befinden sich die aus zahlreichen Quellen bekannten Minnereden ‚Schule der Minne' (B433) und ‚Die rechte Art der Minne' (B199), aber auch weniger verbreitete Gedichte wie ‚Der Minne Born' (B497) und ‚Minne und Gesellschaft' (B480).

‚Der Minne Leben' ist mit vier Textzeugen nicht gerade oft überliefert. Aufgrund der Feststellung im ‚Handbuch Minnereden' – „Insgesamt gibt es wenig signifikante Varianz"[19] – könnten wir uns also auf die Untersu-

15 Bei der Restaurierung der Handschrift im Jahr 1964 wurde die Lagenstruktur verändert, vgl. Oosterman 2007a, S. 9f.

16 Vgl. Oosterman 2007a, S. 15f.

17 Ich verwende diesen Begriff im Rückgriff auf die momentan in der niederländischen Kodikologie gebräuchliche Terminologie, vgl. Gumbert 2004.

18 Unikale Überlieferung: B64, 269, 270, 271, 273, 409, 423, 481, 496 und 518.

19 Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 513.

chung des einzigen vollständig überlieferten Textes beschränken, nämlich den aus der Berliner Handschrift. Doch die Fragmente aus Danzig, 's-Hertogenbosch und Gent sind es ebenfalls wert, untersucht zu werden.

Die Danziger Fragmente (Danzig, Akademie der Wissenschaften [BGPAN] Ms. 2418) stammen aus einer Papierhandschrift, die 1462 von einem Schreiber namens Tilemann geschrieben wurde.[20] Wo sie entstanden ist, konnte bisher nicht festgestellt werden, auch wenn Danzig als Entstehungsort durchaus denkbar wäre. Die Sprache ist, wie die Forschung gezeigt hat, Nordniedersächsisch oder Ostfälisch. Außer ‚Der Minne Leben' enthielt die Handschrift auf jeden Fall 1.) den Ritterroman ‚Flos unde Blankflos', 2.) die Minnerede ‚Des Kranichhalses neun Grade' (B389), 3.) ‚Das andere Land', einen Totentanz, der auf jeden Fall als Lied bekannt war, und 4.) ein Spottgedicht, das von Geurts als ‚De Sotte Gratias' identifiziert wurde.

Die Danziger Sammlung enthält 402 Verse von ‚Der Minne Leben'. Ein Teil der fehlenden Verse ist verloren gegangen, weil die Handschrift eben nur in Fragmenten erhalten ist, aber es fehlen auch Verse, weil der Text an einigen Stellen im Vergleich zur Berliner Fassung verändert wurde. Ganze Textblöcke wurden vertauscht, Verse fehlen oder sind unverständlich geworden, Reime sind oft nicht mehr vollständig.[21] Das alles führt zu der Schlussfolgerung, dass wir es hier mit einer nachlässigen Abschrift zu tun haben. Eine auffällige inhaltliche Veränderung ist, dass Überschriften in den Text aufgenommen wurden: Sobald das Ich an der Reihe ist, etwas zu sagen, wird er als *Die jongheling* angekündigt. Indem der Liebende als junger Mann vorgestellt wird, scheinen der klerikale Charakter dieser Person und damit der Charakter des ganzen Textes abgeschwächt zu werden. Vielleicht hat der Text dies dem bürgerlichen Kontext zu verdanken, in dem die Handschrift vermutlich verortet werden kann. Eventuell können wir sogar noch weiter gehen: ‚Das andere Land' ist nämlich ein Totentanz, enthält aber eine explitzite Anspielung auf die Fastnacht. Und ‚De Sotte Gratias' wurde von Herman Pleij definitiv mit

20 Für die Beschreibung der Handschrift diente vor allem de Bruijn 2013 als Grundlage. Diese Dissertation wird vermutlich 2015 gedruckt erscheinen.

21 Diese Unterschiede werden ausführlich beschrieben in Geurts 2010; die Edition dieser Fragmente in Geurts 2010 und de Bruijn 2013 erlaubt es uns, einen guten Einblick in diese Unterschiede zu bekommen.

der Fastnacht in Verbindung gebracht. Es entsteht der Eindruck, dass das Profil des Liebenden dem Charakter der Handschrift angepasst worden ist. Denn gerade Sammlungen, in denen Fastnachtstexte vorkommen, sind oft mit Jungmännervereinen in Verbindung zu bringen. Durch die Überschriften scheint es, als ob das Ich in ‚Der Minne Leben' zu einem der Jungmänner gemacht würde, für die diese Textsammlung möglicherweise gedacht gewesen ist.

Das Fragment aus 's-Hertogenbosch (Bistumsarchiv ohne Signatur) kann ich in diesem Kontext nur kurz besprechen. Doch trotz seines geringen Umfangs von nur 36 Versen sind hier einige Muster erkennbar. Zunächst erwecken einige Verkürzungen den Eindruck, dass wir es hier mit einer kürzeren Version des vollständigen Textes oder sogar mit den Fragmenten von Exzerpten zu tun haben. Durch zwei inhaltliche Veränderungen wird suggeriert, dass der Text hinsichtlich seiner moralisierenden Botschaft angepasst wurde, was immerhin einen größeren Eingriff in den Text bedeutet.[22] Genau wie bei den Danziger Fragmenten würde ich hier also nicht von „wenig signifikanter Varianz" sprechen.

Die Genter Fragmente (Gent, Rijksuniversiteit, Centrale Bibliotheek 1644) sind eine in vielerlei Hinsicht außergewöhnliche Quelle, nicht nur innerhalb der Überlieferung von ‚Der Minne Leben', sondern in der gesamten Überlieferungsgeschichte der Minnereden.[23] Die Fragmente, die unter anderem 124 oftmals bruchstückhafte Verse von ‚Der Minne Leben' enthalten, bilden die Reste eines kleinen Buchs mit einem höchst ungewöhnlichen Format. Es war einst ein schmales Büchlein, 18 cm hoch und nur 8 cm breit, mit 50 bis 55 Textzeilen auf jeder Seite. Diese große Menge von Textzeilen ist nur deshalb möglich, weil die Schrift extrem klein ist: Der Buchstabe o hat zum Beispiel eine Höhe von nur 1,3 Millimetern. Das Büchlein bestand wahrscheinlich aus insgesamt nur sieben Doppelblättern und enthielt noch einen weiteren Text, nämlich die Minnerede ‚Das Fest' (B346).[24] Dieser Text gibt ein Zwiegespräch zwischen einem Kleriker und einer Jungfrau wider, in dem der Kleriker ausführlich erörtert, dass

22 Vgl. Geurts 2010, S. 82f.

23 Vgl. zu dieser Handschrift Kienhorst 2005, Bd. 2, S. 117–119; Geurts 2010, S. 52–80; de Bruijn 2013, S. 46–54 und 165–184 (auf S. 407–462 eine vollständige Ausgabe der Texte aus dieser Handschrift).

24 Vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 535–537 (B346).

Liebe nur zwischen gleichgesinnten Geistern entstehen könne. Er untermauert dies mit Argumenten, die er der Naturphilosophie entleiht; mit anderen Worten: Er gibt dem von ihm vertretenen Liebeskonzept eine wissenschaftliche Basis:

> *Al dus ghesciet op ertrike*
> *Dat men heden daghes mint*
> *Van natueren elc sijn ghelike;*
> *Want natuere haer ghelike kint.*[25]
>
> [Darum ist es hier auf der Erde und in unserer Zeit so, dass man liebt, wen die Natur selbst liebhat: die Natur [des Menschen] erkennt Seinesgleichen.]

In der mittelniederländischen Literatur des 14. Jahrhunderts kommen mehrere Texte vor, in denen diese Liebeskonzeption eine tonangebende Rolle einnimmt. Frank Willaert hat sich angesichts der Lieder und Gedichte der Gruuthusehandschrift, die um 1400 in Brügge entstanden ist, gefragt, ob wir es hier mit einer bürgerlichen Auffassung zu tun haben – denn nicht der Stand, sondern die Gleichgesinntheit gibt den Ausschlag bei der Entstehung von Liebe – oder ob es sich hierbei um eine im Wesentlichen gelehrte und Jahrhunderte alte Auffassung handelt. Sein Fazit lautet:

> Dass wir von einer „Verbürgerlichung" der höfischen Lyrik sprechen können, ist nicht zu leugnen. Aber diese Verbürgerlichung scheint das Werk von Dichtern gewesen zu sein, die sich die geistlichen Traditionen und Haltungen in umfassender Weise angeeignet hatten.[26]

Dieser Liebeskonzeption, die selbstverständlich nicht nur charakteristisch ist für die Situation in Brügge um 1400, sondern die auch in ‚Das Fest' sichtbar wird, begegnen wir in ‚Der Minne Leben' nicht. Doch es gibt eine andere Übereinstimmung zwischen den zwei Gedichten der Genter Handschrift: In beiden spricht eine Jungfrau mit einem gelehrten Mann.

25 Vekeman 1981, S. 23, V. 513–516. Kommentar vgl. S. 84–86.

26 Willaert 2008, S. 100: „Dat we […] kunnen spreken van een ‚verburgerlijking' van de hoofse lyriek is onloochenbaar. Maar die verburgerlijking lijkt het werk te zijn geweest van dichters die zich de klerikale tradities en poses in hoge mate hadden toegeëigend."

In ‚Das Fest' ist sofort deutlich, dass es sich um einen Kleriker handelt; in ‚Der Minne Leben' ist das, wie ich bereits vorher gezeigt habe, nicht so sicher. Aber für den Kopisten, der die Genter Handschrift geschrieben hatte, war diese Identifikation überhaupt kein Problem. In der Genter Version von ‚Der Minne Leben' nämlich wird das Ich von der Jungfrau mehrmals explizit als *clerc*, also als Gelehrter, angesprochen. Außerdem scheint es, als ob gerade diese Übereinstimmung in der Minnethematik und die Rolle des Gelehrten bei der Zusammenstellung dieses Büchleins ein oder sogar das zentrale Thema war. Denn in der gesamten Handschrift sind die Worte *minne* und *clerc* mit roter Farbe hervorgehoben. Darüber hinaus, und das ist wirklich auffällig, beginnt ‚Der Minne Leben' mit einer historisierten Initiale, in der ein gelehrter Auktor (Kleriker), erkennbar ist, der eine adelige Dame unterrichtet (Abbildung 1). Diese Illustration ist innerhalb des Korpus der Minnereden einzigartig und sogar innerhalb des Korpus der kurzen Vortragstexte in der mittelniederländischen Literatur.[27]

Dieses Büchlein definiert und verbreitet mit nur zwei volkssprachlichen Texten eine gelehrte Minnekonzeption. Es aktiviert auch ausdrücklich das gelehrte Niveau in ‚Der Minne Leben': Es macht sichtbar, was in der Berliner Version vielleicht übersehen werden könnte. Man sollte dabei jedoch bedenken, dass eigentlich nicht endgültig geklärt werden kann, ob die expliziten Anspielungen auf den gelehrten Liebenden in der Genter Handschrift ursprünglich sind oder doch vom Kopisten dieser Handschrift eingefügt wurden.[28]

In ‚Der Minne Leben' spricht ein Liebender, der auf den ersten Blick den Beitrag von Gelehrten zur Debatte über die Liebe als nicht besonders hoch einschätzt. Sie können nämlich gar nicht aus eigener Erfahrung wissen, was wahre Liebe eigentlich ist:

da zal der meyster weren hier
der sint bynnen mumpelier
ende jnder scolen van parijs
so en kunden zij in gheenre wijs
vol lesen noch vol scrijuen mogen

27 Vgl. Hogenelst 1997, S. 105.
28 Vgl. Geurts 2010, S. 89.

Abb. 1: Gent UB 1644: Anfang von ‚Der Minne Leben'.

wes gerechte mynres dogen
van anxte jn irs hertzen gront
(V. 291–297)

[Wenn auch alle die Meister hier wären, die es in Montpellier gibt und in der Schule von Paris, so könnten sie doch niemals in ihres Herzens Grunde ganz und gar lesen oder schreiben, welche Angst wahre Liebende ausstehen müssen.]

Gerade durch diesen Unsagbarkeitstopos (oder vielleicht besser „Unschreibbarkeitstopos“[29]) aber wird dieser Text mitten in den klerikalen Minnediskurs hineinversetzt. Das hatte der Kopist der Genter Handschrift genau verstanden, als er das Ich als Kleriker beschrieb. Auch andere Aspekte verbinden diesen Text mit dem, was Willaert als klerikalen Diskurs bezeichnet: Ein Beispiel ist die große Vorliebe für Aufzählungen, die gerade in den Niederlanden häufig vorkommen.[30] Ein weiterer Aspekt hängt mit der so merkwürdigen Position der Geliebten des Ich zusammen. Wer ist er, das Ich, überhaupt, und kann er es sich erlauben, eine Geliebte zu haben? Wir könnten ja auch wenigstens darüber nachdenken, ob vielleicht Maria seine Geliebte sein könnte. Eine solche Vermischung der Bildsprache aus dem Minnediskurs mit der Bildsprache über Maria ist häufiger in spätmittelalterlichen Texten aus dem städtischen Kontext in Flandern zu bemerken, z. B. in den Minneliedern aus Ter Doest, in Jan Praets ‚Spiegel‘ und in den Liedern der Gruuthusehandschrift.[31] Diese bewusst kreierte Undeutlichkeit, die viel Raum für Spekulationen über die Frage lässt, ob die Metaphorik und die Verweise sich auf eine weltliche oder himmlische Geliebte beziehen, kommt in der niederländischen Minnedichtung mit klerikalem Charakter häufiger vor.

Die Kombination von Minnelehre, Gelehrtheit und klerikalem Charakter war insbesondere in den Minnereden aus den Niederlanden

29 Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 334.
30 Vgl. van Anrooij 2002.
31 Vgl. Willaert 1984, S. 67–75 (Ter Doest); Reynaert 1999, S. 53 (Gruuthusehandschrift); van Oostrom 2013, S. 528–534 (Jan Praet).

und vom Niederrhein populär.[32] Zwei andere Gedichte aus der Berliner Liederhandschrift bezeugen dies. Die ‚Fehde zwischen Amor und Reden' (B496), die direkt vor ‚Der Minne Leben' steht, ist ein Beispiel dafür. Der erste Teil des Gedichtes ist stark theologischer Natur, während im zweiten Teil Amor und Vernunft miteinander streiten. Außerdem schenkt das Ich dem Prozess des Schreibens auffallend viel Aufmerksamkeit, wodurch der Text eine explizit poetologische Ebene bekommt. Die Bedeutung, die dem Schreibprozess zuerkannt wird und die sich in diesem Text manifestiert, ist charakteristisch für die klerikalen Minnereden. Der Text ‚Die neun Zeichen der Minne' (B423), der etwas weiter hinten im Kodex steht, ist noch wesentlich deutlicher mit den niederländischen Texten zu verbinden, die ihrerseits von der französischen allegorischen Tradition geprägt sind. Die Minnekasuistik, die ‚zahlenhaften Systematisierungstendenzen' (Rheinheimer), der explizite Verweis auf *eyn eghen zo Parys* […] *die mir die wairheit mucht erkleren* und, sehr auffällig, die Einleitung, in der der Dichter als Melancholiker beschrieben wird,[33] unterstreichen die Verwandtschaft mit zum Beispiel einigen der Brügger Gruuthusegedichte. Das soll nicht bedeuten, dass es sich dabei um einen direkten Einfluss handelte. Das erscheint mir sogar so unwahrscheinlich, dass ich es für ausgeschlossen halte. Aber solche Übereinstimmungen weisen auf eine Verwandtschaft im literarischen, poetologischen und intellektuellen Klima an der nördlichen Grenze zwischen Romania und Germania hin.[34]

An der Grenze zwischen diesen beiden großen Sprachgebieten und in einer Umgebung, in der Adel und Gelehrsamkeit einander begegneten, situiert Stephan C. Jaeger einige Jahrhunderte früher ‚The Origins of Courtliness'.[35] Ob die Diskussionen über das Verhältnis zwischen Minne und Gelehrsamkeit, die in den hier besprochenen Texte und Handschriften geführt werden, damit noch etwas zu tun haben, ist fraglich.

32 Neben den später noch zu besprechenden Beispielen ist auch Augustijnken ein Autor, der im Grenzbereich dieser Domänen zu verorten ist, vgl. Hogenelst 1997, S. 63, 164f.; Warnar 2005; van Oostrom 2013, S. 290–298.

33 Über den Dichter als Melancholiker vgl. Reynaert 1999, S. 47–51; Willaert 2005; Willaert 2008, S. 96–98; Oosterman 2007b. Vgl. auch Heger 1967.

34 Vgl. hierzu die sehr interessanten Anregungen von Willaert 2011 und auch von Tervooren 2010.

35 Jaeger 1985; vgl. auch van Oostrom 2006, S. 134–141 für die Besprechung von Jaegers These innerhalb des Kontexts der niederländischen Literaturwissenschaft.

Aber dass die Debatte zwischen dem Kleriker und dem Liebenden kaum an Kraft verloren hat, das machen diese Texte auf jeden Fall deutlich. Und sie beweisen, dass die Minnereden in dieser nordwestlichen Region in ihrer Produktion und Überlieferung äußerst vital sind und einen ganz eigenen Charakter haben.

3 Fazit

Die Überlieferung von ‚Der Minne Leben' zeigt, was man in vielen Minnereden sieht: Der Text passt sich immer an den neuen Kontext an.[36] Die Minnerede ist daher eine Gattung, die sich besonders als Barometer für sich verändernde Haltungen, für das Entstehen von neuen Konzepten und für die Funktion solcher immer erneuerter Texte in verschiedenen Kulturkreisen eignet. Die Untersuchung aller überlieferten Versionen sowie der verschiedenen handschriftlichen Kontexte, in denen diese Texte stehen, ist darum von größter Wichtigkeit. Das ‚Handbuch Minnereden' bietet den langersehnten Zugang dazu.

(Übersetzung: Judith Keßler)

4 Literaturverzeichnis

van Anrooij 2002: Wim van Anrooij, ‚Poenten' in de Middelnederlandse letterkunde. Een geledingssysteem in het zakelijke en discursieve vertoog. In: Al t'Antwerpen in die stad. Jan van Boendale en de literaire cultuur van zijn tijd. Hg. von Wim van Anrooij. Amsterdam 2002, S. 65–80.

Becker/Overgaauw 2003: Peter-Jörg Becker und Eef Overgaauw, Aderlass und Seelentrost. Die Überlieferung deutscher Texte im Spiegel Berliner Handschriften und Inkunabeln. (Ausstellungskataloge/Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz 48) Mainz 2003.

Blank 1980: Walter Blank, Fröschel von Leidnitz. In: ^{2}VL Bd. 2 (1980), Sp. 977f.

36 Ein interessanter Artikel hierzu ist Lieb 2005.

Brandis 1968: Tilo Brandis, Mittelhochdeutsche, mittelniederdeutsche und mittelniederländische Minnereden. Verzeichnis der Handschriften und Drucke. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 25) München 1968.

de Bruijn 2013: Elisabeth de Bruijn, Verhalende verzamelingen. *Flos unde Blankeflos* en de overlevering van de Middelnederduitse narratieve literatuur. Diss. Antwerpen 2013.

Geurts 2010: Anouk Geurts, Ik – jongeling – klerk. Een onderzoek naar de overleverings- geschiedenis van Der Minne Leben. Universiteit Nijmegen 2010 [Masterarbeit].

Gumbert 2004: Peter Gumbert, Codicologische eenheden. Opzet voor een terminologie. Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen. (Mededelingen van de Afdeling Letterkunde, Nieuwe Reeks 67) Amsterdam 2004.

Heger 1967: Henrik Heger, Die Melancholie bei den französischen Lyrikern des Spätmittelalters. (Romanistische Versuche und Vorarbeiten 21) Bonn 1967.

Hogenelst 1997: Dini Hogenelst, Sproken en sprekers. Inleiding op en repertorium van de Middelnederlandse sproke. Deel 1: Studie. Deel 2: Repertorium. (Nederlandse literatuur en cultuur in de Middeleeuwen 16) Amsterdam 1997.

Jaeger 1985: Charles Stephen Jaeger, The Origins of Courtliness: Civilizing Trends and the Formation of Courtly Ideals, 939–1210. Philadelphia 1985.

Kienhorst 1988: Hans Kienhorst, De handschriften van de Middelnederlandse ridderepiek. Een codicologische beschrijving. 2 Bde. (Deventer Studiën 9) Deventer 1988.

Kienhorst 2005: Hans Kienhorst, Lering en stichting op klein formaat. Middelnederlandse rijmteksten in eenkolomsboekjes van perkament. (Miscellanea Neerlandica 32) 2 Bde. Leuven 2005.

Klingner/Lieb 2013: Jacob Klingner und Ludger Lieb, Handbuch Minnereden. Mit Beiträgen von Iulia-Emilia Dorubanțu, Stefan Matter, Martin Muschick, Melitta Rheinheimer und Clara Strijbosch. 2 Bde. Berlin – Boston 2013.

Lang 1941: Margarete Lang, Zwischen Minnesang und Volkslied. Die Lieder der Berliner Hs. germ. fol. 922. Berlin 1941.

Lieb 2005: Ludger Lieb, Umschreiben und Weiterschreiben. Verfahren der Textproduktion von Minnereden. In: Texttyp und Textproduktion in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hg. von Elizabeth Andersen, Manfred Eikelmann und Anne Simon. (Trends in Medieval Philology 7) Berlin – New York 2005, S. 143–161.

Lomnitzer 1978: Helmut Lomnitzer, Berliner Liederhandschrift mgf 922. In: ²VL Bd. 1 (1978), Sp. 726f.

Oosterman 2007a: Johan B. Oosterman, In daz Niderlant gezoget. De periferie in het centrum: het Maas-Rijngebied als speelveld voor filologen. Nijmegen 2007.

Oosterman 2007b: Johan B. Oosterman, „Ic, Jan Moritoen", melancholicus. Melancholie in het Gruuthuse-handschrift. In: Groniek. Historisch tijdschrift 40 (2007), S. 177–288.

van Oostrom 2006: Frits van Oostrom, Stemmen op schrift. Geschiedenis van de Nederlandse literatuur van af het begin tot 1300. Amsterdam 2006.

van Oostrom 2013: Frits van Oostrom, Wereld in woorden. Geschiedenis van de Nederlandse literatuur 1300–1400. Amsterdam 2013.

Reynaert 1999: Joris Reynaert, Liefde, lyriek en melancholie. De Gruuthuse-poëzie tussen „Minnesang" en „Rhétorique". In: Laet ons voort

vroylic maken zanc. Opstellen over de lyriek in het Gruuthuse-handschrift. Hg. von Joris Reynaert. Gent 1999, S. 41–56.

Schirmer/Worstbrock 1989: Karl-Heinz Schirmer und Franz Josef Worstbrock, Pyramus und Thisbe. In: ²VL Bd. 7 (1989), Sp. 928–930.

Tervooren 2006a: Helmut Tervooren, Nationale und terminologische Fallen bei raumspezifischer Literaturbetrachtung: Das Beispiel Niederrhein. Ein Diskussionsbeitrag. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 125 (2006), S. 415–429.

Tervooren 2006b: Helmut Tervooren, Van der Masen tot op den Rijn. Ein Handbuch zur Geschichte der mittelalterlichen volkssprachlichen Literatur im Raum von Rhein und Maas. Unter Mitarbeit von Carola Kirschner und Johannes Spicker. Berlin 2006.

Tervooren 2010: Helmut Tervooren, Buch und Literatur als Medium adeliger Repräsentation und Geselligkeit im Raum von Rhein, Maas und Ijssel im 15. und 16. Jahrhundert. In: Adel verbindet – Adel verbindt. Elitenbildung und Standeskultur in Nordwestdeutschland und den Niederlanden vom 15. bis 20. Jahrhundert. Hg. von Maarten van Driel. Paderborn 2010, S. 69–83.

Vekeman 1981: Herman Vekeman, Van der feesten een proper dinc. Temeperamentvolle vriendschap tussen hof en hemel. (Tekst en tijd 3) Nijmegen 1981.

Verdam 1878: J. Verdam, Seghelijn van Jherusalem. Naar het Berlijnsche handschrift en den ouden druk uitgegeven. Leiden 1878.

Warnar 2005: Geert Warnar, Augustijnken in Pruisen: de drijfveren van een Middelnederlandse dichter en literatuur binnen de Duitse Orde. In: Jaarboek voor middeleeuwse geschiedenis 8 (2005), S. 101–139.

Westphal 1993: Sarah Westphal, Textual Poetics of German Manuscripts 1300–1500. (Studies in German Literature, Linguistics, and Culture) Columbia/SC 1993.

van de Wijer 1984: Ingrid van de Wijer, Segheliin: codicologische, bibliografische en tekstkritische studie en editie. Diss. Leuven 1983.

Willaert 1984: Frank Willaert, De poëtica van Hadewijch in de Strofische Gedichten. Utrecht 1984.

Willaert 2005: Frank Willaert, Melancholie doet mij zingen. Enkele aspecten van de poëtica van het Gruuthuse-liedboek. In: Stad van koopmanschap en vrede. Literatuur in Brugge op de grens van Middeleeuwen en Rederijkerstijd. Hg. von Johan Oosterman. (Antwerpse Studies over Nederlandse Literatuurgeschiedenis 12) Leuven 2005, S. 41–57.

Willaert 2008: Frank Willaert, Klerikalisering of verburgerlijking? Enkele beschouwingen over het profiel van de Gruuthuse-dichter(s). In: De fiere nachtegaal. Het Nederlandse lied in de middeleeuwen. Hg. von Louis Peter Grijp und Frank Willaert. Amsterdam 2008, S. 91–104.

Willaert 2011: Frank Willaert, Lyriklandschaft Lotharingien. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 130 (2011), Sonderheft, S. 37–49.

Colin Schatzmann (Zürich)

So wil ich durch der synnen durff Hie werfen einen wurf.

Zur Verschränkung von Intertextualität und Poetologie in der ‚Minneburg'[1]

1 Einführende Überlegungen

Eines der Anliegen des neu vorliegenden Heidelberger ‚Handbuchs Minnereden' ist es, eine Vergleichbarkeit der aufgenommenen Texte zu ermöglichen. Dementsprechend heißt eine der Rubriken des Repertoriums ‚Parallelen'. Über die darin aufgeworfenen Fragen zu Ähnlichkeiten und Abhängigkeiten der Texte gelangt man geradewegs an den Punkt, wo ‚Handbuch' und Leser *explizite* Bezugnahmen der Texte untereinander in den Blick nehmen. Vergleichbarkeit zwischen den Texten wird hier in einem engeren Sinn zur Frage nach der Intertextualität der Texte.

Dazu möchte ich im Folgenden am Beispiel der ‚Minneburg' (B485)[2] einige Überlegungen anstellen und skizzenhaft aufzeigen, wie ich verschiedene Modi der intertextuellen Bezugnahme in der ‚Minneburg' ausmache, die – sofern sie sich mehr oder weniger markiert auf Prätexte

1 Der vorliegende Aufsatz basiert auf Überlegungen im Rahmen meines Dissertationsprojekts zur ‚Minneburg' mit dem Arbeitstitel ‚*In mines synnes throne | Jag ich mit hellem done.* Diskursverschränkungen und generische Transgressionen in der ‚Minneburg''. Für zahlreiche Anregungen und Kritik möchte ich den Teilnehmern des Minnereden-Symposiums am IWH in Heidelberg danken.

2 Die Nummerierung der Minnereden folgt dem ‚Handbuch Minnereden': Klingner/Lieb 2013. Nummern, die mit B beginnen, sind identisch mit den von Tilo Brandis vergebenen Nummern; Nummern, die mit Z beginnen, sind Zusatznummern für Minnereden, die im ‚Handbuch Minnereden' erstmals verzeichnet wurden.

beziehen – mit poetologischen Überlegungen des Redens über Minne verknüpft sind.

Intertextualität interessiert mich an dieser Stelle nur hinsichtlich der impliziten oder expliziten Bezugnahme des Referenztextes auf Prätexte, nicht im Hinblick auf die zweifellos ausgeprägte Systemreferenzialität der ‚Minneburg', also beispielsweise auf Stoffe oder Figuren der epischen Welt (wie den Titurel-, Nibelungenlied- oder Parzival-Stoff) oder auf Gattungsmetaphorik beziehungsweise -topoi (wie die Spaziergangseinleitung oder auch zentrale poetologische Bildfelder wie dasjenige der Schmiedekunst). Denn die ‚Minneburg' ist nicht nur „diffus" intertextuell – so bezeichnet Karlheinz Stierle die Relation hinsichtlich des reichen Netzes der mittelalterlichen Topoi –,[3] sondern intertextuell in einem engeren oder eigentlichen Sinn, indem der Text selbst die Relation zu verschiedenen Prätexten anzeigt.[4]

Fragen zur Intertextualität von Texten lassen sich mithin mit einem *Wie* und einem *Was* stellen, also: ‚Wie wird Intertextualität zwischen Texten markiert?' und ‚Was wird dabei zitiert?'. Meinen Fokus möchte ich wie angedeutet auf das ‚Wie' legen und in der Art, wie die ‚Minneburg' Intertextualität vorführt, eine besondere Form von selbstreflexiv-poetologischem Potenzial sehen, das Intertextualität als ‚Reflexionsmedium'[5] nutzt und sich selbst so poetologisch innerhalb eines sich ausdifferenzierenden Minne- und *meisterschaft*-Diskurses positioniert, um – wie Stierle

3 Stierle 1983, S. 11. Vgl. auch Müller 1994 und die dortige Zusammenfassung der Intertextualitätsdebatte mit Überlegungen zur Anwendbarkeit des Terminus auf vormoderne Texte.

4 Dieser restriktivere Begriff von Intertextualität (im Vergleich zu dem von Julia Kristeva in den späten 1960er-Jahren geprägten, vgl. Kristeva 1969) entspricht auch demjenigen Gérard Genettes. Für ihn ist Intertextualität die „Beziehung der Kopräsenz zweier oder mehrerer Texte […] als effektive Präsenz eines Textes in einem anderen Text". Als Beispiele für diese Formen „effektive[r] Präsenz" nennt er das Zitat, das Plagiat und die Anspielung; vgl. Genette 1993, S. 10. Intertextualität ist für Genette aber nur einer von fünf verschiedenen Modi der ‚Transtextualität'. Letzterer Begriff fasst aber – neben den angesprochenen Einzeltextreferenzen – auch Systemreferenzen mit ein, welche von ihm als Formen der ‚Architextualität' klassifiziert werden; vgl. Genette 1993, S. 9–18.

5 Vgl. Stierle 1983, S. 10.

es nennt – „sein Eigenes" freizugeben beziehungsweise „eine differenzierende Distanznahme zu einem oder mehreren Texten" herzustellen.[6]

Dieses ‚Wie' lässt sich über die Analyse verschiedener Markierungen eingrenzen. Drei solche Modi der Markierung in der ‚Minneburg' möchte ich als spezifische intertextuelle Rhetorik des Textes nachfolgend thematisieren: 1. die ‚Imitatio'[7] über einen klanggesteuerten Redemodus, der einerseits als ‚Reverenzerweisung' an eine Autorfigur wie andererseits als poetologische Reflexion über die Stilistik des affektgesteuerten Redens über Minne funktionalisiert ist, 2. die ‚Allusion'[8] als allegorisches Verfahren der Anspielung und 3. die Zitation[9] von Schlüsselreimen, anhand derer ein Reflexionsraum geschaffen wird, innerhalb dessen der *meisterschaft*-Diskurs reflektiert, bewertet und – wie im vorzustellenden Fall – negiert wird.

2 Imitatio: Klanggesteuerter Redemodus

An insgesamt vier Stellen erwähnt der ‚Minneburg'-Erzähler einen *meister Egen von Bamberg*. Mit diesen Autornennungen verknüpft ist einerseits die Funktion Egens als dichterische Autorität und andererseits als Wertmaßstab für die eigenen dichterischen Fähigkeiten des Erzählers. Ganz in Form der Demutstopik formuliert er deswegen:

6 Stierle 1983, S. 10.

7 Mit ‚Imitatio' meine ich einschränkend nur die *imitatio auctori* als eine „sprachlich-stilistische […] Nachahmung normativer rhetorischer oder literarischer *exempla*" (kaminski/de Rentiis 1998, Sp. 235f.). Laut Müller soll bei der ‚Imitatio' „der neue Text Elemente des alten Textes […] wiederholen". Dabei ist der neue Text „einseitig auf den alten als sein Vorbild bezogen", das heißt, der Dialog zwischen den beiden Texten ist mithin „asymmetrisch" und der neue Text dadurch allein als „Nachschrift" und nicht als „Um-schrift" des alten zu verstehen (Müller 1994, S. 69).

8 Die ‚Allusion' (oder auch ‚Anspielung') verstehe ich als „spielerische […] Bezugnahme" (Hughes 1992, Sp. 652) beziehungsweise, mit Genette, als eine Aussage, „deren volles Verständnis das Erkennen einer Beziehung zwischen ihr und einer anderen voraussetzt, auf die sich diese oder jene Wendung des Textes bezieht, der ja sonst nicht ganz verständlich wäre" (Genette 1993, S. 10). Nach Genettes Konzept wäre die Allusion aber nicht nur als Einzeltextreferenz denkbar, sondern auch als Systemreferenz im Sinne der ‚Hypertextualität'; vgl. Genette 1993, S. 14ff. und Broich 1985, S. 49, bes. Anm. 3.

9 Vgl. Benninghoff-Lühl 2009, Sp. 1539ff.

Nu nemt den willen fur die werk
An disem buchlin cleine.
Uz grobes sinnes meine
Ist ezuz mir gezwyet.
Ez ist auch niht gefryet
Mit weher spruche slegen.
Ez hete sicher meister Egen
Von Bamberg getichtet baz.
(B485, V. 684–691)[10]

Die Erzählerfigur, die sich hier als Autorfigur inszeniert, bringt den Einwand gegen das eigene *buchlin* vor, dass Egen von Bamberg es viel besser hätte verfassen können. Das scheint eine Form des ‚konjunktivischen Komparativs' zu sein, wie ihn Susanne Köbele für Konrad von Würzburg mit Bezugnahme auf Gottfried von Straßburg in der ‚Goldenen Schmiede' aufgezeigt hat.[11] Es bleibt aber nicht allein bei der Beteuerung der eigenen Inferiorität hinsichtlich des Schreibens: An anderen Stellen rühmt der Erzähler gar Egens Befähigung zu einer besseren Auslegung der eigenen ‚Minneburg'-Verse – denn Erzähl- beziehungsweise Autorfiguren im Text sind immer einerseits Schreibende, andererseits Deutende. Textproduktion ist eng mit Textinterpretation verknüpft: Die Autorfiguren sind jeweils Hermeneutiker – ihres eigenen oder des fremden Textes. An anderer Stelle heißt es:

Sinen rot den wolt ich nemen
Zu hilff und auch zu stůre
Zu diser abenture!
(B485, V. 2714–2716)

Nicht nur wird Egen also die Reverenz erwiesen, er wird auch als Vorbild für das Verfassen des eigenen Buchs genannt – *dieser abenture*. Er soll mit seinem Rat zur Seite stehen, *zu hilff und auch zu stůre*. Auch im weiteren Verlauf der anzitierten Textstelle wird der Verweis auf Egen mit dem eigenen Schreiben verknüpft:

10 Hier und im Folgenden zitiert nach Pyritz 1950.
11 Vgl. Köbele 2012, S. 309.

Nu horet mich und merket daz:
Ob ich ditz buchlin wolde
Betichten, als ich solde,
Und solt im sin gropheit luttern
Mit wilder worten reinen krutern,
So wist daz mir den sin zustreuft
Der sin, der mir engegen leuft:

Ich mein zwor der matergen gank;
Von der so tun ich nymmer wank.
(B485, V. 692–700)

Als Kriterium für die Kunstfertigkeit beziehungsweise für die Norm, an der sich der Erzähler zu orientieren scheint (*Betichten, als ich solde*), wird, wie auch an anderen Textstellen, *sin/synne* herangezogen. Dabei handelt es sich um einen *der* zentralen poetologischen Begriffe in der Auseinandersetzung über das Schreiben über Minne. Im Erzählerkommentar, der die Egen-Passagen jeweils einführt, taucht der Begriff wiederholt auf, allerdings stärker in der Bedeutung von ‚Verstand' als in derjenigen von ‚Kunst', ‚Kunstgriff' oder ‚verständige Handlung'.[12]

Weitere poetologische Terminologie findet sich in dieser Passage. Der Erzähler bedient sich des Begriffspaars *weher spruche*. An anderer Stelle heißt es in ähnlicher Terminologie *spehe*[...] *ryme*[...] (V. 2303). Ersteres meint in klar positiver Konnotation die Kunstfertigkeit, Kostbarkeit und Schönheit der Worte, letzteres auch, betont aber noch stärker die Verstandesleistung, die dahinter steckt, indem das semantische Spektrum weiter noch in den Bereich von ‚scharfsichtig', ‚klug', ‚weise' geht. Die Konnotation ändert sich, wenn man ein weiteres mögliches Bedeutungsfeld mit einbezieht, eines, das sich von ‚wunderbar', ‚wunderlich', ‚launig', ‚unbegreiflich' bis zu ‚seltsam' erstreckt – ein Befund, der bei der ‚Minneburg' möglicherweise gar nicht so abwegig ist.[13]

Des Weiteren geht der Erzähler auf die Unterscheidung zwischen *forma* und *materia* ein – oder wie es in der dem Text eigenen Terminologie heißt: *materge* und *wort/rym(e)*. Hätte er die Grobheit der *forma*

12 Vgl. Lexer 1872–1878, Bd. 2, Sp. 926f.
13 Vgl. Lexer 1872–1878, Bd. 2, Sp. 1062.

verbessert, so wäre ihm der Sinn abhanden gekommen.[14] Und gerade deshalb macht er keinen Schritt von der *materge* weg. Die *materge* scheint für den Erzähler prioritär zu sein. An ihr will er sein Dichten ausrichten.

Gehorcht der Erzähler aber auch seinen eigenen Prinzipien? Im Gegenteil – ein klassischer ‚performativer Selbstwiderspruch'. Der Erzähler legt derlei Paradoxa so offensichtlich und genüsslich an, dass er dies in evidenter Selbstironie tut – jenseits einer konventionellen Demutstopik. Die Frage ist also vielmehr: Was macht der Erzähler dann, wenn nicht den *matergen gank* zu gehen? Er führt genau das Gegenteil vor: Nicht der Materie, sondern der Form gilt sein Augenmerk. Dem Sinn will er die *gropheit luttern | mit wilder worten reinen krutern*. Und dies macht er – sinnbildlich – durch die Beratschlagung mit Egen, *zuhilff und auch zu stůre*, in Form einer Egen-Imitatio. Egen als Beispiel für die Einhaltung der *materge* heranzuziehen, als Instanz der Stil- beziehungsweise Formabkehr, funktioniert nun allerdings ganz und gar nicht.

Ein synoptischer Vergleich einer Passage aus Egens ‚Die Klage der Minne' (B28) soll das verdeutlichen.[15] Ohne auf die inhaltlichen Gemeinsamkeiten einzugehen, möchte ich darauf hinweisen, wie durch die gezielt anzitierte Lexik aus der ‚Klage' in der ‚Minneburg' ein Redemodus des Affekts imitiert wird, der einerseits das Verhältnis zwischen Erzähler und Minne bzw. Minnedame reflektiert und repräsentiert, andererseits aber auch immer eine Reflexion über das eigene Reden respektive Schreiben über Minne ist. Einzelne klanglich auffällige Begriffe werden heranzitiert – *üseln/bemüseln* – oder die Lexik gar größerer Passagen zitiert: z. B. *überglast, kützelt, verhützelt*.

14 Vgl. Lexer 1872–1878, Bd. 2, Sp. 1249f. und Wortverzeichnis Pyritz 1950, S. 218, *zustreufen* von *zerströufen* wird dort übersetzt als ‚verwirren', ‚verhindern'.

15 Ich gehe im Folgenden vom bisherigen Forschungskonsens aus, dass die beiden von Egen überlieferten Texte (B49 ‚Das Herz' und B28 ‚Die Klage der Minne') der ‚Minneburg' als Prätexte gedient haben. Die Diskussion zur Autoridentität mit dem Verfasser der ‚Minneburg' erachte ich als ein offenes Problemfeld, das ich in diesem Rahmen nicht behandeln kann. Dies muss in einem größeren Zusammenhang untersucht werden – eine Aufgabe, der ich mich im Rahmen meines Dissertationsprojekts stelle.

B28 Die Klage der Minne	B485 Die Minneburg
min leit daz muoz sich sterken,	*Sie hat auch mich gemuselt*[*1)]
swenne ez die prüever merken.	*Mit irre mynne ůseln*[*2)]
Minne, von diner üseln	*Und tut mich auch beknuseln,*[*3)]
kan mich din hant bemüseln,	*Daz ich vor leide bin worden swartz* (2370–2373)
bestrichen und misseverwen.	*Ob ich die wolt verterken*[*4)]
nach dinen ræten gerwen	*Daz sie niemant mocht spuren,*
muoz sich allez min vel:	*Ich wen min hertz wurde sich erbůrn,*
wie wirde ich krump und sinewel!	*Daz ez vor leide wurde bratzeln*[*5)]
min zunge tœrlich atzelt	*Und also torlich atzeln,*[*6)]
diner starken vlammen überglast:	*Reht sam ein tall*[*7)] *die atzeln tůt,*
so wirde ich selber mir ein gast.	*So sie verrert ir zungen blůt.* (1624–1630)
din kroun min herze kützelt,	*Ir mynnenclicher sußer glast*[*8)]
daz ez sich verhützelt	*Mich in dem hertzen kitzelt,*
und valtic, runzelt wirdet.	*Daz mir min freude verhutzelt*
(41–55)	*Ist und auch gar verdorret.*
	Also bin ich verstorret[*9)]! (2314–2318)

*1) PYRITZ 1950 [Wortverzeichnis], S. 194:„**müseln (museln) *swv. beflecken*".
*2) Ebd., S. 209: „üsele (ůsel) *swf. Asche*".
*3) Ebd., S. 172: „**beknüseln (beknuseln) *swv. beschmutzen*".
*4) Ebd., S. 211: „verterken […] *swv. verdunkeln, verhüllen*; […] *verwirren*".
*5) Ebd., S. 174: „**bratzeln *swv.* =brasteln *prasseln*".
*6) Ebd., S. 171: „**atzeln *swv. schwatzen*"; „atzel *swf. Elster*".
*7) Ebd., S. 204: „tâhele (tall) *swf. Dohle*".
*8) Ebd., S. 185: „glast *stm. Glanz*".
*9) Ebd., S. 211: „verstorren *swv. steif werden, erstarren*".

Ein Beispiel sei hier gesondert hervorgehoben, das *min zunge tœrlich atzelt* der ‚Klage' (V. 49) beziehungsweise das *torlich atzeln,* | *Reht sam ein tall die atzeln tůt* der ‚Minneburg' (V. 1628).

Der Erzähler spricht sich an der Stelle in der ‚Minneburg' gegen das Verdunkeln und Verhüllen der *sinne* aus. *merken* reimt sich aber eben auch auf *verterken*, der Verstehensprozess ist gekoppelt an den Prozess der Textproduktion, der zwischen Klarheit und Verdunkelung schwankt. Als ob der Erzähler seine Opposition gegen diese Verdunkelung vorführen möchte, welche dazu führt, dass niemand dem Sinn auf die Spur kommt, steigert er sich in hyperbolische und onomatopoetische Reime, welche die Herzensqualen versprachlichen. Hier wird eine direkte Sprache angestrebt, keine, die verdunkelt, sondern eine, die aufgrund ihrer Aufladung durch Klang und Sinn auf eine sinnliche Wahrnehmung der Sprache hinarbeitet. Das Gegenprogramm zur Verdunkelung ist eine verstärkte Versinnlichung der Sprache, eine Einheit von Form und Sinn, eine Einheit von Klang und Sinn. Denn wird Sinn verdunkelt, führt der Erzähler weiter aus, dann ist das nicht mehr als ein törichtes Schwatzen (*atzeln*), was durch den Verweis auf die beiden Vögel Dohle und Elster und ihrer geschwätzigen Eigenart weiter betont wird. Es ist nur ein unnützes und animalisches Vergießen ihres *zungen blůt*. Die verdunkelnde Sprache und das verwirrende Sprechen werden demgemäß weitgehend abgewertet und als eine bis ins Physische hinein leidvolle und unnütze Angelegenheit bewertet.

Der ‚Minneburg'-Erzähler belässt es also nicht bei einer Reverenz an Egen, sondern reflektiert über die Egen-Imitatio das eigene Reden über Minne und weist diese Reflexion beziehungsweise den Text als scheinbar bescheiden und doch raffiniert, als scheinbar kunstlos und doch kunstvollste poetologische Selbstinszenierung aus.

3 Allusion: Allegorische Verfahren der Anspielung

Ich komme zum zweiten Modus markierter Intertextualität: zur Allusion. Das fünfte Buch der ‚Minneburg' besteht hauptsächlich aus dem sogenannten Minnegericht. Drei Liebende werden von ihren Fürsprecherinnen *Wisheit*, *Gerechtikeit* und *Truwe* vor die Minne geführt, wo sie ihr Schicksal darlegen. Beim dritten Minnediener erfolgt dies anhand einer

scheinbar nicht abreißenden Reihung von *reden.* Eine möchte ich für meine Argumentation herausgreifen.

Was zunächst wie eine weitere vom Minnediener erzählte *rede* anmutet, erweist sich als ein szenischer Dialog zwischen den Personifikationen *hertze* und *lip*. Dass man zunächst eine andere Erzählsituation unterstellt, hat primär mit den sprachartistisch-„blümerischen" Passagen zu tun, die sich auf knapp 50 Verse erstrecken und durch die Apostrophe *Ach hertze min innewendigs* eingeleitet werden. Es entsteht zunächst der Eindruck, dass hier der Minnediener in einen fiktiv-metaphorischen Dialog mit seinem personifizierten Herzen tritt. Zudem erfolgen die Textbrüche – zwischen dem Gerichtsdialog und den *reden* in ihren verschiedenen Ausprägungen – uneingeleitet und auch nach ihrer Rezitation durch den Minnediener nicht weiter kommentiert. Wir befinden uns demnach in einer Aufführungssituation, die eine Kontextualisierung nicht notwendig macht. Die jeweilige Erzählerfigur erhält dadurch die Möglichkeit verschiedene Textformen – *reden* – zur Aufführung zu bringen, wessen sich die intradiegetischen Rezipienten vor Gericht bewusst sind. Der Text löst sich aber dadurch von seinem narrativen Kontext und verortet diese Textpassagen als Literatur in der Literatur.[16] Das wird an dieser Stelle insbesondere durch die Motivik deutlich. Körper oder Herz als selbständige Erzählfiguren oder als Dialogpartner haben eine große Tradition – allen voran durch Hartmanns von Aue ‚Klage'.[17]

Pyritz weist in seiner Edition ebenfalls auf das uneingeleitete Zwiegespräch zwischen dem Liebenden und seinem Herzen hin, deutet dann aber die darauffolgende Passage allein als Wechselrede zwischen Herz und Adler.[18] Meine Lesart ist – wie noch zu zeigen sein wird – eine andere. Mit anderen Akzenten möchte ich Pyritz' Befund der ‚Schachteltechnik' aufnehmen, sie aber nicht nur als Oberflächenphänomen deuten, sondern als bewusstes Spiel mit verschiedenen Figurationen, das eine Unschärfe

16 So wird beispielsweise ein Großteil des zweiten *underbint* als selbständige Minnerede im Liederbuch der Hätzlerin überliefert; vgl. Glier 1971, S. 131.

17 Vgl. Zutt 1968.

18 Vgl. Pyritz 1950, S. 152, Anm.: „Die hier folgende Rede berichtet, ohne Einführungen und Überleitungen, ein Zwiegespräch des Minners mit seinem Herzen, in das wieder Wechselreden des Herzens mit dem Adler eingeschaltet sind. Diese Schachteltechnik macht die zunächst befremdende, komplizierte Zeichensetzung erforderlich."

auf Figurenebene einkalkuliert, welche eine zusätzliche Lesart auf der Metaebene ermöglicht.

Das Herz beklagt sich in seinen ersten Redebeiträgen über dreierlei Leiden. Das größte dieser Leiden sei, dass es sich in den Klauen eines Adlers befinde. Um diesen sonderbaren Zustand zu begründen, schildert es, wie es sich im Leib herausbildete und dabei den Vorsatz fasste, sich selbst in sonderbarer Gestalt zu erschaffen – in derjenigen eines Vogels. Wie wir sehen werden, spielt sich in den folgenden Passagen ausgehend von den thematisierten Leiden des Herzens, aufgrund des Gefangenseins in den Adlerklauen, eine Imagination des (Erzähler-)Ichs über die Vorbildfunktion eines Adlers ab. Zwei Gedanken wurden dabei in sich widersprechenden Bildern vereint. Die Voraussetzung dafür liegt in der prekär werdenden Referenzzuweisung des Ich: Ist mit *ich* noch das Ich des Herzens gemeint oder (schon wieder) dasjenige des Erzählers?

Zunächst schildert das Ich seine Suche nach einem ihm entsprechenden Vogel:

> *Mit formen ich mich underwant.*
> *Manchen vogel ich da vant,*
> *Da ich mich nach wolde bilden.*
> *Da kunde der sin mir wilden,*
> *Daz ich must lang erwinden,*
> *Wann ich kund keinen vinden,*
> *Dem ich gelicht an siner art.*
> (B485, V. 5111–5117)

Mit Formen hat sich das Ich befasst, um sicher zu gehen, dass es sich den richtigen Vogel als Vorbild erwähle. Es fand zwar viele Vögel, nachdem es sich bilden wollte, aber es hat beinahe den Verstand (wieder *sin*) verloren, weil es über längere Zeit keinen finden konnte, der seiner Art glich. Denn, wie das Herz weiter ausführt, war ihm der Sittich zu zart, der Falke zu hoch fliegend, die Lerche zu gut singend und der Star zu gut redend. Wiederum treffen wir also Unsagbarkeits- respektive Demutstopoi an: Das Ich kann nicht so gut singen und reden. Es schildert sich als in seiner Kunstfertigkeit minderwertig und deshalb den anderen Vögeln unwürdig.

Das Herz hatte also gar keine andere Wahl, als diese Vögel an sich vorbeiziehen zu lassen, weil es angesichts seiner Minderwertigkeit sie sich

nicht als Vorbild nehmen konnte: *Sust liez ich manchen vogel varn | Dez art mir gar zu edel waz* (V. 5126f.). Nur einen Vogel hat das Ich gefunden, der ihm entsprochen hat: die Krähe. Die Begründung lässt aufhorchen:

> *Der art ich mir erkennet*
> *Gelich an varb, an witze ye sa,*
> *Wenn ich kund anders niht dann kra*
> *Kra schryen, als die kra tůt;*
> *Und ist noch hut in mynem můt*
> *Kein ander clugheit niht wann kra.*
> (B485, V. 5132–5137)

Neben der Farbe kommen für das Ich zwei weitere Eigenschaften als Tertium comparationis in Betracht, die gleiche *witze* und – das zeigt, dass es hier um eine kunstfertige Äußerungsform geht, für die *witze* Grundbedingung ist – das *schryen*, das eben kein Singen ist. Wie die Krähe kann das Ich nur *kra kra schryen*. Für mehr scheint die *witze* nicht auszureichen. Was vorher an Demutstopik ausgebreitet wurde, wird hier konkretisiert in Form des Vogel-Vergleichs. Dieses Ich – oder das Herz (es wird allerdings in der Zwischenzeit klar geworden sein, dass es sich eher um ein allgemeingültiges Erzähler-Ich als um ein allegorisiertes Herz handelt) – ist ein kommunikativ agierendes Ich. Es wird insbesondere hinsichtlich seiner Äußerungsmöglichkeiten definiert und die werden an den Maßstäben der Klugheit und Kunstfertigkeit gemessen.

In bemerkenswerter Knappheit wird hier die Verstandesleistung des Ich mit seiner Kommunikation in eins gesetzt. Sie besteht aus nichts denn einem Vogelgeschrei – *kra kra*. Hier wird noch beim topischsten aller Topoi, dem Demutstopos, mit Hyperbolik ein performativer Selbstwiderspruch vorgeführt. Hier möchte niemand seine Demut beweisen, sondern seine *meisterschaft* und das Ich tut dies, indem es vorführt, wie es auf raffinierte Weise vorgibt, eigentlich gar nichts zu können, indem es ziel- und erfolglos herumfliegt, in seiner *tumheit,* auf und nieder, hin und her.

Dabei begegnet es wiederum anderen Vögeln, die den Eindruck erwecken, das Gegenteil der bescheidenen Krähe zu sein: Sie sind stolz. Beim Star scheint das besonders ausgeprägt zu sein, er bedient sich eines *verdecket garn | Der im wolt die vedern struben* (V. 5160f.). Das Garn verweist auf die häufig im Text verwendete Web-Metaphorik, die hier mit einer

Wertung verknüpft wird, die wohl in die gleiche Richtung wie die obige geht: Der Star ist angesichts seiner Kunstfertigkeit so stolz, dass er seine Federn aufplustert. Der aggressiv-polemische Ton wird aufrechterhalten, wenn der Schnabel (synekdochisch für das Reden) der klugen Tauben wie eine Kerze brennt. Nach diesem grotesken Bild wirkt das leidvolle Klagen der Krähe ironischer denn je: *Ach daz ich zu der selben stund, | Ich arme kro, geflog ye dar!* (V. 5166f.). Weil die Krähe dennoch im ornithologisch attraktiven Zirkel herumflog, verging ihr jegliche Freude.

Wo bleibt nun aber der Adler? Er sticht für die Krähe aus dem Kreis der anderen Vögel heraus, denn einerseits ist er rogel, „leichtbeschwingt", wie es Pyritz übersetzt,[19] andererseits ist er aber auch der klügste und zudem edel, hübsch und zart. Seine Gestalt ist meisterlich geschwungen und farblich ist er das Gegenteil der pechschwarzen Krähe, er leuchtet hell und glänzend. Summa summarum ist er so beschaffen, dass das Ich kapitulieren muss und wegen seiner eigenen verstandesmäßigen Beschränkung das Lob nicht der trefflichen Gestalt gemäß formulieren kann. So lässt es das auch sein und widmet sich doch dem Schnabel des Adlers, dem besondere Aufmerksamkeit gebührt:

> *Doch wil ich von dem snabel sagen:*
> *Do het man fur wol uz geslagen.*
> *Ist daz niht wor, ich sprich ‚ja vix'!*
> *Er luchtet sam der sardonix*
> *By andern tunkeln stein tůt,*
> *Und glentzet sam rotes helfantz blut*
> *Sy meisterlich gestrichen dar.*
> *Er ist genant ein adelar,*
> *Hoch fliegender, clug und wys.*
> (B485, V. 5191–5199)

Wiederum taucht der Begriff *meisterlich* auf und das ironisierende *Ist daz niht wor, ich sprich ‚ja vix'!* (V. 5193) sowie der exzentrische Vergleich mit dem Elefantenblut zeigen an, dass hier weiterhin eine polemische Note dominiert.

Der Adler ist gütig und verteilt Speisen, so dass er auch dem Ich *sin* und *můt* mit Freude durchdringt. Als Konsequenz ist das Ich dem Adler

19 Pyritz 1950 [Wortverzeichnis], S. 198.

zu Dienste und begleitet ihn *Gegeben wol ein gantzes jar* (V. 5217). Die Liebe scheint aber vom Adler nicht erwidert worden zu sein und so greift er wiederholt die Krähe verbal und physisch an – bis hin zur Eskalation: Vor Zorn nimmt er die Krähe mit seinen Klauen und *drucket* sie zusammen, *Daz ich vor leide wart zabeln* (V. 5264–5269).

Das Ich/das Herz/die Krähe ist also nicht eigentlich in den Klauen des Adlers, vielmehr wurde es vom Adler abgewiesen, weil es ihm unnütz ist, weil es ihm nicht zur Freude reicht. Dabei hätte selbst der *lîp* gewusst:

> *Ja flugt sin glantzheit uff so ho,*
> *Daz er uff kroen ahtet niht.*
> *Din fliegen dunket in sin ein wicht.*
> *Wez flug du niht eim rů̈ch nach?*
> *Der het geflogen niht so hoch*
> *Und het dich blyben by im lan.*
> (B485, V. 5284–5289)

Auch diese eben geschilderte Textpassage steht in intertextueller Relation zu einem Prätext – der ‚Goldenen Schmiede' Konrads von Würzburg. Nicht über Imitatio wird hier der Bezug hergestellt, sondern über die Allusion allegorischer Bildfelder.

Vogel-Metaphorik beziehungsweise dann Vogel-Allegorik spielt eine ausgeprägte Rolle in Konrads Text und weist bereits im Prolog eine poetologische Implikation auf. Dort heißt es: *ob immer ûf ze berge vlüge | mîn rede alſsam ein adelar* (V. 16f.)[20] oder *ſo ſwebet ez* [das Lob] *obe | reht als ein vlückez vederſpil* (V. 26f.). Durchwegs begleitet diese allegorische Ebene den Text: *türteltûben*, *nahtegal* und *wilder vogel* (Vv. 220, 133, 1960, 1965) werden aufgerufen (mit unterschiedlichem Bedeutungsspektrum) – bis gegen Ende ein umfangreicherer allegorischer Erzählabschnitt folgt. Auch hier wird eine Personifikation respektive eine Person mit einem Adler allegorisiert – bei Konrad natürlich Maria:

> *dû tuoſt gelîch dem adelaren,*
> *[…]*
> *er ſetzt ſi vür ſich in daz neſt*
> *gegen der ſunnen glaſte,*

20 Zitiert nach Grimm 1840.

und diu niht mügen vaſte
geblicken in ir liehten ſchîn
noch volleclichen ſehen drîn,
diu lât er nemen einen val
ûz dem neſte hin ze tal,
und hât ûf ſi kein ahte mêr;
dâ von ſi lîdent herzeſêr
und des tôdes arbeit.
(‚Goldene Schmiede', V. 1052–1067)

Der gleiche Vorgang wie bei der ‚Minneburg', allerdings unter anderen Vorzeichen: der Adler thront in seinem Nest und wer von den übrigen Vögeln das gleißende Licht der Sonne nicht erblicken vermag, der wird vom König der Lüfte verstoßen. Die Abgewiesenen fallen aus dem Nest und werden ihrem Leid überlassen – mit tödlichem Ausgang.

Über die Allegorie verbinden sich hier Referenz- und Prätext allusiv.[21] Eine allegorische Ebene, die auf die Adressatin, die Minnedame respektive Maria gerichtet sein kann, wird in beiden Texten, allen voran in der ‚Minneburg', auch als Reflexionsmedium über die Poetologie des Redens über Minne benutzt.

4 Zitation: Schlüsselreime

Ich komme zu meinem dritten Punkt: der Zitation.

Doch e ich daz gesperge
Rure der rechten materge,
So wil ich durch der synnen durff
Hie werfen einen wurf,
Der mir mag kumen zu helffe.
(B485, V. 1631–1635)

Die Wurf- beziehungsweise Spiel-Metapher an dieser Stelle verweist auf Wolframs von Eschenbach berühmte Formulierung im ‚Parzival'-

21 An anderer Stelle wird dieser Zusammenhang von mir noch weiter präzisiert werden. Zur besonderen (poetologischen) Signifikanz von Vogel-Vergleichen bei Konrad von Würzburg vgl. beispielsweise Haug 1992, S. 358ff. und Coxon 2001, S. 112f. und 123.

Prolog, wo er sein narratives Verfahren mit Würfelwürfen vergleicht.[22] Mithilfe der intertextuellen Relation zu Wolfram wird bereits der Boden für eine poetologische Auseinandersetzung mit dem eigenen narrativen Verfahren des ‚Minneburg'-Autors bereitet. Handelt es sich hierbei aber ausschließlich um Intertextualität im vorgestellten allusiven Sinn? Und wie muss man die auffallende Klangfigur der Figura etymologica, welche der Autor im *werfen als ein wurf* einsetzt, deuten? Worauf möchte sie den Rezipienten vorbereiten? Wie ich zeigen werde, ist das alles kein Zufall, sondern eine raffinierte Inszenierung.

Der ‚Minneburg'-Autor äußert sich an dieser Stelle nicht nur über eigene textuelle Strategien, sondern auch über diejenigen anderer Autoren. Es folgt ein eigentlicher Literaturexkurs. Der Erzähler entwirft zunächst eine Jagdszene, wie sie der Einstieg in den Haupttext bereits angedeutet hat und wie sie sich auch in Wolframs Prolog als Hintergrundmodell erahnen lässt (‚Parzival', 2,10: *vliehent unde jagent*). Es wird eine scheinbar konventionelle allegorische Jagdszene aufgerufen: Junge Hunde jagen nach einem Wildtier, dem *hirtze*. Bereits das zu *hirtze* attributiv verwendete *schone* zielt auf eine andere allegorische Ebene, was durch das *in sussem done* noch weiter verstärkt wird. Hier verweist der Erzähler auf Minnejagd-Allegorien und er verweist nicht auf die Allegorisierung an sich, sondern auf deren literarische Tradition. Er bezieht sich auf die literarischen Werke, die – eben in süßer liedhafter Ausgestaltung – davon erzählen. Wiederum also ein Verweis auf poetologische Terminologie. Hier redet der Erzähler über Literatur. Nur welche? Die Typisierung der Jagdszene mit den jungen Hunden, die dem Wildtier nachjagen, deutet auf den am meisten rezipierten jagdallegorischen Text der Zeit hin, Hadamars von Laber ‚Die Jagd' (B513), die – nebenbei bemerkt – in der Heidelberger Pergamenthandschrift Cpg 455 der ‚Minneburg' vorangestellt ist. Der ‚Minneburg'-Autor belässt es aber nicht bei diesem impliziten Verweis. Er zitiert als Schlüsselreim *helffe* auf *welffe* und siehe da, diese Hilfe – oder besser: dieser Reim – zitiert wortwörtlich Hadamars ‚Jagd':

22 *swer mit disen schanzen allen kan,* | *an dem hât witze wol getân,* | *der sich niht versitzet noch vergêt* | *und sich anders wol verstêt* (‚Parzival', 2,13–16, zitiert nach Schirok 2003).

Besetzen mine warte
ich aldâ gâch begunde
gen manger widerparte
mit gůten hunden, als ich beste kunde,
mit alten hunden und darzů mit welfen[23]*.*
Ob ez die warte næme,
so solten die gerůten hunde helfen.
(B513, 10,1–7)[24]

Die allegorisierte Minnesituation des Ich-Erzählers aus Hadamars ‚Jagd' benutzt der Ich-Erzähler der ‚Minneburg' als Hilfestellung, um sich auf poetologischer Ebene mit dem Reden über Minne auseinanderzusetzen. Und besser noch, er tut dies, indem er sich der Zitation von Schlüsselreimen bedient und sich durch dieses Verfahren eindeutig auf Hadamar bezieht.

Zurück zum anzitierten Textausschnitt der ‚Minneburg', den ich dahingehend weiter deute, dass der Erzähler sich darüber beklagt, dass der *suße done gar dick bruchig wirt*, also in seinem Sinn in irgendeiner Form inkohärent wird, so dass *ir meister* (in dem Fall eben der Meister des *sussen dones*, eher als der Meister der *jungen welffe*) es *verbirt* und nicht *erkobert.* Auch in der ‚Minneburg' geht es also darum, eine schwierige poetologische Problemstellung zu einer Lösung zu bringen oder zumindest festzustellen, dass dies zwar versucht wurde, aber nicht gelungen ist. Oder wie es der ‚Minneburg'-Erzähler ausdrückt: *ob ir meister das verbirt* – der Autor hat es zwar versucht, er ist aber erfolglos geblieben.

Eine Alternative scheint der Erzähler in den folgenden Verszeilen zu skizzieren, wenn er auf einen anderen wichtigen Begriff eingeht – den Sinn:

Ist aber sin sin durch obert,
Daz er in volget uff den bruch
Und schryet zu in durch hilffe 'juch'
Und bringt sie wider uff die vart,
So jagen sie nach irre art

23 Pyritz 1950 [Wortverzeichnis], S. 215: „welf (welff, welffe) *stm. und swm. junger Hund*".

24 Zitiert nach Schmeller 1850.

Sust nach dez meisters helffe.
Also ist mir vil tummem welffe.
(B485, V. 1642–1648)

Ist aber der Sinn – im Gegensatz zum *sußen done* – erfolgreich, das heißt gewinnbringend eingesetzt, indem er auf den Bruch im textuellem Sinn oder einfach auf eine Durchbrechung der Norm folgt, dann leistet er die Hilfestellung, dass der Text, oder – eben auf allegorischer Ebene – die Jagd, wieder ihren Lauf nimmt.

Dieser *sin* kommt also, indem er auf den *bruch* folgt, dem Ganzen zu Hilfe und bringt den Text wieder auf die richtige Bahn. Der Text folgt derart auf symptomatische Weise nach *des meisters helffe*. Das ist keine Betonung der überindividuellen Literaturtradition, in der die Texte verhaftet sind, das ist keine Übermacht von Konvention und Gattungstradition. Die Textproduktion und die textliche Ausgestaltung werden hier an den *meister* gebunden. Er bestimmt den Sinn, die Ausformulierung und Ausschmückung des Textes. Er formuliert in *sußem done* oder beabsichtigt Brüche, Inkohärenz oder sinnfällige Ausgestaltung. So versteht sich der ‚Minneburg'-Erzähler als *tummer welffe*. Und nicht zufällig ist an der Stelle wieder der gleiche Reim anzutreffen wie in Vers 1635 auf 1636 – *helffe* auf *welffe*. Diesmal aber unter veränderten Vorzeichen. Der *wurf*, der zunächst zur Hilfe kam und der mit den allegorischen *welffe* von Hadamars ‚Jagd' verknüpft war, hat sich jetzt als *dez meisters helffe* herausgestellt und der Erzähler selbst ist jetzt der ‚junge Hund', der sich entsprechend im literarischen Diskurs situiert.

Dies bringt den Erzähler gewissermaßen zu einer *conclusio,* in der er im bereits (unter Punkt 2) besprochenen Redemodus seine poetologische Reflexion über Sinn und Klang zusammenfasst und in eine unmittelbare Semantik des Affekts münden lässt, angetrieben durch die Minnedame beziehungsweise die Minne selbst:

In mines synnes throne
Jag ich mit hellem done,
Mit worten wol geblumet,
Ein lob, dar inne gerůmet
Wirt der ere, der wirde,
Nach der min hertze mit girde

So volliclichen strabelt.
Doch sich min sin verzabelt,
Daz er wirt witzen bruchig
Und an dem libe suchtig,
Ob min vil suße meisterynne
Mir niht wil tun ir helffe schine
Und wil mir sin erbolgen.
Wil sie mir aber volgen
Mit truwen uff der verte mit
Und wil mich tummen welffen niht
Mit spotte verpfuchtzen
Und mich lieplich an wuchtzen,
Wo mir wirt an dem lobe bruch,
Erhore ich dann ir liplich 'juch',
Wie ich der stymme bin heyser,
Ich lob sie: ez mocht ein keyser
Gar gern hǒrn sicher.
(B485, V. 1649–1671)

Das Gegenmodell zu Hadamar, wie es sich unter Punkt 2 als Egen-Imitatio gezeigt hat, wird hier nochmals *in nuce* vom ‚Minneburg'-Erzähler vorgeführt. Das Verdunkeln – *verterken* – der Rede wertet er ab, da der *suße done* dadurch an Kohärenz verliert und der Sinn dem Autor verloren geht. Als Alternative skizziert er ein Erzählen *mit hellem done* (das Jagen ist hier durch den Bezug auf die ‚Jagd' allegorisch mit dem Erzählen gleichgesetzt), das sozusagen den direkten Weg wählt, das nicht in Gefahr läuft sich zu verirren. Wird ihm Sinn dennoch *bruchig,* dann ist es der Wahrnehmungssinn des Erzählers und nicht der Sinn der Erzählung selbst wie bei Hadamar. Eine Folge dieser Sinnesverwirrung ist das angesprochene Rederegister, welches in einer stark rhetorisierten Verschränkung von Klang und Sinn eine sensuelle und affektive Wahrnehmung von Sprache erzielen möchte.

5 Schlussüberlegungen

Ich komme zu wenigen abschließenden Bemerkungen. Ich hoffe aufgezeigt zu haben, dass über verschiedene Modi der intertextuellen Bezugnahmen

die ‚Minneburg' Intertextualität als Reflexionsmedium für poetologische Selbstreflexion nutzt. Über explizite, das heißt markierte, Intertextualität (im besprochenen Beispiel das Verfahren der Zitation des Autornamens als Reverenzerweisung, verschränkt mit einem klanggesteuertem Redemodus, der selbst teilweise wieder mit Zitaten operiert) wird Affirmation gegenüber den Prätexten vermittelt sowie durch die Imitatio des Formvorbilds Selbstreflexion über das Sprechen über Minne betrieben.

Durch schwächer markierte Formen der intertextuellen Bezugnahme, wie etwa allusive allegorische Erzählverfahren und Zitation von Schlüsselreimen, wird eine Negation gegenüber den Prätexten oder zumindest eine negativierende Fremdzuschreibung innerhalb des *meisterschaft*-Diskurses etabliert. Insbesondere mit der Zitation von Schlüsselreimen seiner prätextuellen Entsprechung Hadamar von Laber ruft der ‚Minneburg'-Autor eine dichotomische Unterscheidung poetologischer Konzepte auf, die er nicht neutral nebeneinander stehen lässt, sondern sich selbst reflexiv-kommentierend wie auch performativ davon abhebt. Hadamars Reden über Minne wird demgemäß, allen voran durch den Vorwurf der verdunkelnden Ausdrucksweise, abgewertet.

Wie sich also gezeigt hat, wird über verschiedene Modi der Intertextualität nicht nur ein Reflexionsraum für poetologische Überlegungen aufgerufen und – wie bei der Egen-Imitatio – performativ vorgeführt, sondern immer auch eine Positionierung innerhalb des *meisterschaft*-Diskurses vorgenommen, in dessen Rahmen sich der Erzähler affirmativ oder negierend zu exponieren weiß.

6 Literaturverzeichnis

Benninghoff-Lühl 2009: Sibylle Benninghoff-Lühl, Zitat [Art.]. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hg. von Gert Ueding. Bd. 9. Tübingen 2009, Sp. 1539–1549.

Broich 1985: Ulrich Broich, Zur Einzeltextreferenz. In: Intertextualität. Formen, Funktionen, anglistische Fallstudien. Hg. von Ulrich Broich und Manfred Pfister. (Konzepte der Sprach- und Literaturwissenschaft 35) Tübingen 1985, S. 48–52.

Coxon 2001: Sebastian Coxon, The Presentation of Authorship in Medieval German Narrative Literature 1220–1290. (Oxford Modern Languages and Literature Monographs) Oxford 2001.

Genette 1993: Gérard Genette, Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe. Aus dem Französischen von Wolfram Bayer und Dieter Hornig. (edition suhrkamp 1683. Neue Folge 683) Frankfurt a. M. 1993.

Glier 1971: Ingeborg Glier, Artes amandi. Untersuchung zu Geschichte, Überlieferung und Typologie der deutschen Minnereden. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 34) München 1971.

Grimm 1840: Konrads von Würzburg Goldene Schmiede. Hg. von Wilhelm Grimm. Berlin 1840.

Haug 1992: Walter Haug, Literaturtheorie im deutschen Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Ende des 13. Jahrhunderts. 2., überarbeitete und erweiterte Auflage. Darmstadt 1992.

Hughes 1992: Peter Hughes, Anspielung [Art.]. Ins Deutsche übersetzt von Ursula Wucher. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hg. von Gert Ueding. Bd. 1. Tübingen 1992, Sp. 652–655.

Kaminski/De Rentiis 1998: Nicola Kaminski/Dina De Rentiis, Imitatio [Art.]. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik. Hg. von Gert Ueding. Bd. 4. Tübingen 1998, Sp. 235–303.

Köbele 2012: Susanne Köbele, Zwischen Klang und Sinn. Das Gottfried-Idiom in Konrads von Würzburg ‚Goldener Schmiede' (mit einer Anmerkung zur paradoxen Dynamik von Alteritätsschüben). In: Alterität als Leitkonzept für historisches Interpretieren. Hg. von Anja Becker und Jan Mohr. (Deutsche Literatur. Studien und Quellen 8) Berlin 2012, S. 303–333.

Kristeva 1969: Julia Kristeva, Sèméiôtikè. Recherches pour une sémanalyse. Paris 1969.

Lexer 1872–1878: Matthias Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. 3 Bde. Leipzig 1872–1878.

Mordhorst 1911: Otto Mordhorst, Egen von Bamberg und ‚die geblümte Rede'. (Berliner Beiträgezur germanischen und romanischen Philologie 43, germ. Abt. 30) Berlin 1911.

Müller 1994: Jan-Dirk Müller, Texte aus Texten. Zu intertextuellen Verfahren in frühneuzeitlicher Literatur, am Beispiel von Fischarts ‚Ehzuchtbüchlein' und ‚Geschichtklitterung'. In: Intertextualität in der Frühen Neuzeit. Studien zu ihren theoretischen und praktischen Perspektiven. Hg. von Wilhelm Kühlmann und Wolfgang Neuber. (Frühneuzeit-Studien 2) Frankfurt a. M. u. a. 1994, S. 63–109.

Pyritz 1950: Die Minneburg. Nach der Heidelberger Pergamenthandschrift (CPG 455) unter Heranziehung der Kölner Handschrift und der Donaueschinger und Prager Fragmente. Hg. von Hans Pyritz. (Deutsche Texte des Mittelalters 43) Berlin 1950.

Schirok 2003: Wolfram von Eschenbach: Parzival. Studienausgabe. Mittelhochdeutscher Text nach der sechsten Ausgabe von Karl Lachmann. Übersetzung von Peter Knecht mit Einführungen zum Text der Lachmannschen Ausgabe und in Probleme der ‚Parzival'-Interpretation von Bernd Schirok.2. Auflage. Berlin – New York 2003.

Schmeller 1850: Hadamar's von Laber Jagd und drei andere Minnegedichte seiner Zeit und Weise: ‚Des Minners Klage', ‚Der Minnenden Zwist und Versöhnung', ‚Der Minne-Falkner'. Hg. von Johann Andreas Schmeller. (Bibliothek des Literarischen Vereins in Stuttgart 20) Stuttgart 1850.

Stierle 1983: Karlheinz Stierle, Werk und Intertextualität. In: Dialog der Texte. Hamburger Kolloquium zur Intertextualität. Hg. von Wolf Schmid und Wolf-Dieter Stempel. Wien 1983, S. 7–26.

Zutt 1968: Die Klage. Das (zweite) Büchlein aus dem Ambraser Heldenbuch. Hg. von Herta Zutt. Berlin 1968.

Jan Mohr (München)

Minnegerichte

Diskurszusammenhänge zwischen Minnesang und Minnerede

1 Einleitung

Den Minnereden ist im Prinzip das gesamte Repertoire des Minnesangs an Motiven, Denkfiguren und Bildformeln verfügbar; gelegentlich übernehmen sie auch mit der ‚geblümten Rede' ein sprachliches Register, wie es zum Teil im späthöfischen Minneroman, besonders aber auch im späteren Sang ausgebildet worden war.[1] In der Beobachterperspektive erscheint es naheliegend, zu formulieren, „Minnereden verwalte[te]n das Erbe des höfischen Minnediskurses"[2]; und man mag dies umso mehr auf den Minnesang beziehen wollen, als die Tradition des Sangs als Aufführungspraxis etwa in dem historischen Moment zusammenbrach, in dem die Konjunktur der Minnereden einen Aufschwung nahm.

Indes betreffen die angedeuteten Überschneidungen in erster Linie sprachlich-rhetorische Kategorien. Die Vielfalt an Textformen zwischen kurzem Brief und breit angelegter Allegorie, zwischen monologischer Klage und erzählten Venushöfen, wie sie die Minnereden realisieren,[3] ist von den Traditionsangeboten des Sanges her nicht zu erklären. Insbesondere für narrative Rahmungen konnten dessen verschiedene Spielarten, abgesehen von Neidhart und Hadloub, kaum Anregungen bieten. Für die Minneallegorien scheinen generisch die nachklassischen Minne- und

1 Vgl. Haustein 2006; Köbele 2006.

2 Klingner/Lieb 2006, S. 139.

3 Auf die Vielfalt der in der Forschung mit ‚Minnereden' rubrizierten Textformen weist eindringlich Achnitz 2000 hin; vgl. auch den Beitrag von Wolfgang Achnitz in diesem Band.

Aventiureromane, in denen die Minnecasus zur Isolierung und Verselbständigung tendieren, wichtiger als der Minnesang zu sein.[4] Und überlieferungsgeschichtlich stehen die Minneallegorien eher in der Nähe von anderen narrativen und diskursiven Kleinformen.

Für eine Beschreibung des Verhältnisses von Sang und Rede wird man also nur sehr eingeschränkt generische oder überlieferungsgeschichtliche Zusammenhänge oder gar Kontinuitäten geltend machen können.[5] Ertragreicher könnte es sein, beide Textcorpora auf Diskurszusammenhänge in einem Sprechen über die Minne zu beziehen, das Gattungen übergreifend die volkssprachige Literatur des Mittelalters geprägt hat. Beschreiben ließen sich dann Persistenzen wie Neuansätze in den Aussagemöglichkeiten, die nicht nur Aufschluss über textuell angelegte Rezeptions- und Funktionalisierungsangebote böten, sondern es auch erlaubten, die Texte auf ein Wissen über ihre eigenen Konstitutionsbedingungen zu befragen. In eine solche Richtung zielen meine Überlegungen.[6]

Mein Ausgangspunkt ist, dass der Diskurs der Hohen Minne im Verhalten der Minnedame eine Art von Letztbegründungszusammenhang konstruiert, der die Selbstaussprache des Ichs initiiert, zugleich aber auch begrenzt. Insofern die Dame unverfügbar und unerreichbar ist, ist das Ich auf seine eigenen Reflexionen und Imaginationen verwiesen.[7] Diese Konstellation kann zwar durchaus textproduktiv sein, wie ja der Hohe Sang zeigt. Sie eröffnet aber insofern nur ein schmales Spektrum an Aussagemöglichkeiten, als sie immer wieder um das Verhältnis von Ich und Du – oder in der dritten Person: sie – kreist, während das Umfeld einer höfischen Gesellschaft eher selten in den Horizont der Reflexionen

4 Vgl. Dietl 1999; Schnell 1981, S. 265f.; Brackert 1974, bes. S. 5–8; vgl. auch Niewöhner 1965.

5 Allerdings hat Jacob Klingner gezeigt, wie eng aufeinander bezogen man Sang und Rede bei Überlieferungsgemeinschaft lesen kann; vgl. Klingner 2013.

6 Die Vortragsform wurde leicht überarbeitet, insbesondere die Anregungen aus der Diskussion habe ich dankbar zu berücksichtigen versucht. Die folgenden Überlegungen sind der Sache und stellenweise auch dem Wortlaut nach eingegangen in den größeren Kontext meiner Münchner Habilitationsschrift (Mohr 2014), auf die ich hier grundsätzlich verweise.

7 Vgl. zuletzt Kellner 2013.

rückt.[8] Minneallegorien konfigurieren demgegenüber das Verhältnis von Ich und Geliebter sehr viel selbstverständlicher in einer sozialen Umwelt (oder anders formuliert: Sie bieten gegenüber dem Minnesang andere Optionen, die Minnebindung als eine immer auch soziale zu modulieren). Das ist offenkundig: Während die personalen Konstellationen des Minnesangs vor allem in den monologischen und dialogischen Minnewerbungen, Minneklagen und -reflexionen und im Frauen- und Minnepreis wiederzufinden sind,[9] werden sie in den aufwendigen Entwürfen der Personifikationsdichtungen und Minneallegorien auf Sozialitätsmodelle wie das Kloster oder den – dann um Frau Minne gruppierten – Hof bezogen. Der kontrastive Vergleich von Beispielen aus Sang und Rede könnte es also erlauben, das ‚Wissen' beider Gattungen von der Komplexität sozialen Miteinanders und von höfischen Sozia zu rekonstruieren.

Diese Perspektive führe ich im Folgenden zunächst aus (2). Am Beispiel einer Minnegerichtsdichtung verfolge ich dann, wie Minnediskurs und Gerichtssujet aufeinander bezogen sind (3), bevor ich die diskursiven Leistungen dieser Rede zu profilieren suche. Dabei wird der eigentümlichen Form ihrer Narrativität besondere Aufmerksamkeit gelten (4 und 5).

2 Diskursaporien der Hohen Minne

Ludger Lieb und Peter Strohschneider haben die kommunikative Leistung von Minnereden dahingehend bestimmt, dass sie weniger einen propositionalen Gehalt von Aussagen über die Minne transportierten, als vielmehr ein Sprechen über die Minne allererst prozessierten. Minnereden machten Vorratsformulierungen verfügbar und programmierten strukturell Anschlusskommunikation im Rezipientenkreis vor.[10] Wenn aber die einzelne Minnerede ihre Funktion nicht zuletzt daraus erhält, dass Sprechen

8 Ungeachtet der allfälligen Gegenbeispiele ist als die typische Figurenkonstellation im Hohen Sang die Dyade zu bestimmen. Die *merkære*, die *bœsen* und ihre *huote*-Funktion, die der frühe Minnesang ja schon (oder vielleicht vielmehr: noch) kannte, werden insgesamt erstaunlich konsequent ausgeblendet, bevor die Gesellschaft insbesondere bei Walther wieder in die Minnereflexion einbezogen wird. Vgl. Hofmann 1974.

9 Auf eine Nähe dieses Typs von Minnereden zum Sang weist schon Glier 1971, S. 395; S. 400–402, hin.

10 Vgl. Lieb/Strohschneider 1998; Lieb 2001; Lieb 2002; Lieb/Strohschneider 2005.

über Minne ihr vorausgeht und weiteres ihr folgen soll, dann könnte man Bedingungen dafür nicht nur auf strukturell-diskursiver Ebene suchen. Sondern ergänzend wäre dann auch nach gattungstraditionellen Angeboten zu fragen, die es möglich und wahrscheinlich machen, dass solch ein potentiell unausgesetzter „Minne-Rede-Fluß in Gang [gesetzt] und in Bewegung [ge]halten" wird.[11]

Es liegt vorderhand nahe, Anregungen für die Minnereden in den Traditionsvorgaben des Minnesangs zu suchen, jenem anderen bedeutenden Feld, in dem sich der Minnediskurs ausgeprägt hatte; und zwar umso mehr, als die Konjunkturen beider Corpora im Übergang vom 13. zum 14. Jahrhundert entgegengesetzt verlaufen. Angesichts der Aussagestrukturen des Minnesangs, insbesondere des Hohen Sanges, erscheint ein Anschluss erzählender Textformen, in denen eine Prozessierung des Diskurses geleistet werden könnte, allerdings gar nicht einmal besonders wahrscheinlich. Die Konstruktion der Hohen Minne lässt die Reflexionen des Sänger-Ichs ja bekanntlich auf ein Paradox zusteuern, das das Sprechen in die Aporie treibt. Die umworbene Dame könnte, indem sie zum *summum bonum* stilisiert wird, Minnebereitschaft gar nicht signalisieren, ohne dass ihre Überhöhung Schaden nähme. Das männliche Begehren richtet sich damit auf ein unmögliches Ziel. Inhaltlich ist ein Scheitern des Werbens vorprogrammiert und diskursiv ist damit der Vorrat an Aussagemöglichkeiten von vornherein extrem eingeschränkt.[12] Die Dame wird in eine Position gerückt – oder beinahe entrückt –, in der ihr Verhalten zwar noch reflektiert werden kann und befragbar, aber nicht mehr eigentlich hinterfragbar ist. Daraus resultiert ja das eigentümliche Auf-der-Stelle-Treten des Hohen Sangs,[13] das sich motivisch in einer charakteristischen Raum- und Zeitenthobenheit, argumentativ in Wiederholung, Variation und Zirkularität und strukturell in einer Offenheit äußert, mit der überlieferungsgeschichtlich eine erhebliche Varianz im Strophenstand korrespondiert.

11 Lieb/Strohschneider 2005, S. 132.

12 Vgl. Warning 1979, bes. S. 133ff., S. 138, S. 156–159.

13 Beate Kellner hat das jüngst in einem Aufsatz zu Walthers ‚Kranzlied' noch einmal zusammengefasst: Kellner 2013, S. 187f., S. 199.

In Heinrichs von Morungen ‚Narzisslied' ist zum Ende der letzten Strophe diese kreisende Bewegung – um ein schiefes Bild zu wählen – auf den Punkt gebracht:

> *ôwê leider, jô wând ichs ein ende hân*
> *ir vil wunnenclîchen werden minne.*
> *nû bin ich vil kûme an dem beginne.* (MF 145,29–31)

Ein Ausbrechen aus diesem Kreis inszeniert Morungen in einigen Liedern, in denen sich die frustrierende Konstellation auf eine Zukunft hin öffnet. Da gibt es die Phantasie des Ichs, sein eigener Sohn könnte es später rächen, indem er des Vaters Dame, die dann ihrerseits älter geworden ist, verschmähe und ihr dann seinerseits Minneschmerzen bereite (MF 125,10); oder die Vorstellung vom eigenen Grabstein, dessen Inschrift die übergroße Härte der Dame bei der Nachwelt anklagen solle (MF 129,36); und schließlich der Gedanke, dass das Ich seine *süeze senfte töterinne* noch ins Jenseits verfolgen werde, wenn nämlich seine Seele der ihren ebenso dienen werde wie das Ich selbst hier im Diesseits der grausam abweisenden Dame (MF 147,4). Es sind also Kategorien wie Genealogie, *memoria* und im weitesten Sinne christliche Jenseitsvorstellungen, mit denen die Aussagemöglichkeiten in der Minnereflexion weitergeführt werden, der Minnediskurs also erweitert wird; und zwar so erweitert, dass die Aporie des Minneparadoxes für einen kurzen Gedankengang ausgesetzt werden kann.

Etwas strukturell Vergleichbares, so meine ich, leistet die Textgruppe der ‚Minnegerichte'. Indem entweder die hartherzige Dame oder der untreue Liebhaber oder gar die Minne selbst vor Gericht einbestellt wird, verschieben sich Zuständigkeiten und wird Minneverhalten auf eine neue Weise hinterfragbar. Hinter dem Verhalten der Dame oder dem Walten der Minne wird eine neue Geltungsinstanz eingeführt. Das Gerichtsmotiv bietet ein Sujet, in dem in formalisierten Kommunikationsakten und mit vorgegebenen Funktionsrollen bei Gericht verschiedene und einander auch widersprechende Blickwinkel auf den gleichen Sachverhalt geworfen werden können. Die typischerweise dyadische Konstellation der Minnebeziehung wird situativ geöffnet und kann dann narrativ entfaltet werden.

Damit zielen die ‚Minnegerichte' kaum ausschließlich und wohl auch nicht in erster Linie auf die didaktische Vermittlung von Wertmaßstäben;[14] dagegen spricht ja auch, dass gerichtliche Entscheidungen eher selten getroffen, Urteile keineswegs stets gefällt werden, überhaupt dass die Verhandlung rechten Minne-Verhaltens selten in stabile Positionen mündet. Das Gerichts-Motiv scheint eher ein Sujet mit einem narrativen Gerüst zu bieten, das die Minnekommunikation selbst weiterzutreiben erlaubt. So könnte man im Sinne von Lieb und Strohschneider formulieren, und in der hier gewählten Perspektive ließe sich ergänzen: Das Gerichtssujet öffnet den Minnediskurs an jener systematischen Stelle, an der die Tradition des Sanges nur mehr das aporetische Kreisen um sich selbst kannte.

Der damit skizzierte Anschluss einer kleinen Gruppe innerhalb des Minnereden-Corpus an einen prominenten Traditionsstrang des Minnesangs ist in erster Linie ein Arrangement auf der Beobachtungsebene. Dieses Arrangement könnte es indes erlauben, die ‚Minnegerichte' vor einer Vergleichsfolie in ihren Leistungen schärfer zu konturieren. Ein möglicher Fluchtpunkt dieser Überlegungen wäre, die Minnereden darauf zu befragen, in welchen Kategorien sie die Komplexitäten sozialen Miteinanders entwickeln und inwiefern sie das anders tun als der klassische und nachklassische Minnesang.

Eine mögliche literarhistorische Perspektive einer solchen Darstellung sei hier nur angedeutet: Sie könnte eine Art Alternativvorschlag zu den nach wie vor gängigen *grand récits* einer Geschichte der volkssprachigen Literatur im Mittelalter sein, die in den Minnereden nur mehr ästhetisch minderwertige ‚Zerfallsprodukte' des Minnesangs sehen. Man könnte dann nämlich sagen, dass die Minnereden eine Kapazität haben, soziale Komplexität abzubilden, die der Minnesang so nicht kannte. (Und in Klammern gesetzt: Eine solche Linie vom prinzipiell zwei- oder dreistelligen Minnesang hin zu den Minneallegorien passte zu sozialhistorischen Entwicklungen im Zuge des Territorialisierungsprozesses; sie passte, auf die ‚Minnegerichte' bezogen, zu einer Professionalisierung des Justizwesens wie, allgemeiner gesprochen, zur Entwicklung und zum Ausbau von Residenzen, in denen sich Verwaltungstätigkeit konzentriert

14 Vgl. Lichtblau 2007; anders mit Bezug auf die ‚Minneburg' Sommer 1999, S. 147.

und personale Bindungen sich mit organisatorischen Funktionen überlagern. Die höfischen Selbstentwürfe von der Burg hingegen kannten im Wesentlichen einen Fürsten und um diesen herum eine wenig gegliederte *multitudo*.[15] Möglicherweise bilden solche Erfahrungen den Hintergrund für die ‚volkreichen' Minneallegorien, in denen Minnebindungen stets in einem verhältnismäßig differenziert ausgestalteten sozialen Umfeld verhandelt werden, während ein solches wie gesagt im Minnesang, besonders in der Spielart der Hohen Minne, vergleichsweise weitgehend ausgeblendet wird.)

Eine solche Perspektivierung sollte einer literarhistorischen Konzeptualisierung im ästhetischen Paradigma (also: den Niedergang vom Höhenkamm des klassischen Minnesangs zu den minderwertigen Reden) nicht einen schlichten Gegenentwurf der Komplexitätssteigerung entgegenhalten (also: vom Sozialität unzureichend berücksichtigenden Minnesang zu den komplexer angelegten narrativen Minnereden). Eine derartige Zuspitzung würde die Überlieferungslage kaum zulassen. Möglich und kulturhistorisch aufschlussreich schiene aber eine Darstellung im Sinne einer historischen Typologie, die weder das Corpus des Minnesangs oder gar das der Minnereden vollständig zu erfassen beanspruchte, noch gar generische Zusammenhänge unterstellte; die aber charakteristische Verschiebungen im Minnediskurs darstellen könnte und es erlaubte, diese auf veränderte sozialhistorische Wahrscheinlichkeiten hin zu interpretieren.[16]

An dieser Stelle geht es mir jedoch im Folgenden lediglich darum, an einem Beispiel die These zu plausibilisieren, dass die ‚Minnegerichte' eine Öffnung der aporetischen Minnesituation erlaubten, die eine Prozessierung des Minnediskurses ermögliche. In meinem Textbeispiel, der

15 Auf diese knappe Formel lassen sich letztlich auch die wenigen Selbstbeschreibungen eines Hofes in volkssprachigen Texten bringen; vgl. Melville 1995; Winterling 1995; Ewert/Selzer 1997; Melville 2004; Winterling 2004; Butz/Hirschbiegel/Willoweit 2004. Zugespitzt könnte man also sagen, das – volkssprachige – Mittelalter habe keine Theorie vom Hof, wohl aber, in einem Teil der Minnereden, eine Allegorie.

16 Vgl. zu den Möglichkeiten der paradoxalen Konstruktion einer historischen Typologie Kirchmeier 2013, bes. S. 77–150.

anonymen Rede ‚Die Minne und die Ehre' (B456),[17] wird die ausweglose Konstellation durch die Beobachtung einer Minnegerichtsverhandlung geöffnet, bevor sie eben in den Ausgangszustand zurückgeführt wird. Der erzählerische Anteil der Rede stellt sich damit wie eine ‚Ausstülpung' aus einer Minneklage dar, wie sie auch im Sang hätte vorgetragen werden können.

3 Labile Institutionen

Im ersten Morgengrauen eines Maientages macht sich ein Ich zu einem Spaziergang auf. Es geht aus eigenem Antrieb (*Durch frien muot*; V. 8) und um wieder Freude zu finden (*durch lust*; V. 14), denn seine Tage sind von *sender clag* (V. 26) bestimmt. Der Text hebt nämlich mit der Anrede an ein imaginäres Publikum an, in der der Minnende seine Ausgangslage ohne Hoffnung entwirft: Sein *minnegernder tumber sin* (V. 1) habe ihn zu mancher *torhait* (V. 3) verleitet, doch die *vil liebe[ ]* (V. 4) habe seinen Bemühungen wenig Aufmerksamkeit geschenkt, und so habe er sich letztlich zu *der werlte toren* gemacht (V. 2). Das ist eine Situation, ausweglos wie nur je eine im Hohen Sang. Das Ich wirbt um eine Dame, macht sich zum *toren*, doch weder Werben noch seine *clag* (V. 5) verfängt bei der Verehrten. Stattdessen hat sich das Ich in seinem Umfeld vollständig isoliert, ohne Hoffnung auf späteren Erfolg, ohne jede Perspektive.

Den Übergang von der im Präsens gehaltenen Eröffnung zur eigentlichen Erzählung markiert eine *audite*-Formel, die Sujethaltigkeit anzukündigen scheint: *Daz merckent wie ez mir ergie* (V. 7). Mit dem gleichen Reimwort – die Verspaare des Textes reimen stets äquivok[18] – hebt der

17 Edition: Lassberg 1825, S. 241–247. Nachweise im Folgenden unter Angabe der Verse im Haupttext. Die Nummerierung der Minnereden folgt dem ‚Handbuch Minnereden': Klingner/Lieb 2013. Nummern, die mit B beginnen, sind identisch mit den von Tilo Brandis vergebenen Nummern; Nummern, die mit Z beginnen, sind Zusatznummern für Minnereden, die im ‚Handbuch Minnereden' erstmals verzeichnet wurden.

18 Es haben also „je zwei Verse am Ende jeweils ein […] graphisch identisches Reimwort", Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 806f. Dass sich ein poetisches Gestaltungsprinzip teilweise von der Semantik emanzipiert, ist ein gestalterisches Moment, das die Rede in die Nähe vor allem des formalen Raffinements im späteren Minnesang rücken lässt; vgl. unten Anm. 40. Mitunter geht dieser Formwillen zu Lasten der

Spaziergang an: *Durch frien muot ich mich ergie* (V. 8). ‚Wie es mir erging' ist also bezogen auf ‚ich erging mich, um Freude zu finden'; und damit scheint die Erzählung ein Ereignis bereitzuhalten, das einen Umschlag im emotionalen Haushalt des Ichs bewirkt haben könnte.

Das Ich gelangt in eine *wilde* (V. 22) mit schönen Blumen, und *min kumber von mir sanck* (V. 27). Es begegnet einem goldenen Wagen und fragt den *wagen knecht* (V. 57) nach den Insassen des Gefährts, erhält aber eine abweisende Antwort. Neugierig geworden, begleitet es den Wagen zu Fuß, versucht auch immer wieder einen Blick in den Wagen zu werfen und stolpert deswegen öfters. Die Reise geht an einen nicht weiter bezeichneten Ort, an dem Venus zu Gericht sitzt. Insassin des Wagens ist Frau Ehre mit zwei nicht näher benannten Begleiterinnen, die die Minne anklagt. Anklage und Verteidigungsrede bestimmen dann den zweiten Teil des Textes, ein Urteil erfolgt nicht – allerdings muss die Klägerin den Argumenten der Verteidigung recht geben –, das Gericht löst sich auf und lässt das Ich allein zurück, *nach liebi so verdacht* (V. 224). Damit ist dessen Erzählung an ein Ende gekommen und der Zeitpunkt des Erzählens erreicht. Im Nebensatz fährt das Ich fort: *Als ich bin noch hůtte* (V. 225).

Auf die damit konstruierte zirkuläre Struktur wird noch genauer einzugehen sein. Doch zunächst zu den Formen des Gerichtsverfahrens selbst. Dass die ‚Minnegerichte' kaum den Anspruch haben, zeitgenössische Gerichtsverfahren nachzubilden, zeigt ein kurzer Blick auf verschiedene Texte der Gruppe.

Ich nenne nur einige Stichpunkte, die für die Minneredenforschung keine Neuigkeiten bieten: Die ‚Minnegerichte' sind institutionell eher instabil. Sie können ad hoc gebildet werden (B452) und sie bleiben stets relativ durchlässig zu anderen Typen erörternder Kommunikation, insbesondere zum Rat. Klagen, auch formell Klage führen, und um Rat bitten geht regelmäßig Hand in Hand (B452, B453, B459).[19] An der personalen

Verständlichkeit. Dem Bearbeiter im ‚Handbuch Minnereden' ist jedenfalls zuzustimmen: „In manchen Fällen erschwert dieser Reimzwang das Verständnis des Textes erheblich", Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 807.

19 Wie wenig die Gerichtsverfahren kategorial von anderen Formen herrscherlicher Machtausübung und Repräsentation abgehoben sind, zeigt besonders eindrücklich Konrad Harders ‚Der Minne Lehen' (B464): In dieser Minnerede gelangt das Ich an

Zusammensetzung ihrer Gerichtsversammlungen sind die Texte insgesamt wenig interessiert, sie kann schon mit ‚Frau Minne und ihre Gespielen'[20] oder ‚und eine große Schar' zur Genüge umrissen sein.[21] Ebenso ist die Zuweisung von Funktionen im Verfahren selbst nicht stabil, es kann etwa ein Schöffe anstatt ein Urteil abzugeben eine neue Anklage formulieren oder als Zeuge fungieren. In ‚Der Minne Gericht' (B462), einer Minnerede aus dem ‚Liederbuch der Clara Hätzlerin', scheint die Richterin Venus Frau Liebe ermahnen zu müssen, nunmehr als Schöffin zu sprechen und nicht mehr als Klägerin.[22] Will man dies nicht als Parodie verstehen,[23] so könnte man interpretieren, dass soziale Rollen und der Übergang zwischen formalisierten Verfahrensfunktionen nicht selbstverständlich sind und erst eingeübt werden müssen.

Die Handlungslogiken und die Akteurekonstellationen, die das Gerichtssujet impliziert, finden in den Texten also nur teilweise Berücksichtigung. Das Gericht bildet nur ein Thema, an dem sich der Minnediskurs entfalten kann, ohne dass er dabei eine strukturelle Überformung erführe. In Hermanns von Sachsenheim ‚Mörin' (B466) wird sich dieses

den Hof der Frau Minne, die ihre treuen Anhänger belehnt und untreue schmäht. Als das Ich vortritt und gegen seine untreue Geliebte Klage führt, spricht Minne sofort – aus ihrer Machtfülle heraus, also ohne ordentliches Gerichtsverfahren – ein hartes Urteil, angesichts dessen das Ich erfolglos um Gnade für seine Dame *So czart, so zart so zart | so zart* bittet (V. 290; zit. nach Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 834. Der nur in einer Papierhandschrift der Bayerischen Staatsbibliothek München [cgm 714] überlieferte Text ist bislang unediert; Jacob Klingner und Ludger Lieb danke ich für die Überlassung einer Transkription. Zur Beschreibung der Handschrift vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 831f.; dort auch Hinweise auf ältere, nunmehr überholte Beschreibungen).

20 Vgl. etwa ‚Der Minne Gericht' (B459), V. 281f. (Matthaei 1913, S. 6); ‚Ein lustiger Spruch von der Buhlschaft' (Z63), V. 530–534 (Klingner 2010, S. 420).

21 Vgl. etwa ‚Die Minne vor Gericht' (B453), V. 62: *manig ungefüg schar* (Primisser 1827, S. 76); ‚Die Minne vor Gericht' (B455), V. 92f. (Lassberg 1820, S. 201); ‚Der Minne Gericht' (B460), V. 420–423 (Matthaei 1913, S. 126f.); ‚Der Minnehof' (B484), V. 153: *der ritter massenie* (Bach 1930, S. 225). In ‚Frau Venus und die Minnenden' (B458) schließlich droht die ungegliederte *multitudo* jederzeit zur unkontrollierten *turba* zu werden (bes. V. 50–52; 308–318; Lassberg 1820, S. 236; S. 243).

22 *Zu hannd sprach die küngein: | Lieb, ich frag dich vf die triu dein, | Die du solt mir vnd dem gericht, | Das du durch gunst vnd vngunst nicht | Anders tailest, dann es ist; | Ich frag dich, wann du vorsprech bist* (V. 225–230; Haltaus 1840, S. 229).

23 Eine Parodie worauf aber? Müsste sich eine solche nicht in irgendeiner Weise auf historische Wahrscheinlichkeiten beziehen?

Verhältnis übrigens gerade umgekehrt haben. Dort stellt das – um die Mitte des 15. Jahrhunderts deutlich professionalisierte und formalisierte – Gerichtswesen den Fond für den die Handlungslogiken und den Textverlauf organisierenden Diskurs. Dass dabei ein Minnevergehen verhandelt wird, rückt, so könnte man paradox formulieren, geradezu ostentativ in den Hintergrund.[24]

Das Gerichtsverfahren ist nicht in institutionell stabilisierter Weise aus anderen Vollzügen von Machtausübung und herrscherlicher Repräsentation herausgehoben, und die Gerichtsversammlung zumindest nicht immer klarer konturiert als eine *multitudo* am Hofe. Wenn man ausgehend davon weiterfragt, welche Modelle von Sozialität die ‚Minnegerichte' entwerfen, sind selbstverständlich auch die zugangsregulierten Jenseitsräume zu berücksichtigen, personale und rollenfunktionale Bindungen und deren Überlagerungen, Allianzbildungen und Verpflichtungen, die Verteilung von Informationen und Geheimnissen und schließlich auch die Konstitution höfischer Exklusivität; und dabei dann auch die Frage, entlang welcher Kategorien Inklusion und Exklusion jeweils vollzogen werden. Das Ich kann sich durch höfisches Verhalten einer Vermittlungsfigur gegenüber, etwa der einsam im Wald weinenden Dame, für den Zugang zum Gericht qualifizieren,[25] oder seine ethischen Qualitäten können explizit abgefragt werden.[26] Das muss aber nicht immer so sein, vertraute Minnekommunikation kann ebenso spontan einsetzen.[27]

Zurück zu unserem Text: In ‚Die Minne und die Ehre' wird besonders wenig Wert auf Organisation und formale Abläufe des Gerichts gelegt. Wie die Funktionen im Verfahren besetzt sind, bleibt ganz offen, die versammelte Öffentlichkeit gruppiert sich um Frau Venus wie ein Hof auf Jagdausflug um den Herrscher. Die Hoföffentlichkeit bildet ein unbestimmter Plural von *gespilen*, genauer wird sie nicht entfaltet. Ebenso sind auch die beiden Begleiterinnen der Klägerin Ehre nur als *gespilen*

24 Vgl. Strohschneider 1986, bes. S. 213–216; Glocker 1987, S. 140–170; Schlechtweg-Jahn 2002. Wie genau sich der Jurist am juridischen Procedere seiner Zeit orientierte, zeichnet Loersch 1871 nach.

25 Vgl. etwa ‚Der Minne Gericht' (B462), V. 36–53 (Haltaus 1840, S. 226).

26 Vgl. etwa ‚Der Minne Gericht' (B460), V. 76–81 (Matthaei 1913, S. 121).

27 Vgl. ‚Der Minne Gericht' (B461), V. 33–55 (Matthaei 1913, S. 152f.): Vertrauen wird spontan gefasst und über gleiche Erfahrungen stabilisiert.

bezeichnet, und das erst gegen Ende des Textes. Als die Klägerin in ihrem Wagen vorfährt, sind die beiden nämlich nicht nur semantisch auf ihre Herrin bezogen, sondern gehen sozusagen auch grammatisch halb in dieser auf: *fro er* (V. 112), heißt es, *Dů sprang darab* [vom Wagen] *selb dritte* (V. 109).

Nicht die Funktionen des Gerichtsverfahrens und ihre personalen Besetzungen zu nennen, ist dem Text wichtig, sondern auf Prachtentfaltung und reichhaltige Bewirtung hinzuweisen:

> *[…]*
> *Bisz vnser raise wart gericht*
> *Da venus saz an ir gericht*
> *In hochem schin werden*
> *Da saz dů rain werden*
> *Mit jr gespielen in aim gezelt*
> *Wer konde halbez han gezelt*
> *Waz gastung an ir lag fůr war* (V. 99–105)

Im Verfahren selbst kommunizieren Anklage und Verteidigung direkt miteinander, lassen sich weder durch einen *fůrsprech* vertreten, noch wenden sie sich an die Richterin Venus, sondern beide jeweils unmittelbar an ihre Kontrahentin (V. 160, 190).

Auffällig ist auch der institutionelle Status des Gerichts, das mehr noch als in anderen Minnegerichtstexten nur für eine restringierte Öffentlichkeit bestimmt zu sein scheint. Anders als sonst meistens bleibt das Ich ja hier in einer reinen Beobachterposition, tritt nicht in die Verhandlung ein, sei es als Kläger oder als *fůrsprech*. Ohne dass seine Rolle näher bestimmt würde – heimlicher Beobachter[28] oder stiller Zeuge –, bleibt es in einer durch Inklusion und Exklusion zugleich bestimmten Position. Auf die privilegierte Rolle des Eingeweihten weist die schiere Anwesenheit am geheimen Ort hin; auf seine Ausgeschlossenheit dagegen die eigenartigen Anstalten bei der Verkündung des Namens der ehrenhaften und keuschen Dame, zu dem nämlich erst Frau Ehre ihr Ohr leihen soll. Impliziert ist also, kaum mit den Prozeduren bei einem Gerichtsverfahren vereinbar, die Mitteilung eines Geheimnisses nur an eine Person – bevor der *nam* dann doch *wart ze liechte bracht* (V. 201). Mitteilung über den

28 Vgl. zu diesem Motiv Joldersma 1984; Spearing 1993; Rasmussen 1997, S. 201–203.

akustischen Kanal ist dabei korreliert mit Geheimhaltung bzw. genau kontrollierter und restringierter Einweihung in Geheimes, die Metapher ‚ans Licht bringen' verschränkt optische Wahrnehmung und Öffentlichkeit. Dazu passt wiederum der eigentümlich halböffentliche Status des Gerichts, der zeitlich mit dem Termin im frühesten Morgengrauen (eben nicht, wie sonst in Minnegerichtsreden, am hellen Tag) markiert ist.[29] Doch der Gerichtstermin auf der Schwelle zwischen Nacht und Tag und damit zwischen den Sphären von Heimlichkeit und Öffentlichkeit spricht nicht nur für eine besondere Zugangsrestriktion des Verfahrens, sondern deutet noch einmal auf dessen instabile ‚Instituiertheit' hin. Explizit wegen der vorgerückten Stunde nämlich wird das Gericht aufgehoben: *Hie nam dů red ain ende mit* | *Wann in der vynstry fůrbasz brast* | *Der tag durch die wolcken brast* (V. 208–210). Dieses Ende des Termins ist aber kein von vornherein geplantes, die Versammlung scheint von der fortgeschrittenen Zeit eher überrascht worden zu sein. Urplötzlich bricht die konstituierte Ordnung zusammen, denkt jeder nur mehr an sich und an sein eigenes Fortkommen: *Die red begun schaiden* | *Sy gachten dannen schaiden* | *Sust wart zerstőret ir gericht* (V. 211–213).[30]

4 An der Grenze zur Sujethaftigkeit

Die Auflösung der Gerichtsversammlung, ohne dass formal ein Urteilsspruch gefällt worden wäre, lenkt den Blick auf die eigentümlich reduzierte Ereignishaftigkeit der erzählten Geschehnisse. Zwar ist der Bericht des Ichs nicht arm an Handlung; jedoch ist diese, obwohl ja gerade Wertmaßstäbe verhandelt werden, die den Unglücklichen unmittelbar betreffen, für das weitere Ergehen des Ichs ausgesprochen folgenlos. So folgenlos, dass der Text beinahe sofort enden kann, nachdem die Ich-

29 Die frühe Stunde wird während der Spaziergangs-Passage mehrfach betont: *Vff veld in tal an bergen* | *Die vinstri mocht nit bergen* | *Den schin er must sich ogen* (V. 41–43); *Ain kuel morgen winde wat* (V. 48).

30 Dass die Gerichtsversammlung „mit dem fröhlichen Aufbruch aller Beteiligten [ende]" (so Karnein 1987, S. 549), kann ich deshalb nicht nachvollziehen. Vgl. auch unten Anm. 42. – Die fluchtartige Auflösung der Versammlung ist übrigens nicht schon damit erklärt, dass man sich vorstellt, hier werde eine Form des Femegerichts zum Vorbild genommen; denn auch diese halboffizielle Form der Gerichtsbarkeit fand gewöhnlich tagsüber statt. Vgl. Hölscher 1979, S. 18.

Erzählung einmal die Erzählgegenwart erreicht hat. Denn der Zustand des von unerwiderter Minne gequälten Ichs hat ja ausdrücklich keine Veränderung erfahren (V. 224f.). Die Begegnung mit – um es vorsichtig zu formulieren – alltagsenthobenem Personal in einem anderweltlich konnotierten Raum hat nicht nur nicht zu einem Wissens- oder Erfahrungszuwachs geführt, der ihm in seiner Angelegenheit weiterhelfen könnte, oder in anderer Weise zu einer Veränderung in der Minnekonstellation von Ich und Dame geführt; sondern sie gibt, wie im Folgenden nachzuzeichnen sein wird, gerade eine Begründung (wenn auch keinen Grund) für den nicht veränderten Zustand ab.

Um diese Diskrepanz zwischen Handlungsreichtum und Folgenlosigkeit näher zu charakterisieren, beziehe ich mich auf das kultursemiotische Modell Jurij M. Lotmans.[31] Diesem zufolge ist bekanntlich der Raum einer im Text entworfenen Welt in disjunkte Teilräume gegliedert. Eine Erzählung konstituiert so eine basale Topologie, über die die Axiologie einer epischen Welt organisiert wird und die Teilräume werthaft besetzt sind. Die derart eingerichtete Ordnung der Welt ist per se statisch (oder mit Lotman: klassifikatorisch); Figuren sind dem einen oder dem anderen Teilraum zugehörig und unterstehen den mit ihm verknüpften Normen. Der Held einer Geschichte jedoch ist als bewegliche Figur angelegt; er – und idealtypischer Weise er allein – kann die prinzipiell unüberwindliche Grenze zwischen den disjunkten Teilbereichen überschreiten. So ist bei Lotman ein Ereignis definiert: als die „Versetzung einer Figur über die Grenze eines semantischen Feldes".[32] Ereignisse in diesem Sinne aber weichen nicht nur von der gegebenen Ordnung der epischen Welt ab, sie sind gegen diese gerichtet und gefährden sie. Aus der hierarchischen Schichtung von Ereignissen ergibt sich das Sujet einer Geschichte; dieses kann, nach einer basalen Unterscheidung, als die Veränderung der Ordnung oder aber als die Restitution einer gestörten Ordnung ausgestaltet sein.

31 Vgl. Lotman 1972, bes. S. 311–357.

32 Lotman 1972, S. 332 (im Original kursiviert); aus der Formulierung erhellt übrigens, dass nicht erst erfolgreiches Bemühen um Grenzüberschreitung eine Figur als Held qualifiziert, ebenso wenig wie ein bestimmter Grad an Aufwand damit verbunden sein müsste.

Diese knappe Wiedergabe erhellt, dass nicht jede Handlung und jedes Geschehnis in einer Geschichte ein Ereignis in Lotmans starkem Sinne darstellen muss (oder anders gewendet: dass Nicht-Sujethaftigkeit keineswegs Handlungslosigkeit impliziert). Ob eine Begebenheit der Ordnung der epischen Welt zuwiderläuft, ist zunächst eine „Frage nach ihrer Stelle in dem […] semantischen Strukturfeld" eines Textes; anhand von deren Rekonstruktion muss bestimmt werden, was in einem gegebenen textuellen Sinnentwurf „ein Ereignis ist und was nur eine Variante, die uns nichts neues [!] bringt".[33] In literarischen Texten bieten oftmals topographische Markierungen Hinweise; mit der Überschreitung einer räumlichen Grenze kann der Eintritt in einen neuen Teilbereich korreliert sein, der die Figur als bewegliche erweist und das Ordnungsgefüge der entworfenen Welt in Frage stellt.

Von einem solchen ereignishaften Gang ist die Geschichte unserer Minnerede vorderhand bestimmt, indem das Ich von dem ihm angestammten Teilraum aufbricht, mit dem Wald einen für vormodernes Erzählen typischen Schwellenraum[34] durchquert und den Raum der Personifikationen betritt. Und ein die ausweglose Minne-Situation veränderndes Ereignis scheint auch eingangs des Textes angekündigt zu werden, wenn das Ich seine Erzählung einleitet: *Daz merckent wie ez mir ergie* (V. 7). Jedoch mag man zögern, sein Erlebnis schlankweg für sujethaft zu erklären. Denn ein „Kampf mit der Konstruktion der Welt", wie Lotman an anderer Stelle das Erzählsujet charakterisiert,[35] findet gerade nicht statt. Nach dem überhasteten Abbruch der Gerichtsverhandlung kehrt das Ich in seinen Eigenraum zurück, ohne dass sich für seine Minne-Beziehung irgend etwas geändert hätte (weshalb man auch nicht von einer Abfolge von Störung und Restitution der textuell entworfenen Ordnung sprechen kann).

Das Gericht löst sich auf, das Ich bleibt allein zurück, unglücklich minnend *Als ich bin noch hůtte* (V. 225). Die eingangs des Textes genährte Erwartung von Ereignishaftigkeit hat sich damit nicht erfüllt. Am Ende steht das Ich genau so da wie am Anfang; so lange noch Leben in ihm sei,

33 Lotman 1972, S. 332f.
34 Vgl. Schmid-Cadalbert 1989, S. 33–43.
35 Lotman 1974, S. 359.

So wil ich durch ein kainen nit
Von ir dienste lasen.
[…]
Ich wo̊l ir min dienst kůnden
Vnd stette trů kůnden
Die ich gen ir trag sende. (V. 228–233)

Das ist ein offenes Ende, wie es im Sang der Hohen Minne immer wieder realisiert worden war. Durch die Beschreibung des dysphorischen und ausweglosen Zustands eingerahmt ist die Erzählung von einer Begebenheit, in der das Ich bis an den Rand des fiktionalen Interaktionsraums der Personifikationen versetzt wird. Weiter freilich gerade nicht, und damit bleibt die Erzählung an der Schwelle zur Sujethaftigkeit stehen. Ich halte das für kalkuliert.

Denn zwar deutet sich ein ereignishafter Umschlag, wie er mit der Überschreitung einer räumlichen Grenze codiert werden könnte, bereits früh an, indem der emotionale Haushalt des Ichs während des Spaziergangs von Dysphorie zu Euphorie wechselt: *min kumber von mir sanck* (V. 27). Doch zu einem Eintritt in den exklusiven Interaktionsraum der Personifikationen kommt es gerade immer knapp nicht: Der Kutscher beantwortet die Frage nach den Wageninsassen nicht, in den Wagen wird das Ich schon gar nicht eingeladen,[36] während der Gerichtsverhandlung bleibt es als nicht beachteter Beobachter vollständig außen vor, auch beim allgemeinen Aufbruch vom Gerichtsplatz zollt niemand ihm Aufmerksamkeit.[37]

An der Schwelle zum Ereignishaften bleibt auch das Gerichtsverfahren selbst: Klägerin Ehre beschuldigt Frau Minne der gewaltsamen

36 Dass das Ich ausgeschlossen bleibt, ist auch durch die immerhin auffällig aufwendige Konstruktion ausgestellt, nach der das Ich den Wagen erst hört und dann in die Richtung des Geräusches (*snurren*; V. 54) läuft, um dort das Gefährt zu sehen. Der Wagen war im Wald – dem Schwellenraum, der hier den Übergang zum anderweltlich konnotierten Bereich der Personifikationen darstellt – unterwegs, also schwer einsehbar (hier also entlarvt der akustische Kanal ein Geheimes, wenn auch nicht aktiv Geheimgehaltenes).

37 An welchem Punkt auf der Zeitachse die Auskunft *Man sait mir syd ez wå̊r fro er* (V. 112) angesiedelt ist, bleibt offen. Das Ich könnte von Teilen der Gerichtsöffentlichkeit informiert worden sein oder aber später in der Eigenwelt, in der es sein Erlebnis erzählt haben mag.

Expansion ihres Einflussgebietes. Mit Pfeil, Bogen und Feuer, also den seit jeher topischen Minne-Attributen, sei sie in das Gebiet der Ehre eingedrungen und habe sie zum *gast* gemacht (V. 138), *Da ich was wilent haimischer wirt* (V. 139). Das ist nun, dem Vorwurf nach, ein klassischer Fall von Grenzüberschreitung. Das Ringen der antagonistischen Abstrakta wird räumlich codiert. In der Verteidigungsrede der Minne allerdings ist wiederum zu beobachten, wie Merkmale einer Ereignishaftigkeit sukzessive abgebaut werden. Zuerst weist die Minne die Verantwortung für unerfreuliche Nebenerscheinungen ihres Wirkens von sich; es sei nicht ihre Absicht, die *biderben* […] *an ir wirde* (V. 162f.) verlieren zu lassen. In einem weiteren Schritt erklärt sie die ihr zur Last gelegten Rechtsbrüche zur Gewohnheit:

Ez ist hůre vnd was och vert
Das ich mit minen brande
Man vnd frowen brande
Die argen vnd die werden (V. 154–157)

Die ereignishafte Überschreitung von Verbotsgrenzen wird damit umgedeutet zu Aktionen innerhalb der seit jeher bestehenden Ordnung.[38] Und schließlich sei schon die Klage der Ehre an sich kein Ereignis, auch die Anschuldigungen seien der Minne altbekannt: *Ân schuld ich dicke wirde | Gezichen sǒlicher ding* (V. 164f.). In diese Verteidigungslinie baut die Minne ganz unvermittelt – und mit den vorangegangenen Argumenten in keiner Weise koordiniert – ein Gegenbeispiel ein, das dann zum schlagenden Argument wird:

Ich waisz noch wibez konschen lib
Das nieman leb so wise
Der in von eren wise (V. 170–172),

38 Vgl. zum Umschlag von Ereignis in Struktur die von Lotman ausgehenden Überlegungen Margreth Egidis zu ‚Der Minne Gericht' des Elenden Knaben (Egidi 2006); zum theoretischen Zusammenhang beider Begriffe sowie in wissenschaftshistorischer Perspektive Werle 2010 (zu Lotman S. 46–48). Nachgeschoben wird durch die Minne, dass ihr Feuer nicht zu löschen sei. In der Verquickung von Gewohnheitsmäßigkeit und schierer Faktizität wird die von der Minne entworfene Ordnung, die gerade in der Überschreitung dessen besteht, was Frau Ehre als Ordnung voraussetzt, naturalisiert und zugleich als konventionelles Muster interpretiert.

obwohl sie, die Minne, diese Frau nicht weniger attackiere als alle anderen. In dieser Frau aber, von der nun die Rede ist, wird das Ich seine eigene Minnedame erkennen.

Ir nam suz wart ze liechte bracht
Frow er sprach gar sunder bracht[39]
Vnd ir gespilen ez wår war
Dez namen hett ich eben war
Vnd wart der red vil gemait
Ez was dů dů min hertz gemait
Nie mit gedanck noch niender mit [‚mied'][40]
Hie nam dů red ain ende mit […] (V. 201–208)

Damit hat der unglücklich minnende Beobachter, so könnte man zuspitzen, nun nicht etwas gelernt, sondern ihm wurde nur autoritativ bestätigt, was er ohnehin schon wusste: Seine Dame ist nicht nur für ihn die am reichsten mit allen ethischen Qualitäten Ausgestattete, sondern sie ist es auch objektiv, der Einschätzung von Frau Minne nach (der Frau Ehre samt Entourage ja recht geben muss).[41] Was sich damit aus dem abenteuerlichen Spaziergang in einen anderweltlich konnotierten Raum ergibt, ist nicht nur ein Nicht-Ergebnis in Bezug auf das Minneverhältnis des unglücklichen Ich zu seiner Dame, sondern außerdem die endgültige Begründung, warum seine Bemühungen bei ihr, deren *konschen lib* […] *nieman* […] *von eren wise*, nie werden erfolgreich sein können.

39 ‚Ohne Lärm', und man wird wohl verstehen dürfen: kleinlaut.

40 Ich verstehe *gemait* und *mit* als zwei semantisch austauschbare Formen von mhd. *mîden* (‚Es war die, die mein Herz | in Gedanken nie verließ noch irgendwie vermied'). Damit wären die zwei Verse, in denen zugunsten der Reimbindung ein und dieselbe grammatische Form in unterschiedlicher Weise gebildet ist, ein markantes Beispiel für den den Text prägenden Formwillen; vgl. oben Anm. 18.

41 Im Minnesang ist die Konvergenz von allgemein geteiltem Urteil und subjektiver Wahrnehmung weiblicher Kalokagathie typischerweise nach einer anderen Logik entwickelt. Dort sind die in körperlicher Schönheit sich spiegelnden ethischen Qualitäten der Dame Gegenstand allgemeinen Konsenses, bevor die Ich-Instanz eines Liedes sich ihrer vergewissert und so nachträglich aus subjektiver Sicht bestätigt, was objektiv ohnehin schon der Fall war. Plastisch wird dies im Motiv der Fernminne, wenn aus der Ferne die Kunde von der Schönheit einer Frau zum Ich gelangt und bei ihm *minne* auslöst. Vgl. ausführlicher Mohr 2014, S. 228ff.

Die Funktion des Gerichtssujets in diesem Text kann man demnach so beschreiben: Aus der aporetischen Situation, die nicht nur der Figurenkonstellation, sondern auch dem Vokabular nach sich an der charakteristischen Situation des Hohen Sangs orientiert, kann noch einmal ein Diskurs entsponnen werden; das Sprechen über die Minne kann so weiterlaufen. Hier liegt wohl auch das eigentliche Interesse des Textes, dem es auf den im weiteren Sinne mimetischen Entwurf eines Gerichtsverfahrens ebenso wenig anzukommen scheint wie darauf, gültige Einsichten über das Wesen der Minne zu vermitteln und autoritativ abzusichern.

Die Selbstaussage als typische Sprechhaltung im Minnesang erfährt eine situative Öffnung und narrative Entfaltung, die ihrerseits den Rahmen für einen argumentativen Diskurs bietet. Aus dem diskursiven Part folgt hier jedoch nicht, wie etwa in Johanns von Konstanz ‚Minnelehre' (B232), ein Zuwachs im kognitiven Haushalt der Ich-Figur, der dann zu einer erfolgreichen Werbung führen könnte. Sondern hier wird geradezu ausgestellt, wie der Gang in die Anderwelt der Personifikationen ergebnislos bleibt und genau in die Ausgangskonstellation zurückführt. Ein Ereignis im starken Sinne Lotmans hat also im Grunde nicht stattgefunden, der Text scheint mir damit zu spielen, dass er immer wieder bis an die Grenze zur Sujethaftigkeit rückt, ohne sie doch zu überschreiten.

5 Spuren im Farn

Allerdings könnte man die Struktur des Textes auch anders rekonstruieren, indem man nicht den – für das Ich gegen Null gehenden – Informationsgehalt der Rede von Frau Minne über die *vrouwe* hervorhöbe, sondern die autoritative Absicherung der Propositionen. Dann wäre in der Tat wichtig, (nicht was, sondern:) dass das Ich alles mithört. Die entscheidende und dann tatsächlich ereignishaft konstituierte Differenz zu seinem emotionalen Haushalt zu Beginn seiner Rede läge in der selbstbewussten und zuversichtlichen Haltung, mit der das Ich seine *dienest*-Bereitschaft erklärt:

> *Ich wŏl ir min dienst kŭnden*
> *Vnd stette trŭ kŭnden*
> *Die ich gen ir trag sende*
> *Got sinen segen ir sende.* (V. 231–234)

Nicht nur die Aussageformen – Klage vs. Absichtserklärung – lassen sich hier kontrastieren, sondern auch der fromme Wunsch von Gottes *segen* ließe sich als Anzeichen einer gewandelten Einstellung des Ichs zu seiner Situation interpretieren. Anderseits wiederum ist dessen Absicht, sich der Dame gegenüber zu eröffnen, nicht neu (vgl. V. 5: *Die mine clag kan ringe wågen*); von einer neuen Haltung des Ichs als Ergebnis eines Wertzuwachses ist also nur mit Vorsicht zu sprechen. Und schließlich unterläuft bei genauerem Hinsehen bereits die erste Proposition der Ich-Rede eine solche Differenz, indem sie im Präsens gehalten ist und damit die Konsequenzlosigkeit des nachfolgend Erzählten schon voraussetzt: *Min minnegernder tumber sin | Tut mich der werlte toren sin* (V. 1f.).

Zumal bei einem (spät-)mittelalterlichen Text, der in einer historischen Rezeptionssituation wesentlich als Zeitkunst wahrgenommen worden sein dürfte (also weniger in eigener Lektüre denn im Vortrag), mag die schiere Anmutung eines optimistischen Endes das gewichtigere Argument abgeben als die in der untersuchenden Lektüre – eine insgesamt unwahrscheinliche Form des Lesens! – nachzuweisende Rahmung des Erzählten durch die konstruierte Erzählsituation. Man mag auch beide Argumente gegeneinander halten und von einer Unbestimmtheit im Text sprechen. Auch wenn man aber auf Unentscheidbarkeit plädierte, wäre diese selbst im Sinne meiner Überlegungen stark zu machen. Sie ließe sich als Symptom dafür werten, wie der Text die Grenzen zur Sujethaftigkeit umspielt.

Dies aber gilt auch noch für das Ende des Spaziergangs. Denn in eigentümlicher Weise Momente von Ereignishaftigkeit wie von Ereignislosigkeit zugleich haben auch die Umstände, unter denen die Versammlung sich auflöst:

> *Die wegen vff die strasz gericht*
> *Begunden alle dannen varn*
> *Vertrettet wart da manig varn*
> *Allain belaib ich vff der wart* (V. 214–217)

Die Versammlung im Morgengrauen hat mit der zertretenen Vegetation Spuren hinterlassen, wie sie sonst wohl in den Minnereden nicht allzu häufig vorkommen. Allerdings ist der amoene Ort ausdrücklich nicht einfach zerstört, der *anger* ist nach wie vor *Mit liechten blůmen*

wol verdacht (V. 222f.).[42] Und genauso wenig wird der zertretene Farn dahingehend funktionalisiert, dass der Weg in den zugangsbeschränkten Raum nunmehr wiederholbar wäre.[43] Mir scheint, dass im Text eher noch einmal darauf abgehoben wird, dass das Ich einerseits zum privilegierten Zeugen einer alltagsenthobenen und in der epischen Welt des Textes prinzipiell hoch relevanten Verhandlung geworden ist. Eben darin wäre aber zugleich noch einmal betont, dass das Ich anderseits immer in einer Distanz zu dieser Verhandlung stand und diese ihm unverfügbar war. Anders als sonst gewöhnlich in der Minnegerichtsdichtung, kann der Minnende die Verhandlung nicht umstandslos zur eigenen machen und seinen Casus mit Bitte um Klärung vortragen. Insofern sind die Spuren im Farn, um mit Walter Benjamin zu sprechen, wenigstens ebenso sehr Aura wie Spur:

> Die Spur ist Erscheinung einer Nähe, so fern das sein mag, was sie hinterließ. Die Aura ist Erscheinung einer Ferne, so nah das sein mag, was sie hervorruft. In der

42 *verdacht* korrespondiert mit dem homonymen Reimwort *Ich was nach liebi so verdacht* (V. 224); die Schönheit der amoenen Natur ist damit an die von Minne bewirkte affektive und intellektuelle Gestimmtheit des Ichs gekoppelt. Da der *varn* offenbar erst bei der Abreise [*v*]*ertrettet* (V. 216) wird, könnte sich darin eine Missstimmung zwischen den Gerichtsparteien abbilden oder auch nur das Ungeordnete des hastigen, von der Morgensonne erzwungenen Aufbruchs (vgl. oben zu Anm. 30).

43 So etwa in ‚Frau Venus und die Minnenden' (B458), wo die freilich stark überzeichnete Versammlung wahrer Völkerscharen das gesamte Terrain zu planieren scheint: *Do zogentz al vf iren weg* | *Die brugen ban vnd och die steg* | *Vnd strassen warent offen* | *Da ich waz hin geloffen* | *Durch studen vnd stainen* | […] | *Da was nu ain getribne ban* | *Ich kan noch komen wol hin dan* (V. 323–330; Lassberg 1820, S. 244). – Die Abweichung von diesem auch sonst gewählten Ende, das den Text offen hält und strukturell zu Anschlusskommunikation einlädt, lässt den Text denn auch in die Nähe einer anderen Gruppe von Minnereden rücken, in denen die erzählte Handlung sich nachträglich als Traum herausstellt. Denn wie dort mit dem Erwachen alle Minneerfüllung sich in Luft auflöst (vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, s.v. ‚Traum'), so markiert hier die zertretene Vegetation gerade all jenes, dessen das Ich nicht habhaft geworden ist und das auch bei späterer Rückkehr an den Ort – die im Text nicht einmal angedacht wird, also für dessen Sinnentwurf irrelevant ist – nicht zu erreichen sein wird. Die Pointe unseres Textes könnte dann sein, dass es sich bei der Ich-Erzählung um einen Traum handele, der eben dies verschweigt (diesen Hinweis verdanke ich Wolfgang Achnitz).

> Spur werden wir der Sache habhaft; in der Aura bemächtigt sie sich unser.[44]

Bei aller Nähe zu den Tugenden bleiben diese dem Ich doch vollständig entzogen. Die personifizierten Wertmaßstäbe ebenso wie die diese auf sich vereinende Dame bleiben fern und unerreichbar, nach wie vor auratisches Objekt singender und dienender Idolisierung. „[H]abhaft" also ist das Ich „der Sache" gerade nicht geworden – weder der Personifikationen noch eines verwertbaren Ergebnisses von deren Verhandlung; und seiner Dame schon gar nicht.

6 Literaturverzeichnis

6.1 Texte und Quellen

Bach 1930: Die Werke des Verfassers der Schlacht bei Göllheim (Meister Zilies von Seine?). Hg. von Adolf Bach. (Rheinisches Archiv 11) Bonn 1930.

Benjamin 1982: Walter Benjamin, Das Passagen-Werk. Gesammelte Schriften, unter Mitwirkung von Theodor W. Adorno und Gershom Scholem. Hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Bd. 5.1. Frankfurt a. M. 1982.

Haltaus 1840: Liederbuch der Clara Hätzlerin. Hg. von Carl Halthaus. (Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur 8) Quedlinburg – Leipzig 1840. Neudruck mit einem Nachwort von Hanns Fischer. Berlin 1966.

Lassberg 1820: Lieder Saal, das ist: Sammelung altteutscher Gedichte, aus ungedrukten Quellen. Hg. von Joseph Freiherr von Lassberg. Bd. 1. Eppishausen 1820.

44 Benjamin 1982, S. 560 [M 16 a, 4].

Lassberg 1825: Lieder Saal, das ist: Sammelung altteutscher Gedichte, aus ungedrukten Quellen. Hg. von Joseph Freiherr von Lassberg. Bd. 3. Eppishausen 1825.

Matthaei 1913: Mittelhochdeutsche Minnereden I. Die Heidelberger Handschriften 344, 358, 376 und 393. Mit drei Tafeln. Hg. Von Kurt Matthaei. (DTM 24) Berlin 1913. Nachdruck Dublin – Zürich 1967.

Moser/Tervooren 1977: Des Minnesangs Frühling. Bd. 1: Texte. Unter Benutzung der Ausgaben von K. Lachmann und M. Haupt [u. a.], bearbeitet von Hugo Moser und Helmut Tervooren, 36. neu gestaltete Aufl. Stuttgart 1977.

Primisser 1827: Peter Suchenwirt's Werke aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Ein Beytrag zur Zeit- und Sittengeschichte. Hg. von Alois Primisser. Wien 1827. Nachdruck Wien 1961.

6.2 Forschungsbeiträge

Achnitz 2000: Wolfgang Achnitz, *Kurz rede von guoten minnen | diu guotet guoten sinnen.* Zur Binnendifferenzierung der sogenannten ‚Minnereden'. In: Bilanz der Spätmittelalterforschung. Beiträge des interdisziplinären Symposions 1999 auf Burg Kaprun/Salzburg. Hg. von Sieglinde Hartmann und Ulrich Müller. (Jahrbuch der Oswald-von-Wolkenstein-Gesellschaft 12) Salzburg 2000, S. 137–149.

Brackert 1974: Helmut Brackert, *Da stuont daz minne wol gezam.* Minnebriefe im späthöfischen Roman. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 93 (1974), Sonderheft: Spätmittelalterliche Epik, S. 1–18.

Butz/Hirschbiegel/Willoweit 2004: Reinhardt Butz/Jan Hirschbiegel/Dietmar Willoweit, Hof und Theorie. Annäherungen an ein historisches Phänomen. (Norm und Struktur 22) Köln u. a. 2004.

Dietl 1999: Cora Dietl, Minnerede, Roman und ‚historia'. Der „Wilhelm von Österreich" Johanns von Würzburg. (Hermaea 87) Tübingen 1999.

Egidi 2006: Margreth Egidi, Ordnung und Überschreitung in mittelhochdeutschen Minnereden. ‚Der Minne Gericht' des Ellenden Knaben. In: Triviale Minne? Konventionalität und Trivialisierung in spätmittelalterlichen Minnereden. Hg. von Ludger Lieb und Otto Neudeck. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 40) Berlin – New York 2006, S. 225–240.

Ewert/Selzer 1997: Christian Ewert/Stephan Selzer, Ordnungsformen des Hofes. Ergebnisse eines Forschungskolloquiums der Studienstiftung des Deutschen Volkes (MRK, Sonderheft 2). Kiel 1997.

Glier 1971: Ingeborg Glier, Artes amandi. Untersuchung zu Geschichte, Überlieferung und Typologie der deutschen Minnereden. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 34) München 1971.

Glocker 1987: Jürgen Glocker, Ritter – Minne – Trüwe. Untersuchungen zur ‚Mörin' Hermanns von Sachsenheim. Diss. Tübingen 1986, gedruckt 1987.

Haustein 2006: Jens Haustein, Geblümte Rede als Konvention? In: Triviale Minne? Konventionalität und Trivialisierung in spätmittelalterlichen Minnereden. Hg. von Ludger Lieb und Otto Neudeck. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 40) Berlin – New York 2006, S. 45–54.

Hofmann 1974: Winfried Hofmann, Die Minnefeinde in der deutschen Liebesdichtung des 12. und 13. Jahrhunderts. Eine begriffsgeschichtliche und sozialliterarische Untersuchung. Diss. Würzburg 1974.

Hölscher 1979: Lucian Hölscher, Öffentlichkeit und Geheimnis. Eine begriffsgeschichtliche Untersuchung zur Entstehung der Öffentlichkeit in der frühen Neuzeit. (Sprache und Geschichte 4) Stuttgart 1979.

Joldersma 1984: Hermina Joldersma, The Eavesdropping Male: „Gespielinnengesprächslieder" from Neidhart to the Present. In: Euphorion 78 (1984), S. 199–218.

Karnein 1987: Alfred Karnein, Art. ‚Minne und Ehre'. In: ²VL 6 (1987), Sp. 549.

Kellner 2013: Beate Kellner, ‚Nement, frouwe, disen cranz'. Zum Hohen Sang Walthers von der Vogelweide. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 135 (2013), S. 184–205.

Kirchmeier 2013: Christian Kirchmeier, Moral und Literatur. Eine historische Typologie. München 2013.

Klingner 2010: Jacob Klingner, Minnereden im Druck. Studien zur Gattungsgeschichte im Zeitalter des Medienwechsels. (Philologische Studien und Quellen 226) Berlin 2010.

Klingner 2013: Jacob Klingner, ‚Gegenspiele'. Zur Überlieferung von Minnesang und Minnerede in der ‚Weingartner Liederhandschrift'. In: Transformationen der Lyrik im 13. Jahrhundert. Wildbader Kolloquium 2008. In Verbindung mit Eckart Conrad Lutz und Klaus Ridder hg. von Susanne Köbele. (Wolfram-Studien XXI) Berlin 2013, S. 267–286.

Klingner/Lieb 2006: Jacob Klingner/Ludger Lieb, Flucht aus der Burg. Überlegungen zur Spannung zwischen institutionellem Raum und kommunikativer Offenheit in den Minnereden. In: Die Burg im Minnesang und als Allegorie im deutschen Mittelalter. Hg. von Ricarda Bauschke-Hartung. (Kultur, Wissenschaft, Literatur 10) Frankfurt a. M. u. a. 2006, S. 139–160.

Klingner/Lieb 2013: Jacob Klingner/Ludger Lieb, Handbuch Minnereden. Mit Beiträgen von Iulia-Emilia Dorobanţu, Stefan Matter, Martin Muschick, Melitta Rheinheimer und Clara Strijbosch. 2 Bde. Berlin – Boston 2013.

Köbele 2006: Susanne Köbele, Die Kunst der Übertreibung. Hyperbolik und Ironie in spätmittelalterlichen Minnereden. In: Triviale Minne? Konventionalität und Trivialisierung in spätmittelalterlichen Minnereden. Hg. von Ludger Lieb und Otto Neudeck. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 40) Berlin – New York 2006, S. 19–44.

Lichtblau 2007: Karin Lichtblau, Virtueller Raum als Spiegel von Emotionen: Minnegerichtshöfe zwischen Imagination und Performanz. In: Imaginäre Räume. Sektion B des Internationalen Kongresses ‚Virtuelle Räume. Raumwahrnehmung und Raumvorstellung im Mittelalter'. Krems an der Donau, 24. bis 26. März 2003. Hg. von Elisabeth Vavra. (Österreichische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse. Sitzungsberichte 758/Veröffentlichungen des Instituts für Realienkunde des Mittelalters und der Frühen Neuzeit 19) Wien 2007, S. 113–132.

Lieb 2001: Ludger Lieb, Eine Poetik der Wiederholung. Regeln und Funktion der Minnerede. In: Text und Kultur. Mittelalterliche Literatur 1150–1450. Hg. von Ursula Peters. (Germanistische Symposien. Berichtsbände 23) Stuttgart 2001, S. 506–528.

Lieb 2002: Ludger Lieb, Wiederholung als Leistung. Beobachtungen zur Institutionalität spätmittelalterlicher Minnekommunikation (am Beispiel der Minnerede ‚Was Blütenfarben bedeuten'). In: Wunsch – Maschine – Wiederholung. Hg. von Klaus Müller-Wille, Detlef Roth und Jörg Wiesel. (Cultura 17) Freiburg 2002, S. 147–165.

Lieb/Strohschneider 1998: Ludger Lieb/Peter Strohschneider, Die Grenzen der Minnekommunikation. Interpretationsskizzen über Zugangsregulierungen und Verschwiegenheitsgebote im Diskurs spätmittelalterlicher Minnereden. In: Das Öffentliche und Private in der Vormoderne. Hg. von Gert Melville und Peter von Moos. (Norm und Struktur 10) Köln u. a. 1998, S. 275–305.

Lieb/Strohschneider 2005: Ludger Lieb/Peter Strohschneider, Zur Konventionalität der Minnerede. Eine Skizze am Beispiel von des Elenden Knaben ‚Minnegericht'. In: Literatur und Wandmalerei II. Konventionalität und Konversation. Burgdorfer Colloquium 2001. Hg. von Eckard Conrad Lutz, Johanna Thali und René Wetzel. Tübingen 2005, S. 109–138.

Loersch 1871: Hugo Loersch, Der Process in der Mörin des Hermann von Sachsenheim. Ein Beitrag zur Geschichte des gerichtlichen Verfahrens im 15. Jahrhundert. In: Drei Abhandlungen zur Geschichte des Deutschen Rechts. Festgruß an C. G. Homeyer. Bonn 1871, S. 35–70.

Lotman 1972: Jurij M. Lotman, Die Struktur literarischer Texte. Übersetzt von Rolf-Dietrich Keil. (Uni-Taschenbücher 103) München 1972.

Lotman 1974: Jurij M. Lotman, Zur Metasprache typologischer Kultur-Beschreibungen. In: ders., Aufsätze zur Theorie und Methodologie der Literatur und Kultur. Hg. von Karl Eimermacher. (Forschungen Literaturwissenschaft 1) Kronberg i. Ts. 1974, S. 338–377.

Melville 1995: Gert Melville, Um Welfen und Höfe. Streiflichter am Schluß einer Tagung. In: Die Welfen und ihr Braunschweiger Hof im hohen Mittelalter. Hg. von Bernd Schneidmüller. (Wolfenbütteler Mittelalter-Studien 7) Wiesbaden 1995, S. 541–557.

Melville 2004: Gert Melville, Agonale Spiele in kontingenten Welten. Vorbemerkungen zu einer Theorie des mittelalterlichen Hofes als symbolischer Ordnung. In: Hof und Theorie. Annäherungen an ein historisches Phänomen. Hg. von Reinhardt Butz, Jan Hirschbiegel und Dietmar Willoweit. (Norm und Struktur 22) Köln u. a. 2004, S. 179–202.

Mohr 2014: Jan Mohr, Minne als Sozialmodell. Konstitutionsformen des Höfischen. Unveröff. Habil. München, LMU 2014.

Niewöhner 1965: Heinrich Niewöhner, Minneallegorie [Art.]. In: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Begründet von Paul Merker und Wolfgang Stammler. Hg. von Werner Kohlschmidt und Wolfgang Mohr. Bd. 2. 2. Aufl. Berlin 1965, S. 302f.

Rasmussen 1997: Ann Marie Rasmussen, *Ich trůg auch ledig siben chind.* Zur sozialen Konstruktion von Weiblichkeit in der Minnerede ‚Stiefmutter und Tochter'. In: Fremdes wahrnehmen – fremdes Wahrnehmen. Studien zur Geschichte der Wahrnehmung und zur Begegnung von Kulturen in Mittelalter und früher Neuzeit. Hg. von Wolfgang Harms, Stephen Jaeger und Alexandra Stein. Stuttgart – Leipzig 1997, S. 193–204.

Schlechtweg-Jahn 2002: Ralf Schlechtweg-Jahn, Die Zersetzung der Performanzen des juristischen Diskurses in Hermanns von Sachsenheim ‚Die Mörin'. In: Akten des X. Internationalen Germanistenkongresses

Wien 2000 ‚Zeitenwende – Die Germanistik auf dem Weg vom 20. ins 21. Jahrhundert'. Bd. 5: Mediävistik und Kulturwissenschaften, betreut von Horst Wenzel und Alfred Ebenbauer; Mediävistik und Neue Philologie, betreut von Peter Strohschneider, Ingrid Bennewitz und Werner Röcke. (Jahrbuch für Internationale Germanistik A 57) Bern u. a. 2002, S. 347–354.

Schmid-Cadalbert 1989: Christian Schmid-Cadalbert, Der wilde Wald. Zur Darstellung und Funktion eines Raumes in der mittelhochdeutschen Literatur. In: *Gotes und der werlde hulde*. Literatur in Mittelalter und Neuzeit. Festschrift für Heinz Rupp zum 70. Geburtstag. Hg. von Rüdiger Schnell. Bern 1989, S. 24–47.

Schnell 1981: Rüdiger Schnell, Grenzen literarischer Freiheit im Mittelalter. I. Höfischer Roman und Minnerede. in: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 218 (1981), S. 241–270.

Sommer 1999: Anja Sommer, Die Minneburg. Beiträge zu einer Funktionsgeschichte der Allegorie im späten Mittelalter. Mit der Erstedition der Prosafassung. (Mikrokosmos 52) Frankfurt a. M. u. a. 1999.

Spearing 1993: A. C. Spearing, The Medieval Poet as Voyeur. Looking and Listening in Medieval Love-Narratives. Cambridge 1993.

Strohschneider 1986: Peter Strohschneider, Ritterromantische Versepik im ausgehenden Mittelalter. Studien zu einer funktionsgeschichtlichen Textinterpretation der ‚Mörin' Hermanns von Sachsenheim sowie zu Ulrich Fuetrers ‚Persibein' und Maximilians I. ‚Teuerdank'. (Mikrokosmos 14) Frankfurt a. M. u. a. 1986.

Warning 1979: Rainer Warning, Lyrisches Ich und Öffentlichkeit bei den Trobadors. In: Deutsche Literatur im Mittelalter – Kontakte und Perspektiven (Gedenkschrift Hugo Kuhn). Hg. von Christoph Cormeau. Stuttgart 1979, S. 120–159.

Werle 2010: Dirk Werle, Struktur und Ereignis: Leitdifferenz einer Theorie der Literaturgeschichte? Theorie- und begriffshistorische Erkun-

dungen zur Rezeption strukturalistischer Theoreme in der deutschen Literaturwissenschaft. In: Strukturalismus in Deutschland. Literatur- und Sprachwissenschaft 1910–1975. Hg. von Hans-Harald Müller, Marcel Lepper und Andreas Gardt. Göttingen 2010. S. 39–60.

Winterling 1995: Aloys Winterling, „Hof". Versuch einer idealtypischen Bestimmung anhand der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte. In: Mitteilungen der Residenzen-Kommission der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen 5/1 (1995), S. 16–21.

Winterling 2004: Aloys Winterling: „Hof". Versuch einer idealtypischen Bestimmung anhand der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte. In: Hof und Theorie. Annäherungen an ein historisches Phänomen. Hg. von Reinhardt Butz, Jan Hirschbiegel und Dietmar Willoweit. (Norm und Struktur 22) Köln u. a. 2004.

Jan Sebastian Glück (Frankfurt a. M.)

Spazieren gehen bei schlechtem Wetter

Das ‚Gewitter in den Bergen' als Fragment einer Sprache der Minne

Wen du nicht verlässest Genius
Nicht der Regen nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen du nicht verlässest Genius
Wird der Regenwolk
Wird dem Schlossensturm
Entgegen singen
Wie die Lerche
Du dadroben.

Den du nicht verlässest Genius
Wirst ihn heben übern Schlammpfad
Mit den Feuerflügeln.
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Über Deukalions flutschlamm
Python tötend, leicht, groß
Pythius Apollo.[1]

1 Das ‚Gewitter in den Bergen' als Fragment einer Minnerede

„Ich sang", so Johann Wolfgang Goethe, „diesen Halbunsinn leidenschaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs

1 Eibl 1987, S. 195.

traf, dem ich entgegen gehn mußte“.[2] Den Hintergrund von Goethes ‚Wandrers Sturmlied‘ bildet möglicherweise „wirklich Erlebtes“,[3] wie es der geschickte Lenker seiner eigenen Rezeption anzudeuten scheint. Aber auch das Urteil, dass es sich bei dem schwer zu deutenden Text um ‚Halbunsinn‘ handele, dem allenfalls bruchstückhaft historische Positionen einer Genieästhetik abzugewinnen sind, hat die Forschung lange Zeit dankend angenommen,[4] ebenso wie sie sich der Illusion hingegeben hat, die Hymnen des jungen Goethe seien in ‚leidenschaftlichen‘ Sinn-Eruptionen spontan (zum Beispiel singend beim Wandern) entstanden.[5] Mittlerweile ist man sich demgegenüber einig, dass Goethe in ‚Dichtung und Wahrheit‘ ganz bewusst die Erwartungshaltung konstruiert hat, die Entstehung der Dichtung seines erzählten Ichs sei vor allem in dessen Erleben begründet.[6] Die Dekonstruktion dieser von Goethe selbst begünstigten Erwartungshaltung gegenüber seiner frühen Lyrik war zweifelsohne eine der Voraussetzungen dafür, dass eine philologisch adäquate Beschäftigung mit Texten wie ‚Wandrers Sturmlied‘ einsetzen konnte. Unvoreingenommenere Studien haben seitdem nicht nur herausarbeiten können, wie sorgfältig erwogen jedes Wort des Textes ist, sondern vor allem gezeigt, wie virtuos Goethe mit literarischen Traditionen spielt und sie zugunsten der Modulation eigener poetologischer Positionen funktionalisiert.[7] Vor dem Hintergrund der Deutungshorizonte, die

2 Sprengel 1985a, S. 556.

3 Mommsen 1985, S. 369.

4 So unterscheidet zum Beispiel Staiger 1957, S. 68–72, zwischen „Unklar[em]“ (S. 68) und „Faßliche[m]“ (S. 69) und beschäftigt sich in seiner Interpretation der Hymne nur mit dem Begreifbaren.

5 Ein Symptom dieser Lektüreeinstellung der Goethe-Forschung ist der Begriff einer „Erlebnislyrik“ als Instrument der Beschreibung von „Lyrikformen […], in denen ein Ich sich auf […] individuelle Weise über eigene Zuständlichkeiten in einer mehr oder weniger spezifizierten (Um-)Welt […] äußert“ (Wünsch 2007, S. 498), der an der Lektüre von Goethes frühen Gedichten gebildet wurde und bis in die 1970er-Jahre erhalten blieb.

6 Vgl. z.B. Sprengel 1985b, S. 900: „Trotz mannigfaltiger Hinweise auf Anregungen und Vorbilder neigen Goethes Aussagen über die Entstehung seiner eigenen Werke dazu, die Bedeutung literarischer Traditionen und ästhetisch-philosophischer Vermittlungszusammenhänge zurückzudrängen zugunsten einer unmittelbaren Begründung aus dem Erleben und der Eigenart des autobiographischen Ichs“.

7 Vgl. insbesondere Schmidt 1984 und Windrich 2012.

jüngere Studien für Goethes ‚Sturmlied' skizzieren, darf man als Leser von Goethes Text ein komplexes Spiel (mit) der Sprache erwarten, man kann davon ausgehen, dass Schlammpfade und Blumenfüße, dass der Schauer und sogar das Herz in ihrer Bedeutung letztlich kaum eindeutig festzulegende Zeichen sind. Dass es sich bei ‚Wandrers Sturmlied' um eine zentrums- und ziellose Hymne handelt, an deren Text-Ende sich kein klar markiertes semantisches Ende aufdrängt, ist so durchaus vorstellbar. Man könnte vielleicht sagen: Goethes Gedicht ist ein Text, der sich mit ‚Lust' lesen lässt, denn der Leser kann die Bedeutungsschichten des Textes ‚durchwandern', ihn dabei lustvoll ‚nachspielen' und sogar ‚auf ihm spielen', denn ‚komplettiert' wird der Text erst durch seinen lustvoll spielenden ‚Interpreten'.[8]

Doch was auch immer man von der Hymne erwartet, in jedem Fall erwartet man von den Texten, die hier eigentlich zur Diskussion stehen und die – letztlich aus Konvention[9] – als ‚Minnereden' bezeichnet werden, etwas völlig Anderes: Weder erwartet man einen Text, durch den die erlebte Wirklichkeit des Textproduzenten durchscheint, noch einen Text, der ein komplexes Spiel (mit) der Sprache in Gang setzt. Stattdessen erwartet man eine Sprache, die – auch wenn sie mitunter geblümt sein mag – aus formelhaften Ausdrücken besteht, sich in baukastenmäßigen Versatzstücken zu stereotypen Strukturen fügt und die tendenziell auf

8 Ich beziehe mich hier auf Barthes 2006b, der folgenden Vergleich anstellt: Wie ein (musizierender) „Interpret […] gewissermaßen der Mitautor der Partitur [ist], die er eher komplettiert als ‚ausdrückt'", kann der lustvolle Leser einen Text als Partitur lesen, die „vom Leser eine praktische Mitarbeit" (S. 71) fordert. Für eine solche lustvolle Lektüre wählt Barthes 2006b, S. 67f., auch das Bild eines Spaziergangs des Lesers auf dem Feld des Textes. Die „Vorkommnisse" auf einem solchen Spaziergang wären freilich nur „halb erkennbar", denn sie entstammten zwar „bekannten Codes", aber ihre „Kombinatorik" wäre einmalig und würde „den Spaziergang als Differenz" stiften, „der sich nur als Differenz wird wiederholen können" (S. 68).

9 Dass man die zum Textkorpus der Minnereden gefassten Texte als ‚Minnereden' bezeichnet, geht zurück auf die Begriffsprägung durch Matthaei 1913 (vgl. Achnitz 2003, S. 198) und „die großen Arbeiten, die Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts erschienen sind" (Lieb/Neudeck 2006, S. 2), v. a. den Minneredenkatalog Brandis 1968 und die typologische Beschreibung des Textkorpus durch Glier 1971 – nicht aber auf einen in Intension und Extension konsistent gefassten Gattungsbegriff.

diskursive Inhalte hin transparent ist.[10] Man erwartet dabei gerade keinen Text, der geschrieben ist, um subtile, sinnverschiebende Differenzen gegenüber anderen Texten auszuloten, sondern ein eher von Wiederholungen geprägtes Sprechen von der Minne,[11] das sich innerhalb der sozial wirksamen „Konversationsmaschine"[12] des ‚Minneredens' ohne semantische Brüche an andere Texte anschließen lässt. Differenz, ersichtlich etwa in der auffälligen Vielfalt an Redeweisen unter den Minnereden,[13] die einen strengen Gattungsbegriff unmöglich macht,[14] wird in diesem Sinne als Nebeneffekt der Wiederholung beschrieben.[15] Kurzum: Während wir

10 Was nicht heißen soll, dass es in Minnereden primär um diese diskursiven Inhalte gehen würde. Lieb/Strohschneider 1998, S. 304, stellen die These auf, dass es in Minnereden „nicht […] um das Wissen von der Liebe [gehe], sondern um das Wissen vom Sprechen über die Liebe sowie darum, dieses Sprechen über die Liebe heteronom begründeten Verfügungsinteressen zunächst einmal zu entziehen".

11 Vgl. Lieb 2001, der Minnereden von einer „Wiederholungsdominanz" (S. 512) geprägt sieht und u. a. in Abgrenzung vom Minnesang (S. 509f.) als Textsorte beschreibt, in der es gerade nicht um die „sinnstiftende *Variation*" (S. 510) der wiederholten Muster geht.

12 Lieb/Strohschneider 2005, S. 132.

13 Im Bereich des Redens von der Minne scheint die konkrete Gestaltung des Textes überaus frei und nahezu unreglementiert zu sein, solange die konventionalisierten Strukturelemente und Versatzstücke aneinander gereiht und ineinander montiert werden: „Formal hatte [ein Minnereden-Schreiber,] fast nichts zu beachten, als die Regel der Reimpaardichtung" (Lieb 2002, S. 156). Einen Eindruck von der Vielfalt der gestalterischen Möglichkeiten bieten Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 18–21.

14 Man muss, so scheint es, entweder einen unscharfen Gattungsbegriff formulieren (etwa in Anlehnung an Glier 1971, S. 10, die von einem „gleitenden System von Gattungsmerkmalen" spricht, „die jeweils einzeln oder kombiniert durch Fehlen oder Vorhandensein distinktiv wirken"), oder zahlreiche der bei Brandis 1968 und Klingner/Lieb 2013 aufgeführten Texte aus einer ‚Gattung der Minnereden' ausschließen (vgl. Achnitz 2000, S. 147, der zwar zu einem klaren Gattungsbegriff kommt, dafür aber ausschließlich die „rein erörternden Texte", nicht jedoch die „nichterörternden Texte" bzw. „Minneerzählungen" als ‚Minnereden' begreifen kann). Der Vorschlag von Lieb 2000, S. 601, den Begriff ‚Minnereden' als „Sammelbezeichnung" und nicht als Gattungsbegriff zu verstehen, spiegelt die Aporien der Suche nach einem kohärenten Gattungsbegriff wider.

15 Lieb 2001, S. 511, betont zwar, dass „Differenz (Abweichung) und Identität (Wiederholung) […] nicht hierarchisch gegliedert und nicht ästhetisch gegeneinander auszuspielen", sondern „zwei Zustände" seien, „die gleichzeitig erreicht werden müssen, wenn das gelingen soll, worauf eine Poetik der Wiederholung zielt". Aber im Rahmen seiner Studien zur „Poetik der Wiederholung" (Lieb 2001) sowie zur „Wiederholung als Leistung" (Lieb 2002) bleiben für Variation und Differenz nur

Goethes ‚Wandrers Sturmlied' von seiner Singularität her lesen, den ihm ganz eigenen Bildern und Motiven nachgehen und seiner Sprache mit Lust am Text und Lust, seinen (Sinn-)Kapriolen zu folgen, begegnen, lesen wir Minnereden für gewöhnlich von ihrer stereotypen Regelmäßigkeit her und befragen die Texte nicht im Hinblick auf ihre ‚individuellen' Sinnpotenziale, sondern versuchen, die ‚Mechanik' der Minnereden zu verstehen.

Wenn man Minnereden ausgehend von dieser Erwartungshaltung analysiert, scheint es nur konsequent zu sein, die von Klingner/Lieb 2013 neu in das Textkorpus der Minnereden aufgenommene Nummer Z58, betitelt mit ‚Gewitter in den Bergen', als „Bruchstück einer Minnerede" oder als „Exzerpt einer umfangreicheren Dichtung" zu betrachten.[16] Denn der Text scheint zwar zunächst den Erwartungen eines Minnereden-Lesers zu entsprechen, indem er auf einen Spaziereingang – durch ein Unwetter – eine Jagdszene und das Eintreffen des Ich-Sprechers an einem Locus amoenus folgen lässt. Dann aber bricht er ab, ohne dass das Sprecher-Ich an dem auf konventionelle Art und Weise erreichten Ort der Minnekommunikation auf eine typische Minneredenszene treffen würde: Mit Lieb/Strohschneider 2005 ließe sich etwa erwarten, dass dem Ich-Sprecher „liebende Herren, liebende oder geliebte Damen" oder „Personifikationen abstrakter Liebesinstanzen"[17] begegnen, nachdem sich der Textproduzent von Z58 schon dafür entschieden hatte, den Text mit einem Spaziereingang zu beginnen und den Ich-Sprecher über eine

Nebenrollen denkbar – was gerade daran zu liegen scheint, dass er Wiederholung als sozial wirksame Identitätsfigur konzipiert: Die Wiederholung erfüllt laut Lieb 2002, S. 148, insbesondere „kulturelle Funktionen", die vor allem in der quasi-institutionalisierenden Einbindung jedes Einzeltextes in die „Tradition kollektiver Minnekommunikation" (Lieb 2002, S. 155) und „einer ‚Autonomisierung' der kollektiven Minnekommunikation" (ebd.) liegen. Vor diesem Hintergrund können Varianz und Differenz letztlich nur noch „der Vermeidung wörtlicher Wiederholung" (Lieb 2001, S. 510) dienen.

16 Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 1055. Nummern, die mit B beginnen, sind identisch mit den von Tilo Brandis vergebenen Nummern; Nummern, die mit Z beginnen, sind Zusatznummern für Minnereden, die im ‚Handbuch Minnereden' erstmals verzeichnet wurden.

17 Lieb/Strohschneider 2005, S. 121. Die beiden Autoren sprechen von einer für Minnereden typischen „Kontingentierung von Entscheidungsalternativen" (S. 121) bei der Textproduktion.

konventionelle „Jenseitsschwelle“[18] (die von einem Zwerg ausgelöste Jagd durch einen Gebirgswald) an einen Locus amoenus zu führen. Doch Z58 bricht ab und erwartbare Elemente einer expliziten Reflexion über die Minne fehlen in diesem Text. Insofern wir von Minnereden erwarten, zielsicher – sozusagen: trockenen Fußes – an einen solchen zentralen Ort der Minnekommunikation und -reflexion geführt zu werden, konnte dieser Text, der zwar zahlreiche formale und inhaltliche Merkmale aufweist, die man den Minnereden zuschreibt, nur als ‚Fragment einer Minnerede‘ Einzug in das ‚Handbuch Minnereden‘ halten.[19]

Ich möchte im Folgenden den Versuch unternehmen, den Text einmal nicht mit Blick auf die Regelmäßigkeiten des Textkorpus der Minnereden als einen Natureingang mit einem zentralen Ziel zu lesen (das fehlt und den Text so zum Fragment macht), sondern ‚mit Lust‘ den individuellen Sinnpotenzialen der Bildsprache dieser Minnerede nachgehen. Dieser Perspektivwechsel ermöglicht es vielleicht, den Text als ein semantisch komplexes Gebilde zu verstehen, ohne die Analyse von vornherein mit Annahmen über Fragmentarizität oder Vollständigkeit zu belasten. Dabei geht es mir letztlich gerade nicht darum, den Text als exklusive Sonderform unter den Minnereden herauszustellen. Vielmehr möchte ich abschließend darlegen, dass auch das ‚Gewitter in den Bergen‘ als dem erzählerischen Experimentierfeld[20] der Minnereden zugehörig verstanden werden sollte.

18 Lieb/Strohschneider 2005, S. 121.

19 Die saubere Handschrift macht auf keine Weise die Annahme zwingend, die Niederschrift sei aus textexternen Gründen abgebrochen worden (ein Digitalisat der in der BLB Karlsruhe befindlichen Hs. Donaueschingen 112, in der sich das ‚Gewitter in den Bergen‘ auf fol. 167^{v}–170^{r} befindet, ist online verfügbar (http://digital.blb-karlsruhe.de/urn/urn:nbn:de:bsz:31-28712). Als Exzerpt könnte man den Text vor dem Hintergrund, dass er in der Handschrift direkt „vor einem Exzerpt aus einer Minnerede Egens von Bamberg (B28)“ (Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 1055) aufgezeichnet ist, beschreiben. Auch dies impliziert jedoch Annahmen über einen nicht vorhandenen Text.

20 Ich greife mit diesem Begriff eine Formulierung der Abschlussdiskussion des Symposiums auf, die unter den Tagungsteilnehmern, deren Aufsätze im vorliegenden Band versammelt sind, weitgehend Zustimmung gefunden hat. Die Beschreibung des Textkorpus der Minnereden als ein erzählerisches Experimentierfeld kann von Versuchen, eine Gattungsdefinition zu erbringen, entlasten.

2 Eine ‚lustvolle' Lektüre von Z58

Das heißt zunächst einmal: Ich möchte versuchen, den Text nicht von vornherein als abgebrochenen Spaziereingang zu lesen, sondern als Spaziergang. Ehe ich darstelle, was diese Modifikation der Erwartungshaltung an den Text für Konsequenzen haben kann, sei dabei zunächst der Inhalt von Z58 vorgestellt.

Das ‚Gewitter in den Bergen' lässt sich in drei Abschnitte unterteilen: Die Darstellung des Spaziergangs des Ich-Sprechers durch einen Gewittersturm (V. 1–26),[21] die Jagd zum vermeintlichen Locus amoenus (V. 27–57) und schließlich die Darstellung desselben und seiner Wirkung auf den Ich-Sprecher (V. 58–130). Zu Beginn des ersten Abschnitts geht ein Ich-Sprecher *allein vff velde* (V. 11) spazieren, als er in ein scheinbar plötzlich aufziehendes Unwetter gerät:

> *Von nebes feuchte tuffte*
> *Von schnelles windes luffte*
> *Von dickes dampfes uszruch*
> *Wart in den wolken ein durchbruch*
> *Das es begonde doeszen* (V. 1–5).

Des *ungewitters ungemach* (V. 12) nimmt rasch beängstigende Dimensionen an:

> *Ein wolken brach das ander durch*
> *Das ye ein fewrenne furch*
> *Wart von des bruches schaurren*
> *Der hagel do zerpfaurren*
> *Muost des liechten veldes schilt* (V. 13–17).

21 Ich folge in den Zitaten der einzigen Edition des Textes, vorgenommen von Lassberg 1842, S. 35–38 (wie die Handschrift ist auch die Edition digital verfügbar). Abgesehen von der vermutlich fehlerhaften Autor-Zuschreibung („Conrad Oettinger", S. 35; vgl. hierzu Kiepe-Willms 1972, S. 288) ist die Edition des auch im Digitalisat gut lesbaren Textes weitgehend gelungen. Lassberg integriert superskribierte Buchstaben in das transkribierte Wort. Dass er den Anfangsbuchstaben des ersten Wortes eines jeden Verses großschreibt, ist keine Eigenart Lassbergs, sondern entspricht der Handschrift. Kritik könnte man daran üben, dass er in V. 26 *kuil* und in V. 56 *gluicke* anstatt *kiul* und *gliucke* transkribiert (wie es die Handschrift durchaus erlauben würde). Für alle folgenden Zitate aus diesem Text gilt, dass abweichend von Lassbergs Druck das Schaft-s als rundes ‚s' wiedergegeben und ein u/v-Ausgleich vorgenommen wird.

Der *scharpfen kiseln brasteln | Und auch des donders krasteln* (V. 21f.) schüchtern den Ich-Sprecher gehörig ein, die Winde scheinen die Wolken in einem *drindel* (V. 9), einem Wirbel, direkt über dem Ich-Sprecher zu konzentrieren, sein *aoug enpfieng da schwindel* (V. 10); der Hagel scheint dem Ich-Sprecher Wurfgeschossen gleichzukommen (V. 16–20) und *Der wolken nasses schwadern | Tett* [ihn] *im wasser pfladern* (V. 23f.). Keine Frage, er hat allen Grund *verzaget* (V. 25) zu sein, *kuil* und *nasz* (V. 26) ist er, wie gesagt, *allein uff velde* (V. 11).

Mut fasst er erst wieder, als er *Durch schwartzes wolken sehen*[d] (V. 27) *Ein hoch erlewht gebirge* (V. 30) erblickt und ahnt: *mir wer gelunge | Koem ich an den liechten berck* (V. 42f.). Glücklicherweise hört er in diesem Moment einen Zwerg das Jagdhorn blasen, vor dem ein Wildtier in Richtung des sonnenbeschienenen Berges entflieht (V. 44–51). Der Ich-Sprecher folgt der Spur des gejagten Tieres *mit gluicke* (V. 56), bis er an das ersehnte *gebirge* (V. 57) kommt.

Dort findet er eine zauberhaft schöne Umgebung vor. Von Weitem hatte er schon mit *awg* und *mit sinn* (V. 32) *manig varbe glantz* (V. 33) *ertaste*[t] (V. 32) und [er]*spehet* (V. 33), doch nun erschließt sich ihm die ganze Pracht des paradiesischen Ortes: Grün, weiß und blau sind *mange krewter* (V. 66), *rosen bluomen* (V. 68) entsenden ihre *Aromaten* (V. 69), Venus, die Sonne und Mars erzeugen einen blendend-roten Strahlenglanz, der auch von den der Erde entwachsenen *Rubeynen* (V. 83) wiedergegeben wird. Einem *kleyn rysier* (V. 89) folgend gelangt der Ich-Sprecher schließlich zu einer kühlen Quelle an einer Wiese, auf der auch eine Linde steht. Aus der Linde klingt *Manig sueszer noten armoney* (V. 99), *bluomen maniger varbe* (V. 113) zieren die vom Tau benetzte Wiese wie auch die Äste der Linde. Die Farben und die Düfte, die kühle Feuchtigkeit des Taus, der omnipräsent ist, die Hitze des alles durchdringenden Lichtes, *Nasz warm kalt und trucken* (V. 63), *varbe von schmacke* (V. 125) durchwirken die *lufft weyt tieff und hoch* (V. 122) – und den Ich-Sprecher

> *daewcht wy mir erstochen*
> *Wer und mein leyd ersterbet*
> *Und lewterlich verderbet* (V. 128–130).

Er ist *aller sorgen frey* (V. 100), sein *leyd von lusste do verschwant* (V. 92) allem Anschein nach hat er einen Locus amoenus erreicht,[22] doch nach der Feststellung, dass der Ich-Sprecher alles Leid verloren habe, endet der Text abrupt. Wenn man nun nicht vor dem Hintergrund von Erwartungen an die Vollständigkeit des Textes davon ausgeht, dass es sich hier um ein Bruchstück einer Minnerede handelt, sondern die einzelnen Abschnitte von Z58 unvoreingenommen analysiert, lässt sich zeigen, dass dieser Text vielleicht gar keiner (materiellen) Fortführung bedarf.

2.1 Die erfahrungshafte Dichte des Unwetters

Wenngleich man mit Ernst Robert Curtius grundsätzlich davon ausgehen kann, dass die „Naturschilderungen des Mittelalters […] nicht die Wirklichkeit wiedergeben",[23] sondern „aus einer festen literarischen Tradition verstanden werden"[24] wollen, fällt bei der Lektüre der ersten Verse von Z58 doch auf, wie ‚realitätshaltig'[25] der Ich-Sprecher sein Spazierengehen durch das Unwetter beschreibt. Während viele andere Unwetterdarstellungen in Minnereden nur die groben Umrisse des schlechten Wetters skizzieren, das häufig als Spiegel des Innenlebens des Ich-Sprechers dient oder als Bild für eine Welt zu verstehen ist, in der die Minne keinen

22 Zumindest finden sich in Z58 alle konventionellen Elemente der typischerweise „unwirkliche[n] Naturschilderung" (Arbusow 1963, S. 112) eines Locus amoenus wieder.

23 Curtius 1993, S. 191.

24 Curtius 1993, S. 192.

25 Mit diesem Begriff beziehe ich mich auf Klein 2011. Klein adressiert ein ähnliches Problem, nämlich die Frage, inwiefern amoene Orte in der mittelhochdeutschen Literatur über ihre konventionelle Darstellung hinaus „phantasievoll und kreativ" (Klein 2011, S. 63) modelliert und für die Konturierung origineller Sinnoptionen eingesetzt werden. Klein 2011, S. 83, spricht dabei von einem „lustvolle[n] Spiel" der mittelalterlichen Dichter „mit den Möglichkeiten der Rhetorik". In ihrem letzten Beispiel (Johannes Hadloubs Lied SM 30,35) spielt die überraschend „‚realitätshaltige' Ausdifferenzierung des konventionellen Requisits *bluomen*" eine wichtige Rolle (Klein 2011, S. 81). Ich meine im Anschluss an Klein mit ‚realitätshaltig', dass auf einem Gerüst topischer Versatzstücke konstruierte Naturschilderungen nicht gänzlich unwirklich sein müssen, wenn ihre erfahrungshafte Dichte schon für sich genommen Kohärenz stiftet (und die litterale Sinnebene mithin nicht einer Kohärenz stiftenden Substitution durch eine allegorische Deutung bedarf).

Platz hat,[26] wird der Gewittersturm, den der Ich-Sprecher in Z58 erlebt, überaus plastisch dargestellt. Erwirkt wird diese Plastizität des Sturms nicht zuletzt durch eine auf das Erleben des Ich-Sprechers konzentrierte Darstellung des Unwetters. Das Naturphänomen wird nicht etwa von einem distanzierten Beobachter-Standpunkt aus betrachtet, sondern in den Worten eines körperlich unmittelbar vom Gewitter betroffenen Ich-Sprechers erfahrbar gemacht: Die Winde treiben die Wolken so zusammen, dass sie sich direkt über dem Ich-Sprecher zu einem Wirbelsturm zu verdichten scheinen (V. 6–10), und wie Geschosse scheinen dem Ich-Sprecher die Hagelkörner auf ihn niederzuprasseln, werden sie doch direkt auf ihn *Geregiret und gebolet* (V. 19). Im Fokus der Darstellung steht der Ich-Sprecher selbst, der das Unwetter als gegen ihn ankämpfend beschreibt. So ist es nicht primär das Feld oder, allgemeiner: die Außenwelt, die vom Flutregen überschwemmt wird, sondern in erster Linie der Ich-Sprecher, der vom Wasser [ge]*pflader*[t] wird (V. 24). Er ist es auch, auf den der Wirbelwind geradezu maliziös einwirkt (*Mein aoug empfieng da schwindel*, V. 10), und er ist es, der schließlich aufgrund des Unwetters *kiul, nasz* (V. 26) und *verzaget* (V. 25) ist. Die plastische Darstellung des Kampfes des Ich-Sprechers gegen das Unwetter verleiht dem Spaziergang eine erfahrungshafte Dichte, die nicht durch allegorische Kohärenzstiftungen gestützt werden muss.

26 Vgl. zum Beispiel B214, ‚Der falschen Klaffer List'. Das Herbstwetter zu Beginn des Textes kann in diesem Fall als Vorausgreifen auf den Schluss des Textes gelesen werden: Ein erneutes Treffen des Ich-Sprechers mit der Dame kommt nicht zustande, Klaffer, die im Epilog gescholten werden, scheinen auch diese Begegnung zu verhindern (vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 284–287). In B501, Peter Suchenwirts ‚Die Jagd', warnt ein Ich-Sprecher seinen Jagdhund *Lieb* (V. 21; zitiert nach Primisser 1827, S. 85f.) vor den Unwetterfronten *Meld* (V. 30) und *Merk* (V. 32). Hier zeigt sich zwar ein innovativerer Einsatz schlechten Wetters, gleichwohl aber ist das schlechte Wetter klarerweise allegorisch zu deuten. Auch an anderen Beispielen (etwa B410) ließe sich zeigen, dass schlechtes Wetter in Minnereden in der Regel allegorisch zu deuten ist. Eine Ausnahme bietet neben Z58 die ‚Minneburg' (B485), an deren Beginn auf ähnlich eindrucksvolle Weise ein ebenfalls problematisches Wetterphänomen, extreme Hitze, beschrieben und in seinen Auswirkungen auf den Ich-Sprecher plastisch gemacht wird. Ludger Lieb hat vor diesem Hintergrund (mündlich) die Vermutung geäußert, dass Z58 auch einen alternativen Anfang der ‚Minneburg' bilden könnte.

Auf den ersten Blick lässt sich mithin gegen Curtius annehmen, dass im Fall von Z58 die durchaus ‚realitätshaltige' Darstellung eines Naturphänomens vorliegt, zumal an keiner Stelle angedeutet wird, inwiefern der Gewittersturm, durch den sich der Ich-Sprecher hier kämpfen muss, allegorisch deutbar sein könnte: Weder ist von (Minne-)Verfehlungen des Ich-Sprechers die Rede, die das Gewitter als Bild einer (göttlichen) Strafe ausweisen könnten,[27] noch von (Minne-)Emotionen des Ich-Sprechers, die durch das Unwetter dargestellt werden sollten. Gleichwohl fällt bei der Lektüre von Z58 auch auf, dass die ‚Realitätshaltigkeit' und die Plastizität der Unwetterdarstellung mit einem hohen sprachlichen Aufwand einhergehen. Zum einen sorgen Alliterationen,[28] Anaphern,[29] ausgefallene Reimpaare[30] und die lautmalerische Qualität zahlreicher Begriffe[31] für eine dynamische Rhythmik und einen ganz eigenen Klang der Sprache von Z58; zum anderen wird das Unwetter als Gegenspieler des Ich-Sprechers inszeniert und mithin die Natur implizit personifiziert.[32] Die Plastizität der ‚realitätshaltig' wirkenden Darstellung des Naturphänomens lässt sich so als durch rhetorische Mittel aufwendig und gezielt erzeugt erkennen. Zudem gewinnt die Darstellung des Gewittersturms eine inter-

27 Vgl. Brednich 1979, Sp. 476f.: „Im Christentum haben [die] Vorstellungen vom B[litz] als dem ‚ignis caelestis' in Exempeln, Legenden und Sagen reichen Niederschlag gefunden. Danach greift Gott im Gewitter unmittelbar warnend, strafend und rächend in das irdische Geschehen ein, um die Übertretung göttlicher Gebote zu ahnden". Noch weniger lässt sich das Gewitter hier positiv deuten, gemäß einem Glauben „an dem im Gewitter waltenden gerechten Christengott, der den Gläubigen in der Bedrängnis mit dem B[litz] zu Hilfe kommt" (Brednich 1979, Sp. 477).

28 Z.B. V. 3 (*dickes dampfes uszruch*), V. 12 (*ungewitters ungemach*), V. 14 (*fewrenne furch*), V. 18f. (*gespilt | Geregiret und gebolet*).

29 V. 1–3 (*Von nebes feuchte tuffte | Von schnelles windes luffte | Von dickes dampfes uszruch*), V. 6f. (*Die winde da mit stoeszen | Die wolken zesammen triben*).

30 Etwa V. 9f. (*drindel/schwindel*), V. 15f. (*schaurren/zerpfaurren*), V. 21f. (*brasteln/krasteln*), V. 23f. (*schwadern/pfladern*).

31 Zu denken ist z.B. an das *brasteln* der Hagelkörner und das *krasteln* des Donners (V. 21f.), aber auch an das *schwadern* der Regenfluten und das *pfladern* des Ich-Sprecher darin (V. 23f.) sowie an die Klangqualität der *fewrenne*[n] *furch* (V. 14) und der *scharpfen kiseln* (V. 21).

32 Die Winde stoßen die Wolken so zusammen, dass sie einen Wirbelsturm direkt über dem Ich-Sprecher bilden (V. 6–10), und „es wird" Hagel auf den Ich-Sprecher *gespilt | Geregiret und gebolet* (V. 18f.). Ich spreche davon, dass die Natur (oder das Wetter) hier implizit personifiziert wird, weil das ‚Handeln' der Natur zumeist in unpersönlichen Formulierungen dargestellt wird (wie hier in V. 18f.).

textuelle Dimension, wenn man bedenkt, dass sich in der ‚Minneburg' (B485) und in den Minnereden Egens von Bamberg (B28, ‚Die Klage der Minne'; B49, ‚Das Herz') gerade in Bezug auf die kreative Wortwahl und Reimpaarbildung verwandte Texte auffinden lassen: Nicht nur die Reimpaare *drindel/schwindel* und *brasteln/krasteln* finden sich wortwörtlich in der ‚Minneburg',[33] auch einige generelle stilistische Auffälligkeiten scheinen diese Texte mit Z58 gemein zu haben.[34]

Vor diesem Hintergrund tritt nicht mehr nur die Plastizität des Geschilderten deutlich vor Augen, sondern auch die Literarizität seiner Darstellung. Der erste Abschnitt des ‚Gewitters in den Bergen' kann so zwar nicht als unvermittelte Vergegenwärtigung eines Spaziergangs durch ein Unwetter verstanden werden – aber auch nicht als topisches Versatzstück, dessen litterale Sinnebene durch eine allegorische Sinngebung ohne Weiteres substituiert werden könnte: Den Weg des Ich-Sprechers zunächst einmal als Spaziergang und nicht als Spaziereingang zu lesen, scheint vor diesem Hintergrund eine durchaus adäquate Lektüreeinstellung zu sein.

2.2 Der ‚amoene Ort'

Während der erste Abschnitt des Textes zwar aufgrund seiner Literarizität über die litterale Sinnebene hinaus auch für eine allegorische Deutung offen sein kann, deren Inhalt aber noch nicht durch explizite Hinweise im Text festgelegt ist, befindet sich der Ich-Sprecher im dritten und letzten Abschnitt der Rede offensichtlich nicht nur an einem Ort mit gutem Wetter, sondern zugleich an einem ‚amoenen Ort'.[35] Deutlich

33 Vgl. Pyritz 1950, V. 59f. (*swindel/trindel*) und 3291f. (*brasteln/krasteln*). Vgl. auch den Beitrag von Colin Schatzmann in diesem Band zur ‚Verschränkung von Intertextualität und Poetologie' in der ‚Minneburg'.

34 Kiepe-Willms 1972, S. 288, Anm. 14, spricht von „Häufungen von *durch*-Komposita", einer „Vorliebe für seltene oder neue *-ec*-Bildungen", einer „auffallend häufige[n] Akzentuierung von Licht- und Farbqualitäten" und einem generellen Hang zu sprachlichen „Raritäten". Sie folgert daraus für Z58 nur, dass der Text nicht von Konrad Öttinger stammen könne, wie von Lassberg 1842, S. 35, behauptet, sondern seine Entstehung vielmehr im „Umkreis" der Texte Egens von Bamberg angesiedelt werden müsse.

35 Um zu markieren, dass hier nicht antizipierend von einer topisch-konventionellen Redeweise ausgegangen werden soll, spreche ich im Folgenden nicht von einem

machen dies jedoch nicht in erster Linie die Versatzstücke des Topos des Locus amoenus, die in Z58 zur Darstellung des ‚amoenen Ortes' im Gebirge eingesetzt werden, sondern vor allem zwei kaum erwartbare Bilder für die Liebesvereinigung von Mann und Frau: zum einen die Vereinigung von Venus und Mars (V. 72ff.), zum anderen die von Hitze und Tau (V. 115ff.).

Aus einem Zusammenspiel von Sonne, Venus und Mars ergibt sich das Licht, in dem die Schönwetter-Bergwelt erstrahlt: Nachdem der Ich-Sprecher das gebirge (V. 57) erreicht und die überwältigende Blumen- und Duftvielfalt des Ortes beschrieben hat, die in Worten letztlich nicht gänzlich wiederzugeben sei (vgl. V. 70f.: *Mein syn kan es nit raten | Mit worten als ich tett gern*), blickt er gen Himmel und ihn *dauht der stern | Venus leucht von der sunnen her* (V. 72f.). Doch der Planet Venus ist nicht die einzige Erscheinung am Himmel, die neben der Sonne für das besondere Licht der Bergwelt verantwortlich ist, denn Mars scheint dem Ich-Sprecher das Venus-Sonnenlicht *mit rotem sper* (V. 74) und (paradoxerweise) *Mit glast* (V. 75) zu verdunkeln (*dor ynnet ymmert*, V. 75). Ungewöhnlich mutet in der Konstruktion dieses Lichts nicht nur die Vorstellung an, wie Mars *mit glast* das Licht von Sonne und Venus verdunkelt, sondern auch das Verschränken von litteraler und allegorischer Sinnebene: Während Venus explizit mit *der stern* (V. 72) betitelt wird, tritt Mars mit einem Speer, mit dem Attribut des antiken Kriegsgottes auf.[36] Mars ist hier mithin nicht nur als ein Planet, sondern auch als der Kriegsgott gekennzeichnet. Und wenngleich Venus als *der stern* ausgewiesen wird, ist damit doch deutlich auf ein antikes Vorbild hingewiesen, nämlich das von Sol (dem Sonnengott) *in flagranti* ertappte, außereheliche Liebespaar Venus und Mars.[37]

Locus amoenus, sondern von einem ‚amoenen Ort' (auch dies in Anlehnung an Klein 2011).

36 Vgl. Schulten 1912, Sp. 2502: Die Hasta, eine „schwere[], zum Stoßen geeignete[] Lanze", ist „das eigentliche Symbol des Mars".

37 Das schon in der ‚Odyssee' (θ, V. 266–366) überlieferte Mythologem findet sich auch bei Ovid, und zwar sowohl in der ‚Ars amatoria' (II, V. 561–590) als auch in den ‚Metamorphoses' (IV, V. 167–189). Der Verfasser von Z58 mag das Mythologem freilich auch aus mittelhochdeutschen Vorlagen gekannt haben, schon in Heinrichs von Veldeke ‚Eneasroman' (V. 5595–5670; Heinrich erwähnt Sol nicht, und das Handeln von Vulkan, nicht das der beiden Liebenden, wird als moralisch fragwürdig gekennzeichnet) und Albrechts von Halberstadt ‚Metamorphosen' (IV, V. 286–326) finden

Möchte man dem Verfasser von Z58 die Absicht unterstellen, gezielt nicht nur Venus und Mars gemeinsam das Licht der Gebirgswelt hervorbringen zu lassen, sondern in der Sonne eben auch Sol durchscheinen zu lassen, dann wird besonders deutlich, dass hier auf die Darstellung einer Liebesvereinigung *in actu* hingearbeitet wird – denn Sol erwischt Venus und Mars im Mythologem des adulterium Veneris – wie gesagt – *in flagranti*. Die Gebirgswelt in Z58 erscheint so nicht einfach in einem schönen und ‚geblümten' Sonnenlicht, sondern in einem ‚amoenen' Licht, das alles, was der Ich-Sprecher an diesem Ort erkennen kann, mit den Farben der Minne tönt.

Das Leuchten dieses Minnelichts ist so intensiv, dass der Ich-Sprecher seine Hand *Wider des glastes fayge* (V. 78) schützend vor die Augen halten muss. Doch noch mit der Hand vor den Augen erkennt er, dass das Licht *Nit gantz von dheym gestirne was* (V. 82), sondern auch von Rubeynen (V. 83) stammt. Interessant ist dabei, dass der Ich-Sprecher darlegt, die strahlenden Edelsteine seien *von der sterne scheynen | Und von der erden fayste* (V. 85) *Erwachsen* (V. 87), wodurch er direkt im Anschluss an die Liebesvereinigung von Venus und Mars noch eine weitere Vereinigung ins Spiel bringt: die von Sternen- oder Himmelslicht und Erde, deren Frucht die Edelsteine sind. Wenngleich man auf den ersten Blick kaum davon sprechen möchte, dass hier aus einer Liebesvereinigung des Himmels und der Erde strahlende Edelsteine hervorgebracht werden,[38] scheint doch nicht nur das amoene Licht des dargestellten Ortes, in dem der Ich-Sprecher diese Ansicht äußert, eine solche Deutung nahe zu legen. Denn vor allem das zweite den ‚amoenen Ort' konstituierende Bild, das der Vereinigung von Hitze und Tau, weist eine strukturelle Ähnlich-

sich Adaptionen des antiken Erzählstoffes. Vgl. hierzu Kern 2003a, insbesondere die Belegstellen A1 und A2 (S. 373f.), sowie Kern 2003b, vor allem Kommentar 2D (S. 653f.).

38 Gleichwohl ist der Gedanke durchaus greifbar, werden doch auch Perlen gemäß der antiken und mittelalterlichen Naturkunde „aus einer Hochzeit des Himmels und der Erde" hervorgebracht (Ohly 1977, S. 274). Interessant ist vor diesem Hintergrund auch der Hinweis von Ward 1979, Sp. 140, dass der „Wolken durchbrechende B[erg]" in der Mythologie häufig „als axis mundi" gilt, „wo Erde und Himmel sich treffen und Götter und Menschen von einem Bereich in den anderen wandern können". Der Berg in Z58, auf dem sich der ‚amoene Ort' befindet, ist schon auf litteraler Ebene ein solcher Berg, denn die dicken Regenwolken sind hier durchbrochen.

keit zur fruchtbringenden Liebesvereinigung von Himmelslicht und Erde auf: Am Ende des Textes *beschwangern* (V. 119) sich mit der *hitz* als *man* und dem *taw* als *brawt* (V. 118) die vom amoenen Himmelslicht durchstrahlte warme Luft und der in den Blüten an die Erde gebundene Tau. Der von der Hitze schwangere Tau scheint dabei in Z58 ein alle Pflanzen am (regenlosen) ‚amoenen Ort' belebendes Elixir zu sein,[39] das in Verbindung mit der amoenen Luft die ganze Umgebung tränkt: *Da von*, nämlich vom Schwängern des Taus durch die Hitze, so der Ich-Sprecher,

> […] *dye lufft weyt tieff und hoch*
> *Durch zewnet und durch kroenet*
> *Durchflochten ungehoenet*
> *Wart von varbe von schmacke* (V. 122–125).

Die Luft am ‚amoenen Ort' von Z58 ist auf diese Weise sichtbar und schmackhaft, wie sie auch hör-, riech- und fühlbar ist: *Nasz warm kalt und trucken* (V. 63) und die *Aromaten* (V. 69) der Blumen, ebenso wie die *sueszer noten armoney* (V. 99) durchziehen die Luft. Die Intensität der sinnlichen Erfahrbarkeit dieses Ortes könnte kaum größer sein, und es überrascht nicht, dass das *awg* des Ich-Sprechers den ‚amoenen Ort' *mit sinn ertaste*[t] (V. 32). Insofern der hier konstruierte und mit allen Sinnen erfahrbare Raum zudem von sprachlichen Bildern geprägt ist, die auf die Imagination von Liebesvereinigungen (von Venus und Mars, von Himmel und Erde, von Hitze und Tau) abzielen, dürfen die Äußerungen des Ich-Sprechers, dass sein *leyd von lusste do verschwant* (V. 92), dass er *sorgen frey* (V. 100) wird und dass schließlich all sein *leyd ersterbet* | *Und lewterlich verderbet* (V. 129f.), wohl durchaus auch als Aussagen eines Liebenden betrachtet werden. Dieser Liebende findet anscheinend Erfüllung an einem in amoenes Licht und in amoene Luft getauchten Ort sinnlicher Imagination der Liebesvereinigung.

Man könnte das ‚Gewitter in den Bergen' damit ohne detailliertere Betrachtung der den ersten und dritten Abschnitt verbindenden Jagd

39 Als der Ich-Sprecher über die Wiese läuft, muss er *durch tow waten* (V. 101), ebenso wie die Linde in Tau gehüllt ist (vgl. V. 103–107), *batten* sich natürlich auch alle Blumen auf der Wiese *in nassem taw* (V. 109) und noch vom Baum, so der Ich-Sprecher, *Hieng mang bluemel und sein krawt* (V. 117) *Mit taewes uberlessten* (V. 116). Dass der Tau nicht vom Himmel kommt, könnte als Hinweis verstanden werden, dass er in Z58 nicht allein als Motiv mit religiösen Konnotationen verstanden werden darf.

zum Berg interpretieren. In den Blick geraten würde dann ein Ich-Sprecher, der zunächst gegen ein Unwetter ankämpft, dann am Horizont einen sonnenbeschienenen Ort (ein *hoch erlewht gebirge*, V. 30) erblickt, dorthin gelangt und vor Ort nicht nur vom schlechten Wetter erlöst wird, sondern zudem Eingang findet in eine Welt der glückseligen Imagination von Liebesvereinigungen. Insofern man das Erblicken des Schönwetter-Ortes im Regen als Verheißung der Rettung des Ich-Sprechers, ja, seiner Erlösung vom Kampf gegen das schlechte Wetter lesen kann, die dann mit dem Erreichen des ‚amoenen Ortes' eingelöst wird, gerät eine religiöse Dimension des Textes in den Blick. Nachzeichnen lässt sich diese auch, wenn man den Regen des ersten Textabschnitts und den Tau des letzten Abschnitts einander gegenüberstellt. Hier könnte die in der christlichen Bibel-Allegorese begründete Unterscheidung zwischen dem Regen aus den (immanenten) Wolken und dem Tau aus dem (transzendenten) Himmel zugrunde liegen: „Der Tau konnte als Gnade, der Regen, weil mit Rauschen fallend, als Strafe verstanden werden".[40] Zu diesem den Text auf einer Makroebene strukturierenden Schema von Strafe und Gnade mag auch die Beobachtung passen, dass die seelischen Zustände des Ich-Sprechers dem Zusammenhang von Notlage, Verheißung der Rettung und schließlich Erlösung zu entsprechen scheinen: Zunächst ist der Ich-Sprecher *verzaget* (V. 25), dann heißt es beim Erblicken des Berges: *Ich doecht mir wer gelunge* | *Koem ich an den liechten berck* (V. 42f.); und schließlich: *Mein leyd von lusste do verschwant* (V. 92). Spätestens mit der Lust des Sprechers gerät jedoch auch die Ambivalenz des Textes in den Blick, der einer religiösen Struktur eine amoene Sinnschicht einschreibt. Insbeson-

40 Ohly 1993, S. 152. Dem Bedeutungsgefüge von Tau und Regen widmet Ohly 1993, S. 151–155, einen eigenen Abschnitt des quellenreichen Aufsatzes. Man kann mit Ohly 1993 vielleicht gar noch weiter gehen in der Auslegung von Z58 vor dem Hintergrund traditionell christlicher Redeweisen von Gott. So weist Ohly 1993 unter anderem auf ein Gebet Mechthilds von Magdeburg hin, in dem es heißt: *Herre, min irdensch wesen stat vor minen ougen gelich einem durren acker, da wenig gutes uffe ist gewahsen. Eya lieber Jhesu Christe, nu sende mir den suessen regen diner menscheit und die heisse sunnen diner lebendiger gotheit und den milten towe dines heligen geistes, das ich verklage min herzeleit* (zitiert nach Ohly 1993, S. 152). Der Regen steht hier für den Sohn, die Sonne für den Vater, der Tau für den Heiligen Geist – in eben dieser Reihenfolge treten auch Regen, Sonne und Tau in Z58 auf. Man könnte von dieser Basis ausgehend überlegen, ob die christlich-allegorische Sinnebene des Textes nicht noch viel weiter reichende semantische Optionen bietet.

dere das zwischen geistlichen und amoenen Konnotationen oszillierende Bild des (schwangeren) Taus markiert dabei die Vielschichtigkeit des Textes.[41] Gerade wenn man bedenkt, dass die Überlagerung der christlichen Denkfigur erst am Ende des Textes als eine explizit amoene Sinnschicht erkennbar wird, könnte man Z58 als gewitzte Kontrafaktur eines christlichen Strukturierungsangebots lesen.[42]

Folgt man aber dieser Deutung und liest den Text auf Basis eines christlichen Schemas von Sünde und Gnade oder Notlage, Verheißung der Rettung und Erfüllung, so stellt sich die Frage, wofür der Ich-Sprecher im ersten Abschnitt durch das Unwetter bestraft wurde. Die allegorische Sinnebene des ersten Textabschnitts bleibt ja, wie oben gezeigt, unausgefüllt, es ist wohl kaum möglich, die ‚realitätshaltige' Gewitterdarstellung aus sich heraus eindeutig auf eine spezifische allegorische Sinndimension zu beziehen. Vor dem Hintergrund des christlichen Struk-

41 Bies 2010, Sp. 237, fasst zusammen: „In der jüd.-christl. Überlieferung steht der T[au] für Fruchtbarkeit […], für Gottes Hilfe, Segen, Gnade und Gunst". Die zahlreichen Belege für den Tau als (Inspirations-)Metapher in der (christlichen) Dichtung der Spätantike und des Mittelalters, die Ohly 1993, S. 143ff., aufführt, belegen, dass der Tau eines der besonders wirkmächtigen Bilder der christlichen Tradition ist. Insbesondere für Z58 könnte dabei der Hinweis auf Konrads von Würzburg ‚Goldene Schmiede' relevant sein, in der Maria als *gerüemet und gesegnet*, | *begozzen und beregnet* | *mit dem himeltouwe* beschrieben wird (zitiert nach Ohly 1993, S. 154) – denn Z58 ist gemeinsam mit der ‚Goldenen Schmiede' überliefert (vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 80). Wenn man den Tau demgegenüber nicht primär als religiöse Kontexte aufrufend verstehen möchte, könnte man zum Beispiel an Gottfrieds ‚Tristan' denken: Als Marke die Minnegrotte und die beiden Liebenden darin entdeckt, befallen ihn erneut Zweifel, ob Tristan und Isolde schuldig sind oder nicht; erst als die Minne hinzutritt und ihn Isoldes Schönheit bezwingt, ist er zur Versöhnung bereit (V. 17485–17626, zitiert nach Krohn 2009). Isolde erscheint ihm dabei schöner denn je (*er schouwete* […] *Îsôte*, | *diun gedûhte in ouch dâ vor und ê* | *nie sô rehte schoene mê*; V. 17557–17560). Ihre strahlende, *glüejende*[ ] (V. 17569) Schönheit erklärt der Erzähler dabei unter Bezugnahme auf den Tau, durch den Isolde am Morgen geschritten war: *Îsôt was* […] | *des morgens in dem touwe* | *geslichen zuo der ouwe* | *und was dâ von enbrunnen* (V. 17572–17575). Als erotisches Motiv und „Naturmetapher für Schwängerung" dient der Tau auch in einigen Liedern Neidharts (Fritsch 1976, S. 45).

42 Vor dem Hintergrund, dass Z58 in der Handschrift zwischen geistlichen und weltlichen Texten steht (vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 80), ließen sich hier weitere Überlegungen zum Verhältnis von geistlichen und weltlichen Sinndimensionen im ‚Gewitter in den Bergen' anschließen, wie auch zur Funktion des Textes in der Handschrift.

turierungsangebots lässt sich aber fragen, ob nicht das amoene Licht des letzten Textabschnitts, dem die Erlösung korrespondiert, auch die allegorische Sinnebene des ersten Textabschnitts in den Farben der Minne tönen kann. Das Gewitter wäre dann als Versinnbildlichung einer Strafe für ein Minnevergehen zu verstehen, etwa als die kalte Ablehnung einer Dame, oder allgemeiner als Versinnbildlichung des destruktiven Liebesleids des Ich-Sprechers. Der tastende Blick des Ich-Sprechers auf den amoenen Berg käme dann dem höchstes Glück verheißenden Ausblick auf Minneerfüllung gleich, die schließlich am amoenen Ort zumindest in der Imagination des Ich-Sprechers erreicht würde. Wenn man diese subtilen Verschränkungen einer litteralen und einer allegorischen Sinnebene wie auch religiöser und amoener Sinn- und Strukturangebote wahrnimmt, dann spricht vieles dafür, Z58 nicht als fragmentarischen Text anzusehen.

2.3 Z58 als Fragment einer Sprache der Minne

Diese Deutung übergeht aber die narrative Entfaltung des Übergangs von der Unwetter-Szenerie zum ‚amoenen Ort'. Eine etwas stärkere Gewichtung des Abschnitts zwischen der Gewitterszene und dem Aufenthalt am ‚amoenen Ort' vermag es demgegenüber, die Interpretation noch einmal in eine andere Richtung zu lenken, die dem Text vielleicht noch eher gerecht wird.

Im mittleren Abschnitt von Z58 wird der Weg des Ich-Sprechers akzentuiert. Darin liegt ein wesentlicher Unterschied insbesondere zum ersten, aber auch zum letzten Abschnitt der Rede, in denen sich der Ich-Sprecher zwar teilweise auch bewegt,[43] diese Bewegung aber scheinbar keine Auswirkung auf seine Wahrnehmung der Umgebung hat. Während der erste und der letzte Abschnitt bei aller Plastizität des Dargestellten in dieser Hinsicht eher statisch wirken, entfaltet der mittlere Abschnitt nicht nur auf der Ebene der erzählten Bewegung des Ich-Sprechers einige Dynamik: Einerseits kommt hier räumliche Bewegung auf, insofern der Ich-Sprecher bemerkt, wie ein gejagtes Wildtier *sich entsagt*[ ] (V. 46),

43 Während im ersten Abschnitt überhaupt nicht die Rede davon ist, dass sich der Ich-Sprecher bewegt, läuft er im letzten Abschnitt der Rede entlang dem *kleyn rysier* (V. 89) in Richtung seiner Quelle, wo er die Linde vorfindet und beschreibt, wie die Hitze den Tau schwängert.

dabei direkt vor ihm *schnell* (V. 47) in Richtung des leuchtenden Gebirges entschwindet, und sich der Sprecher sogleich *enbor* (V. 56) hebt, um dem Tier zu folgen; er entkommt auf diese Weise dem Unwetter und gelangt zum ‚amoenen Ort'. Andererseits lässt sich hier beobachten, wie sich der Fokus der Darstellung des Erlebens des Ich-Sprechers von einer ‚realitätshaltigen' hin zu einer ‚imaginationslastigen' Wahrnehmung verschiebt. So betont der Ich-Sprecher im Moment des Erblickens der schönen Bergwelt zunächst noch, dass er am Horizont ein vom Sonnenlicht erfülltes Gebirge sieht, das Rettung vor dem Unwetter verspricht:

> *Durch schwartzes wolken sehen*
> *Mein awg begonde spehen*
> *Nach leng und nach der twirge*
> *Ein hoch erlewht gebirge*
> *Von glantzer sunnen glaste* (V. 27–31).

Das Erblicken des rettenden Schönwetter-Ortes ist so noch ganz im Duktus des ‚realitätshaltigen' ersten Abschnitts der Rede dargestellt, eine über den litteralen Sinn hinausgehende Bedeutungsebene wird nicht mit konkreten Inhalten gefüllt. Das ändert sich jedoch, als das *awg* des Ich-Sprechers gleich darauf beginnt, die Bergwelt *mit sinn* zu *ertaste*[n] (V. 32). Plötzlich erkennt der Ich-Sprecher nicht mehr nur das Licht der Sonne, sondern *manig varbe glantz* (V. 33), und mit seinem tastenden Blick bemerkt er, wie sich der glänzende Lichtschein mit *troepfel*[n] (V. 35) *vermischet* (V. 37), welche die Blumen und die Blüten der Kräuter des Berges auf eine solche Art und Weise benetzen (*erfrischet*, V. 38), dass sich das mit Blumen wie mit Edelsteinen besetzte Feld auf dem Berg dem Ich-Sprecher gleichsam *Schwanger* (V. 41) darbietet. Damit schwindet freilich der Anteil ‚realitätshaltiger' Beobachtung: Der schlichte Ausblick auf einen Ort mit besserem Wetter wird durch den tastenden Blick der Imagination überlagert, der das befruchtende Zusammenspiel von Licht, Luft und Tau bereits erfährt, das den Ort der Rettung vor dem schlechten Wetter im letzten Abschnitt der Rede zu einem ‚amoenen Ort' machen wird. Wenn der Ich-Sprecher am Ende des mittleren Abschnitts also dem gejagten Wildtier folgt, dann macht er sich nicht allein auf den Weg zu einem ‚realitätshaltigen' Ort, der Rettung vor dem Unwetter verspricht. In

erster Linie bricht er zu einem ‚amoenen Ort' auf.[44] In der Perspektive des Erlebens des Ich-Sprechers verlagert sich das Geschehen damit zunehmend auf eine Ebene reiner Imagination. Dies zeigt sich auch daran, dass der Ich-Sprecher einen Zwerg das Jagdhorn blasen hört (V. 44): Während das Auftreten des Zwergs aus Sicht des Rezipienten als Fiktionalitätssignal verstanden werden kann, ist die Bemerkung, dass der Ich-Sprecher den Zwerg hört – und nicht sieht, wodurch man einen Zwerg für gewöhnlich nur erkennt – im Rahmen dieses Textes, der die Modi der Wahrnehmung und den Erlebnishorizont des Ich-Sprechers stark akzentuiert, zumindest auffällig. Diese Bemerkung kann als Hinweis verstanden werden, dass sich das Geschehen in der phänomenalen Perspektive des spazierengehenden Ich-Sprechers auf eine Ebene sinnlicher Imagination verlagert.

Zugleich aber ruft das Auftreten des Zwergs aus Sicht des Rezipienten den fiktionalen Charakter des Erzählten in Erinnerung, was ihn von der phänomenalen Perspektive des Ich-Sprechers lösen kann. Während der Rezipient im ersten Textabschnitt den ‚realitätshaltigen' Kampf gegen das Unwetter mit den Augen des Ich-Sprechers sieht, kann sich sein Blick gerade dann vom Erleben des Ich-Sprechers befreien, als es auf den ‚amoenen Ort' zugeht. Das ist wichtig, denn der Text bietet dem Rezipienten im Folgenden Möglichkeiten, den ‚amoenen Ort' tendenziell unabhängig von der phänomenalen Perspektive des Ich-Sprechers zu imaginieren.

So fällt bei genauerer Betrachtung des Bildes von Venus, Mars und Sonne auf, wie unterschwellig der Text von einer litteralen Bedeutungsebene auf eine allegorische Sinnebene überführt und dabei die eigenständige Imagination des Rezipienten aktiviert wird: Zunächst *blikt* der Ich-Sprecher auf und meint, am Himmel den *stern* Venus zu erkennen (V. 72); dann erst *dawcht* ihn,

44 Dass der Ich-Sprecher auf der Spur eines geflohenen Wildtieres an einen ‚amoenen Ort' gelangt, erinnert wiederum an Gottfrieds ‚Tristan', gelangen doch erst der Jäger und dann König Marke auf der Spur eines entflohenen, weißen Hirsches (ein *vremede*[r] *hirz*, V. 17293) zur Minnegrotte, in der sich Tristan und Isolde aufhalten (vgl. Krohn 2009, V. 17275–17491). Denken könnte man zudem an die auch in Minnereden „bekannte[ ] metaphorische[ ] Gleichung" von der „Jagd als Liebeswerbung" (Egidi 2008, S. 152).

[…] *wye mars mit rotem sper*
Mit glast dor ynne tymmert
So gar fewr glantzig schymmert (V. 74–76).

Der rote Speer bleibt in der phänomenalen Perspektive des Ich-Sprechers möglicherweise ein Bild für die Lichtstrahlen, die mit jenen der Venus fusionieren. Zugleich aber wird durch das Einfügen des Speers eine für den Rezipienten erreichbare, allegorische Sinnebene erschließbar: Der antike Kriegsgott Mars tritt auf, dessen Präsenz wiederum eine allegorische Lesart des Planeten Venus als Liebesgöttin einfordert. Das konkrete Bild der Liebesvereinigung der beiden Gottheiten bleibt der phänomenalen Perspektive des Ich-Sprechers dabei eher verschlossen: Es ist der Imagination des Rezipienten überlassen, über den ‚denkenden Blick' des Ich-Sprechers auf Venus und Mars hinaus das Bild der Liebesvereinigung der beiden Gottheiten am ‚amoenen Ort' in der eigenen Vorstellung zu erschließen. Auf ähnliche Weise bleibt auch das Bild des von der Hitze geschwängerten Taus unscharf, wenn nicht der Rezipient imaginiert, wie im Bild von der Hitze als Mann und dem Tau als Frau das *beschwangern* (V. 119) stattfinden kann. Diese Bilder der Liebesvereinigung nicht in Gänze mit dem Blick des Ich-Sprechers auszuleuchten, sondern der Liebes-Imagination des Rezipienten Raum zu schaffen und zu lassen, scheint mir die eigentliche Strategie des Textes zu sein.

Anknüpfen lässt sich an dieser Stelle an einen Gedanken von Waltenberger 2006, der in seiner Analyse der Minnerede B1, ‚Der rote Mund', darauf aufmerksam gemacht hat, dass „vor dem Horizont einer zunehmenden Stabilität der kommunikativen Implikationen von Schriftlichkeit"[45] zu überlegen wäre, ob nicht (einige) Minnereden weniger auf die „performative Realisierung in sozial integrativer Gegenwart"[46] hin aufgezeichnet worden sind, sondern vielmehr der Rezipient aufgerufen ist, die „‚volle' Bedeutung des Textes […] okkasionell und individuell ‚für sich' herzustellen":[47] Ist Z58 vielleicht ein Text, der erst zu seiner vollen Bestimmung gelangt, wenn er durch die von ihm angeregte Imagination eines Lesers individuell ergänzt wird? Ein Text, der ‚durchwandert'

45 Waltenberger 2006, S. 260.
46 Waltenberger 2006, S. 261.
47 Waltenberger 2006, S. 261.

werden kann, wenn der Leser den Spaziergang des Ich-Sprechers ‚nachspielt' und beginnt, eigenständig ‚auf dem Text zu spielen'?

Das ‚Gewitter in den Bergen' ließe sich dann auch als Fragment lesen, allerdings nicht im Sinne einer abgebrochenen, unvollständigen Aufzeichnung oder Überlieferung. Fragment ist der Text insofern, als er vom Leser ‚zu komplettieren' ist: Er wird in die Imagination eines ‚amoenen Ortes' überführt, der sich als Raum für sein eigenes lustvolles ‚Weiterschreiben' des Textes erweist.[48] Man könnte das ‚Gewitter in den Bergen' so mit Barthes 2012 als den Text eines Liebenden für Liebende lesen,[49] als einen Text, der Teil ist eines Diskurses der Liebe. ‚Diskurs' allerdings nicht im Sinne eines Meta-Diskurses über das Sprechen von Liebe, sondern im Sinne eines „Dis-cursus", eines imaginären „Hin-und-Her-Laufens" von schreibenden und lesenden Liebenden, deren Liebe sich in der Imagination fortschreibt.[50] Dass die Bilder von Mars und Venus als Liebespaar und von Hitze als Mann und Tau als Frau aus der phänomenalen Perspektive des Ich-Sprechers brüchig und verkürzt bleiben, ist dabei eine Voraussetzung für die Offenheit des Imaginationsraums der Liebe. Und dass der Text den ‚amoenen Ort' abgesehen von diesen ‚zu komplettierenden' Bildern und dem beglückt wirkenden Ich-Sprecher leer stehen lässt, kann vor diesem Hintergrund mit Barthes' ‚Fragmenten einer Sprache der Liebe' als extreme Annäherung an ein Gegenwärtig-Machen der Minne im ‚Text' verstanden werden: Die These von Barthes 2012, dass ein Sprechen von der Liebe, wenn es Liebe bejaht, immer schon fragmentiert ist (die durch sein Schreiben in ‚Figuren' auch performativ plausibel werden soll), könnte hier auch für die Beschreibung der Minnerede adaptiert werden. Die Gewitterrede wäre mithin als ein Text zu verstehen, dessen

48 Vgl. Barthes 2006a, S. 38–41, der im Essay ‚Über das Lesen' drei unterschiedliche Arten von Begehren untersucht, die im Lesen aktiv werden können. An die dritte Art des lustvollen Lesens schließe ich hier an: „Ein drittes Leseabenteuer (Abenteuer nenne ich die Weise, auf die im Leser die Lust aufsteigt) ist schließlich, wenn man so sagen kann, das ‚Schreiben'; das Lesen leitet das ‚Schreibbegehren' (wir sind nun sicher, daß es eine Lust des Schreibens gibt, mag sie für uns auch noch sehr rätselhaft sein)" (Barthes 2006a, S. 41).

49 Vgl. Barthes 2012, S. 17: „Das Buch", nämlich ‚Fragmente einer Sprache der Liebe', „wäre idealerweise eine Interessengemeinschaft: ‚Den Lesern – den Liebenden – Vereint.'".

50 Barthes 2012, S. 15.

Sprechen von der Minne sich einem (Aus-)Sprechen der Minne besonders nähert. Pointierend ließe sich dann festhalten, dass Z58 kein Fragment einer Minnerede ist, sondern ein Fragment einer Sprache der Minne.

3 Das ‚Gewitter in den Bergen' und das Experimentierfeld der Minnereden

Anders als zunächst ähnlich anmutende Minnereden, die – geradezu voyeuristisch – den Ich-Sprecher und mit ihm den Rezipienten (etwa im Traum des Sprecher-Ichs) an die Imagination der Erfüllung seines Begehrens heranführen, zeichnet sich Z58 als Fragment einer Sprache der Minne als ein Text aus, der Zwischenräume individueller Imagination eröffnet. Aber darf man Z58 als ein solches ‚Fragment einer Sprache der Minne' noch als Minnerede begreifen?

Das ‚Gewitter in den Bergen' ist ein Text, der zwar offensichtlich nicht ausgehend von Erwartungen seine Stereotypie betreffend als Fragment einer Minnerede gelesen werden sollte, der zugleich aber sehr wohl dem Textfeld der Minnereden zuzurechnen ist. Dies zeigt nicht nur die Überlieferungssituation des Textes,[51] sondern auch die Wiederaufnahme von zahlreichen Motiven, Versatzstücken und Strukturelementen anderer Minnereden. Ähnlich etwa wie in B224, ‚Der Maienkranz', jenem Text, in dem ein Ich-Sprecher durch die Jagd nach einem Eichhörnchen erst

51 Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 2, machen insbesondere die Überlieferungssituation als Kriterium für die Aufnahme von Texten in das Repertorium der Minnereden stark: Das Textkorpus werde vor allem durch den „Überlieferungsbefund" bestimmt, dass Minnereden häufig gemeinsam und von anderen Textsorten abgegrenzt überliefert würden, woraus Klingner/Lieb 2013 schließen, dass es „bereits im Spätmittelalter [ein] etabliertes Gattungsbewusstsein" gegeben haben dürfte. Ob diese Argumentation für Z58 gelten kann, ist zwar fraglich, findet sich in der Handschrift doch neben Z58 und einem Prologexzerpt von B28 keine weitere Minnerede. Zudem scheint zumindest Z58 durch seine religiösen Komponenten nicht nur an B28 angebunden zu sein, sondern ebenso an die geistlichen Texte der Handschrift (und vielleicht auch – etwa über das Motiv des Taus – an Konrads von Würzburg ‚Goldene Schmiede'). Entgegnen könnte man dieser Argumentation, dass die beiden einzigen den Minnereden zurechenbaren Texte der Handschrift gleichwohl direkt aufeinander folgen (und so den konstitutiven Gattungszusammenhalt aufzuweisen scheinen), wobei durch Z58 ein Übergang von geistlichen Redeweisen hin zur weltlichen Dichtung modelliert werden könnte.

zur Reflexion über die eigene Minne-Situation gebracht und anschließend in einen imaginierten Innenraum geführt wird,[52] leitet das Verfolgen der Spur eines Jagdwilds den Ich-Sprecher von Z58 zu einem entrückten Ort, der im amoenen Licht von Sonne, Venus und Mars als Ort der Minne erscheint. Und ähnlich wie jene Traum-Minnereden, die den Ich-Sprecher und mit ihm den Rezipienten gezielt in die Imagination des Liebesaktes führen,[53] führt auch das ‚Gewitter in den Bergen' in einen solchen Vorstellungsraum – wenn dieser auch, wie gesagt, gerade kein Ort voyeuristischer Blicke auf den Ich-Sprecher in seiner Liebeserfahrung ist. Auch einzelne Motive anderer Minnereden, wie etwa die Verheißung der Minneerfüllung, wenn das Wetter umschlägt,[54] können in Z58 – variiert – wieder aufgefunden werden. Zudem lässt sich natürlich auch darauf verweisen, dass die Bauteile, aus denen Z58 konstruiert ist, allesamt dem topischen Inventar des Minneredens entlehnt sind. Sowohl der Spaziergang mit einer Darstellung des Wetters als auch die Jagd und die Ankunft an einem ‚amoenen Ort' (zumal in dieser Reihenfolge) weisen Z58 als Text aus, der zumindest auf Basis der Kenntnis von Minnereden entstanden ist. Dass diese Kenntnis durchaus profund gewesen sein dürfte, darauf weisen die intertextuellen Bezüge auf B485 (‚Die Minneburg') und die Minnereden Egens von Bamberg hin.[55]

Z58 ist mithin in die Redeweisen der Minnereden-Tradition eingebunden, und es scheint durchaus legitim zu sein, den Text zumindest als Experiment mit dem Redeinventar des Textkorpus der Minnereden zu

52 Allerdings imaginiert der Ich-Sprecher in B224 einen *zentralen* Ort der konventionellen, diskursiven Verständigung über Minne (vgl. Egidi 2008, S. 152–156) – während in Z58 ein *exzentrischer*, individueller Ort imaginiert zu werden scheint.

53 Ich denke zum Beispiel an B258, ‚Besuch bei der Geliebten', einen Text, in dem zum einen unklar bleibt, ob der Ich-Sprecher tatsächlich träumt, als er von einem Freund zur Geliebten geführt wird, zum anderen auffällig ist, dass die Geliebte „sich jeweils ohne große Überredung zur Gewährung der Bitten bereitfindet" (Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 393). Aber auch im Fall anderer Traum-Minnereden, etwa B247 und B252, könnte man darüber nachdenken, inwiefern hier nicht vor allem die Schaffung eines Vorstellungsraumes der Liebesvereinigung anvisiert wird.

54 Vgl. B225, V. 199–229: Die Dame knüpft die Gewährung der Bitten des Ich-Sprechers um ihre Minne an einen Wetterumschwung (*Harr, bis das wetter vbergått,* | *Hinnach die chur an dir statt,* | *Wie du dann wilt, also will ich*; V. 205–207, zitiert nach Haltaus 1840, S. 187–191, hier S. 190).

55 Vgl. Kiepe-Willms 1972, S. 288.

betrachten, obwohl er unseren Vorstellungen davon, was eine Minnerede leisten sollte, auf den ersten Blick nicht entspricht. Unter bestimmten Voraussetzungen lässt sich Z58 dann sogar als Minnerede im engeren Sinn beschreiben. Die Analyse von Z58 hat zwar gezeigt, dass dieser Text kaum in erster Linie der Reproduktion einer kollektiven Verständigung über das Sprechen über die Minne dient, sondern eher in die individuelle Imagination von Liebe einführt und dazu durchaus subtile und semantisch relevante Differenzen zur leblosen Topik der konventionellen Versatzstücke generiert. Aber wenn die Minnereden insgesamt als erzählerisches Experimentierfeld aufgefasst werden, dessen Potenzial gerade auch von den exzentrisch anmutenden Texten her auszuloten wäre,[56] lässt sich Z58 durchaus auch als Minnerede im engeren Sinne betrachten.

Dass die Abkehr vom Versuch der Definition einer Gattung der Minnereden zu Gunsten einer Beschreibung der Minnereden als erzählerisches Experimentierfeld jedoch nicht unbedingt mit dem Verlust einer präzisen Beschreibungsmöglichkeit des Textkorpus der Minnereden einhergehen muss, lässt sich vor dem Hintergrund der Analyse des ‚Gewitters in den Bergen' aufzeigen. Denn um diesen Text als Fragment einer Sprache der Minne zu lesen, muss nichts aufgeben werden, was man über die Konventionalität von Minnereden im Allgemeinen weiß, nur darf das Besondere des Textes nicht *a priori* mit Blick auf dieses Allgemeine gedeutet werden. Stattdessen bietet sich eine Lektüreeinstellung an, die den Text zunächst als Singularität wahrnimmt. Um die erzählerischen Potenziale im Experimentierfeld der Minnereden literaturwissenschaftlich zu ergründen, sollte daher die alle Texte durchziehende Wiederholung nicht primär als Identitätsfigur gedacht werden, die Besonderes als Realisation eines abstrakten Allgemeinen verstehen lässt.[57] Mit Deleuze 2007 kann demgegenüber auf

56 Ich greife damit einen Gedanken auf, den Michael Waltenberger in seinem Vortrag ‚Überschreitung und Abbruch. Zur Steigerung von Erfahrungshaftigkeit in der Minnerede Rat einer Jungfrau (Brandis 202)' geäußert hat, der im Rahmen der von Sonja Glauch und Katharina Philipowski ausgerichteten Tagung ‚Von sich selbst erzählen. Historische Dimensionen des Ich-Erzählens' (Kloster Irsee, 30. September – 2. Oktober 2013) gehalten wurde. Das Manuskript des Vortrags, das im Rahmen eines Tagungsbandes als Aufsatz erscheinen soll, hat Michael Waltenberger mir dankenswerterweise zur Verfügung gestellt.

57 Lieb 2001 und 2002 fasst die Wiederholung in mehrfacher Hinsicht als Identitätsfigur. Semantisch scheint ihm Wiederholung in Minnereden zum Beispiel sinn-

eine „Wiederholung als Universalität des Singulären“ verwiesen werden, die einer solchen „Allgemeinheit des Besonderen“ entgegengestellt werden kann.[58] Das würde bedeuten, alle Texte, die in die Redeweisen (und die Überlieferung) der Minnereden-Tradition eingebunden sind (die ‚Universalität‘ der Minnereden), auch als singuläre Texte zu betrachten, die sich exzentrisch zum vermeintlich Allgemeinen verhalten können. Das jeweils Exzentrische dieser Texte in den Blick zu bekommen wäre ein wichtiges Desiderat der Minnereden-Forschung, wenn die Minnereden insgesamt als erzählerisches Experimentierfeld verstanden werden sollen. Und dieses Exzentrische als ‚Halbunsinn‘ abzutun oder Texte wie das ‚Gewitter in den Bergen‘ von den Minnereden abzugrenzen, wäre vor diesem Hintergrund wohl kaum der richtige Weg.

4 Literaturverzeichnis

Achnitz 2000: Wolfgang Achnitz, *Kurz rede von guoten minnen | diu guotet guoten sinnen.* Zur Binnendifferenzierung der sogenannten ‚Minnereden‘. In: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 12 (2000), S. 137–149.

Achnitz 2003: Wolfgang Achnitz, Minnereden. In: Forschungsberichte zur Internationalen Germanistik. Germanistische Mediävistik. Hg. von Hans-Jochen Schiewer unter Mitarbeit von Jochen Conzelmann. (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe C,6) Bern 2003, S. 197–255.

stabilisierend (vgl. etwa Lieb 2002, S. 154: „jede einzelne Wiederholung [bestätigt und bewahrt] das kollektive Wissen [von der Minne]“) oder zumindest „sinn*verheißend*[]“ zu wirken (Lieb 2001, S. 515). Pragmatisch wirkt sie diskursstabilisierend und tendenziell institutionalisierend (besteht doch eine wesentliche „Leistung der Wiederholung“ in Minnereden laut Lieb 2002, S. 155, in der „‚Autonomisierung‘ der kollektiven Minnekommunikation“).

58 Deleuze 2007, S. 16. Die Konzeption einer „Wiederholung als Universalität des Singulären“ ist dezidiert keine identitätsbildende Figur, sondern eine, die Identitätsbildungen radikal in Frage stellt: Auf ontologischer Ebene spricht Deleuze von der Wiederholung als einem „nomadische[n] Prinzip“, das sich sprunghaft zu Singularitäten verdichtet und „Individuen ebenso aufzulösen und zu vernichten wie vorübergehend zu konstituieren vermag“ (Deleuze 2007, S. 62).

Arbusow 1963: Leonid Arbusow, Colores rhetorici. Eine Auswahl rhetorischer Figuren und Gemeinplätze als Hilfsmittel für Übungen an mittelalterlichen Texten. 2., durchges. und verm. Aufl. Hg. von Helmut Peter. Göttingen 1963.

Barthes 2006a: Roland Barthes, Über das Lesen. In: Das Rauschen der Sprache. Kritische Essays IV. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. (edition suhrkamp 1695) Frankfurt a. M. 2006, S. 33–43.

Barthes 2006b: Roland Barthes, Vom Werk zum Text. In: Das Rauschen der Sprache. Kritische Essays IV. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. (edition suhrkamp 1695) Frankfurt a. M. 2006, S. 64–72.

Barthes 2012: Roland Barthes, Fragmente einer Sprache der Liebe. Übersetzt von Hans-Horst Henschen. Erstmals 1988. 15. Auflage. (suhrkamp taschenbuch 1586) Frankfurt a. M. 2012.

Bies 2010: Werner Bies, Tau [Art.]. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Begründet von Kurt Ranke. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich u. v. a. Bd. 13. Berlin – New York 2010, Sp. 237–239.

Brednich 1979: Rolf Wilhelm Brednich, Blitz [Art.]. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Hg. von Kurt Ranke u. v. a. Bd. 2. Berlin – New York 1979, Sp. 476–479.

Brandis 1968: Tilo Brandis, Mittelhochdeutsche, mittelniederdeutsche und mittelniederländische Minnereden. Verzeichnis der Handschriften und Drucke. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 25) München 1968.

Curtius 1993: Ernst Robert Curtius, Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter. Erstmals 1948. 11. Auflage. Tübingen – Basel 1993.

Deleuze 2007: Gilles Deleuze, Differenz und Wiederholung. Aus dem Französischen von Joseph Vogl. Erstmals 1992. 3. Auflage. München 2007.

Egidi 2008: Margreth Egidi, ‚Innenräume' des Liebesdiskurses. Spiegelungen des Innen am Beispiel der Gartenmotivik in Minnereden. In: Innenräume in der Literatur des deutschen Mittelalters. Hg. von Burkhard Hasebrink u. a. Berlin – New York 2008, S. 147–156.

Eibl 1987: Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. Vierzig Bände. Hg. von Hendrik Birus u. v. a. I. Abteilung: Sämtliche Werke. Bd. 1. Gedichte 1756–1799. Hg. von Karl Eibl. Frankfurt a. M. 1987.

Fritsch 1976: Bruno Fritsch, Die erotischen Motive in den Liedern Neidharts. Diss. Münster, gedruckt (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 189) Göppingen 1976.

Glier 1971: Ingeborg Glier, Artes amandi. Untersuchung zu Geschichte, Überlieferung und Typologie der deutschen Minnereden. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 34) München 1971.

Haltaus 1840: Liederbuch der Clara Hätzlerin. Hg. von Carl Haltaus. (Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur 8). Quedlinburg – Leipzig 1840.

Kern 2003a: Manfred Kern, Mars [Art.]. In: Lexikon der antiken Gestalten in den deutschen Texten des Mittelalters. Hg. von Manfred Kern und Alfred Ebenbauer unter Mitw. von Silvia Krämer-Seifert. Berlin – New York 2003, S. 373–377,

Kern 2003b: Manfred Kern, Venus [Art.]. In: Lexikon der antiken Gestalten in den deutschen Texten des Mittelalters. Hg. von Manfred Kern und Alfred Ebenbauer unter Mitw. von Silvia Krämer-Seifert. Berlin – New York 2003, S. 639–662.

Kiepe-Willms 1972: Eva Kiepe-Willms, Zu Egen von Bamberg, Engelhart von Hirschhorn und Konrad Öttinger. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 101 (1972), S. 285–288.

Klein 2011: Dorothea Klein, Amoene Orte. Zum produktiven Umgang mit einem Topos in mittelhochdeutscher Dichtung. In: Projektion – Reflexion – Ferne. Räumliche Vorstellungen und Denkfiguren im Mittelalter. Hg. von Sonja Glauch, Susanne Köbele und Uta Störmer-Caysa. Berlin – Boston 2011, S. 61–83.

Klingner/Lieb 2013: Jacob Klingner/Ludger Lieb, Handbuch Minnereden. Mit Beiträgen von Iulia-Emilia Dorobanţu, Stefan Matter, Martin Muschik, Melitta Rheinheimer und Clara Strijbosch. 2 Bde. Berlin – Boston 2013.

Krohn 2009: Gottfried von Straßburg, Tristan. Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch. Nach dem Text von Friedrich Ranke neu herausgegeben, ins Neuhochdeutsche übersetzt, mit einem Stellenkommentar und Nachwort von Rüdiger Krohn. Bd. 2: Text. V. 9983–19548. Erstmals 1980. 10. Auflage. Stuttgart 2009.

Lassberg 1842: Joseph Freiherr von Lassberg, Ein schoen alt Lied von Grave Friz von Zolre, dem Oettinger, und der Belagerung von Hohen Zolren, nebst noch etlichen andern Liedern. Also zum ersten mal, guten Freunden zu Lust und Lieb, in druk ausgegeben durch den alten Meister Sepp, auf der alten Meersburg [Joseph von Lassberg]. o. O. 1842.

Lieb 2000: Ludger Lieb, Minnerede [Art.]. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. von Georg Braungart, Harald Fricke, Klaus Grubmüller, Jan-Dirk Müller, Friedrich Vollhardt und Klaus Weimar. Bd. 2. Berlin – New York 2000, S. 601–604.

Lieb 2001: Ludger Lieb, Eine Poetik der Wiederholung. Regeln und Funktionen der Minnerede. In: Text und Kultur. Mittelalterliche Literatur 1150–1450. Hg. von Ursula Peters. (Germanistische Symposien. Berichtsbände 23) Stuttgart 2001, S. 506–528.

Lieb 2002: Ludger Lieb, Wiederholung als Leistung. Beobachtungen zur Institutionalität spätmittelalterlicher Minnekommunikation (am Beispiel der Minnerede „Was Blütenfarben bedeuten“). In: Wunsch – Maschine –

Wiederholung. Hg. von Klaus Müller-Wille, Detlef Roth und Jörg Wiesel. (Cultura 17) Freiburg 2002, S. 147–165.

Lieb/Neudeck 2006: Ludger Lieb/Otto Neudeck, Zur Poetik und Kultur der Minnereden. Eine Einleitung. In: Triviale Minne? Konventionalität und Trivialisierung in spätmittelalterlichen Minnereden. Hg. von Ludger Lieb und Otto Neudeck. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 40) Berlin – New York 2006, S. 1–17.

Lieb/Strohschneider 1998: Ludger Lieb/Peter Strohschneider, Die Grenzen der Minnekommunikation. Interpretationsskizzen über Zugangsregulierungen und Verschwiegenheitsgebote im Diskurs spätmittelalterlicher Minnereden. In: Das Öffentliche und Private in der Vormoderne. Hg. von Gert Melville und Peter von Moos. (Norm und Struktur 10) Köln – Weimar – Wien 1998, S. 275–305.

Lieb/Strohschneider 2005: Ludger Lieb/Peter Strohschneider, Zur Konventionalität der Minnerede. Eine Skizze am Beispiel von des Elenden Knaben ‚Minnegericht'. In: Literatur und Wandmalerei II. Konventionalität und Konversation. Burgdorfer Colloquium 2001. Hg. von Eckart Conrad Lutz, Johanna Thali und René Wetzel. Tübingen 2005, S. 109–138.

Matthaei 1913: Mittelhochdeutsche Minnereden I. Die Heidelberger Handschriften 344, 358, 376 und 393. Mit drei Tafeln. Hg. von Kurt Matthaei. (Deutsche Texte des Mittelalters 24) Berlin 1913. Nachdruck Dublin – Zürich 1967.

Mommsen 1985: Katharina Mommsen, ‚Wandrers Sturmlied'. Die Leiden des jungen Goethe. In: Sturm und Drang. Hg. von Manfred Wacker. Darmstadt 1985, S. 368–396.

Ohly 1977: Friedrich Ohly, Tau und Perle. Ein Vortrag. In: Schriften zur mittelalterlichen Bedeutungsforschung. Hg. von dems. Darmstadt 1977, S. 274–292.

Ohly 1993: Friedrich Ohly, Metaphern für die Inspiration. In: Euphorion 87 (1993), S. 119–171.

Primisser 1827: Peter Suchenwirt's Werke aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Ein Beytrag zur Zeit- und Sittengeschichte. Hg. von Alois Primisser. Wien 1827. Nachdruck Wien 1961.

Pyritz 1950: Die Minneburg. Nach der Heidelberger Pergamenthandschrift (CPG 455) unter Heranziehung der Kölner Handschrift und der Donaueschinger und Prager Fragmente. Hg. von Hans Pyritz. Berlin 1950.

Schmidt 1984: Jochen Schmidt, Gelehrte Genialität: „Wandrers Sturmlied". In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 28 (1984), S. 144–190.

Schulten 1912: Adolf Schulten, Hasta [Art.]. In: Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung begonnen von Georg Wissowa. Hg. von Wilhelm Kroll u. v. a. Vierzehnter Halbband. Glykyrrhiza bis Helikeia. Stuttgart 1912, Sp. 2501–2508.

Sprengel 1985a: Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Hg. von Karl Richter u. a. Bd. 16. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Hg. von Peter Sprengel. München 1985.

Sprengel 1985b: Peter Sprengel, Einführung. In: Sprengel 1985a, S. 881–920.

Staiger 1957: Emil Staiger, Goethe. Bd. 1: 1749–1786. 2., unveränd. Aufl. Zürich – Freiburg i.Br. 1957.

Waltenberger 2006: Michael Waltenberger, *Diß ist ein red als hundert.* Diskursive Konventionalität und imaginative Intensität in der Minnerede ‚Der rote Mund'. In: Visualisierungsstrategien in mittelalterlichen Bildern und Texten. Hg. von Horst Wenzel und C. Stephen Jaeger. (Philologische Studien und Quellen 195) Berlin 2006, S. 248–274.

Ward 1979: Donald Ward, Berg [Art.]. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Hg. von Kurt Ranke u. v. a. Bd. 2. Berlin – New York 1979, Sp. 138–146.

Windrich 2012: Johannes Windrich, Goethes blinde Hymne. Bewunderung und Verehrung in *Wandrers Sturmlied*. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 86 (2012), S. 27–63.

Wünsch 2007: Marianne Wünsch, Erlebnislyrik [Art.]. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. von Klaus Weimar gem. mit Harald Fricke, Klaus Grubmüller und Jan-Dirk Müller. Bd. I, A – G. Berlin 2007, S. 498–500.

Christine Stridde (Zürich)

„Skandal. Liebesbriefe waren gefälscht.“ [1]

Zur Logik des Briefeschreibens in den Minnereden

1 Problemhorizont

Als Medium der Distanzkommunikation war und ist der Liebesbrief in allen Zeiten geradezu prädestiniert, um die aus moralischen, ethischen, sozialen, religiösen oder auch nur geographischen Gründen verhinderte Liebe zwischen zwei Menschen dennoch auszuagieren. Im Liebesbrief manifestiert sich das Paradox, dass er einerseits Gefühl und Begehren des Liebenden zwar in Vollkommenheit widerspiegeln soll, er andererseits aber vor dieser Vollkommenheit notwendigerweise zu verstummen hat, da jede diskursive Durcharbeitung zur kommunikativen Bewältigung geriete und daher hinter dem Tatsächlichen jederzeit zurückbleiben muss und auch soll. Ist die physische Begegnung zwischen den Liebenden keine Option, kann das Begehren umgekehrt nur qua Brief ausgelebt werden. Strategien überbordender und sich endlos steigernder ästhetischer Verfeinerung fingieren zwar in gewissem Maße die Entzeitlichung des Begehrens, antizipieren eine Transzendierung des Gefühls und vermögen das Paradox vielleicht gar einzudämmen. Dadurch, dass diese Strategien aber unfähig sind, das Paradox aufzulösen, stellen sie es erst recht auf Dauer. Das heißt aber auch, dass es den authentischen Liebesbrief – überspitzt formuliert – ohne eine in hohem Maße literarisierte Formelhaftigkeit und einer damit eng zusammenhängenden Exemplarizität gar nicht geben kann. Selbst die letztlich ernüchternde Entwicklung des Briefwechsels zwischen Abaelard und Heloise, dem wohl berühm-

1 Das Zitat ist eine Abwandlung des Titels des Beitrags Oltimann 1979.

testen Briefliebespaar des Mittelalters, von leidenschaftlichem Begehren (jedenfalls von ihrer Seite) zu theologischen Reflexionen und pragmatischen Erörterungen in Sachen Klosterverwaltung, die ja außerdem auf Abaelards wohl kalkulierte Inszenierung zum Zwecke seiner Rehabilitation zurückgeht, sprechen für die im Grunde erfolglose Vereinbarkeit von Brief und Liebesbegehren.[2]

Dennoch – oder vielmehr gerade deshalb – bedient sich die höfische Literatur in Epik und Lyrik des Briefs als Textform und Medium sowie des Briefeschreibens als ein zentrales Motiv des Erzählens von der Liebe. „Die Briefe sagen, bewirken, motivieren Dinge, die auf andere Weise – wegen der räumlichen Trennung der Schreibenden – nicht gesagt, bewirkt, motiviert werden könnten oder jedenfalls nicht so gut."[3] „Nicht so gut" meint auch das spezifisch zweifache Potential des Briefes, welches er als eine besondere Form von Textualität entfaltet. Mittels der vielgestaltigen Materialität der Briefe – man denke nur an die in kleine Holzspäne geritzten Nachrichten in Gottfrieds ‚Tristan', die Tristan und Isolde im fließenden Bach einander schicken – können die Partner eben auch auf taktile Weise miteinander in Kontakt treten. Diese Möglichkeiten mögen begrenzt sein, jedoch gilt dies weder für die Phantasie der Liebenden, die Materialität der Briefe mit immer neuen Semantiken aufzuladen, noch für das Vergnügen, welches die Romanautoren und ihr Publikum am Erzählen davon haben. Gleichzeitig ist der Brief selbst als Textform aufgrund seiner kommunikativen und ästhetischen Funktion für die zwischenmenschliche Liebe als literarischer Typus[4] eng verknüpft mit der Liebeslyrik, die den frühesten volkssprachlichen Texten unabhängig von der lateinischen *Ars dictaminis* als Formel- und Motivarsenal dienen konnte. Wenn Gottfried von Straßburg im Hinblick auf Isoldes Bildung das Dichten von Briefen und Kanzonen in einem Atemzug nennt,[5] hat er eben diese wechselseitige Bedingtheit von Lyrik und Brief im Blick.

2 Vgl. dazu die in Anm. 29 zitierte Literatur.

3 Brackert 1974, S. 4, Anm. 10.

4 Ich vermeide den in diesem Zusammenhang schwierigen und nicht selten polemisch diskutierten Begriff der Gattung; vgl. dazu bes. Schulz-Grobert 1993 mit der dort zitierten Literatur.

5 *Sie kunde […] brieve und schanzûne tihten, | ir getihte schône slihten, | si kunde schrîben unde lesen* (V. 8137–8141). Zitiert nach: Krohn 1998.

Es gibt Briefe in Liedform,[6] beim Minnesänger Taler sogar als eine Art singendes Telegramm,[7] und umgekehrt Lieder, die Briefe thematisieren, in Teilen solche einschließen[8] und so weiter.

Dass mittelalterliche Liebeslyrik und epischer Liebesbrief so eng aufeinander bezogen sind, bedingt, dass sie ihre Motivation leicht aus sich selbst heraus gewinnen können, ohne schließlich auf ein Narrativ angewiesen zu sein. Die Literaturgeschichte des Liebesbriefes verzeichnet nämlich, Helmut Brackert hat dies anschaulich gezeigt, eine zusehende Verselbständigung des Briefes aus dem epischen und lyrischen Zusammenhang hin zu einem eigenständigen Texttyp, der sich thematisch allein auf das Wesentliche, nämlich die Minne, reduziert, welche „die einmalige, individuelle Grunderfahrung […] exemplarisch ausdrückt, im Gesellschaftlich-Überindividuellen fest[ ]macht und [aufhebt]“.[9] Das kann nicht sehr überraschen: Eine singuläre Situativität des Liebesbriefes in der deutschen Epik war ohnehin von Anfang an schwach ausgeprägt, jedenfalls was neben dem szenischen Zusammenhang den eigentlichen Briefinhalt anbetraf. Selten sind schon die Namen der Beteiligten genannt, die *narratio* entfällt regelmäßig ganz und die *petitio* besteht bloß aus einer kurzen allgemeinen Bitte, welche sich mittels allgemeinster Minneformeln um das liebende Gedenken, Hilfe und den erhofften Minnelohn dreht. Das ist bei Lavinia und Eneas in Heinrichs von Veldeke ‚Eneas-

6 Darauf verweist etwa Ulrich von Lichtenstein, vgl. Lachmann 1841: *diu wol gemuote danne gie in ir heimlîch, dâ si las swaz an dem brief geschriben was. Den brief diu süeze wol getân las: dâ stuonden diu liet an* (57,21-24).

7 Bartsch 1886, S. 69: Der Taler 3.I: *Küenzlîn, bring mir mînen sanc* | *der minneclîchen frouwen,* | *nâch der mîn sendez herze ie ranc:* | *daz hât si mir verhouwen.* | *Ahi, solt ich die schœnen noch nâch mînem willen schouwen!* | *bring ir den brief und sing ir ûf gedœne.* | *du maht vil gerne loufen dar, dû sæh nie wîp so schœne.* Der brieflichen Zustellung des Liedes geht scheinbar eine Ablehnung des konventionellen Sangs von Angesicht zu Angesicht voraus. Der Brief soll Wegbereiter sein, die Dame ‚gefügig‘ bzw. dem Sänger/Briefeschreiber wohlgesonnen zu machen, damit er sich anschließend nâch mînen willen schouwen kann. Allerdings hat der Absender wohl gerade darum Schwierigkeiten, einen Boten für sein Lied zu finden, trotzdem er sie mit sexuellen Anspielungen versucht zu überreden.

8 *Dir enbiutet, edel rîter guot,* | *ein vrowe, der dîn scheinen tuot* | *alse herzeclîchen wê.* | *nu lis den brief, er seit dir mêr,* | *Waz dir enbiutet,* | *diu dich ze herzen triutet* (Namenlose Lieder, MF XIII). Zitiert nach Moser/Tervooren 1988.

9 Schiendorfer 1988, S. 71. Zu diesem Zusammenhang vgl. Schnell 1981, bes. S. 265 und Schulz-Grobert 1993, S. 4.

roman‘ so,[10] bei Gramoflanz und Itonje in Wolframs von Eschenbach ‚Parzival‘,[11] bei Willehalm und Amelie in Rudolfs von Ems ‚Willehalm von Orlens‘, bei Wilhelm und Aglye in Johanns von Würzburg ‚Wilhelm von Österreich‘, bei Otto und Adelheid jedenfalls im ‚Herzog Ernst D‘[12] und so weiter. Gegenüber den lateinischen Briefgedichten[13] sind die Briefe der höfischen Epik ganz offensichtlich nicht einmal dazu gedacht, „einen konkreten Anlaß zu fingieren […], ein Liebesverhältnis anzubahnen, noch findet sich in der Regel eine Bitte um ein zeitlich oder lokal fixiertes Stelldichein; die Minnebriefe danken nicht für ein Treffen, das stattgefunden hat, noch wird durch sie jemals eine Bindung gelöst.“[14]

10 Es handelt sich um den ersten Minnebrief in der deutschen Romantradition, welchen Lavinia an Eneas in Heinrichs von Veldeke ‚Eneit‘ schreibt: ‚*ez enbûtet Lavîne | Ênêase dem rîchen | ir dienest innechlîchen, | der is ir vor alle man, | wande sim baz gûtes gan, | dan allen den dies ie gesach, | und si sîn vergezzen niene mach | weder spâte noch frû. | unde enbûtet im dar zû, | daz her der rede sî gewis | und vil wol gedenke des, | daz diu minne vil getût*‘ (V. 10794ff.); zitiert nach Kartschoke 1997. Abgesehen von der Namensnennung ist der Brief vollkommen allgemein gehalten. Spezifisch und den situativen Umständen der erzählten Welt angepasst ist dagegen die Schreibsituation (V. 10785–10791) und der lang auserzählte Versand (V. 10807–10917), der Mittels eines Pfeils aus dem Fenster hinab zum Geliebten bewerkstelligt werden muss. Vgl. dazu Bussmann 2008. Eine solche Szene, wie Briefe qua Pfeilschüssen ausgetauscht werden, verbildlicht etwa die Autorenminiatur zu dem von Trostberg im Codex Manesse (Cpg 848, fol. 255^{r}).

11 Im für die Tradition und die Ausbildung des Musters maßgebenden Brief von Gramoflanz an Itonje (715.1–30) in Wolframs ‚Parzival‘ fehlen die Namen der Betroffenen dann schon ganz, wodurch sein Potential zur Exemplarizität schon voll ausgeprägt erscheint und daher auch verständlicherweise die Eigenständigkeit der Gattung massiv befördert und beeinflusst hat. „Das Ergebnis ist ein Briefformular, wie es an jeder anderen Stelle des Romans unter beliebig anderen Umständen erscheinen könnte.“ (Brackert 1974, S. 5) Die Briefe von Gahmuret an Belakane (55.21ff.) sowie von Amphlise an Gahmuret (76.23ff.) sind hingegen anders veranlasst, woraufhin ihr Inhalt entsprechend kontextualisiert und sie deshalb nicht eigentlich als Liebesbriefe zu bezeichnen sind.

12 Im anonym überlieferten ‚Herzog Ernst B‘ (vgl. Sowinski 1979) stellt sich der Brief zwar als Werbungsschreiben dar, jedoch ist der „imperiale[ ] Duktus“ (Brackert 1974, S. 2) derart vordergründig, dass von einem Minnebrief (noch) nicht gesprochen werden kann. Erst im ‚Herzog Ernst D‘ „wird er, im Kontext einer neuen literarischen Traditionsbildung, umgeformt zu einem regelrechten, d.h. bestimmte konstitutive Funktionsmerkmale aufweisenden Exemplar dieser Gattung“ (Brackert 1974, S. 3).

13 Vgl. dazu unter anderem Rockinger 1863; Ruhe 1975; Bond 1986 und ders. 1995.

14 Brackert 1974, S. 7.

Bezeichnend für diese Entkontextualisierung aus dem epischen Narrativ und den literarischen Stilisierungsprozess ist etwa die Briefkommunikation zwischen Wilhelm und Amelie in Rudolfs von Ems ‚Willehalm von Orlens‘.[15] Da die Liebenden getrennt voneinander sein müssen – sie in England, er auf dem Festland auf Turnierfahrt –, bleibt ihnen nichts weiter als das Briefeschreiben, um ihr gegenseitiges Minnebegehren auszuagieren. Und so beschränken sie sich in ihren schriftlichen Liebesbezeigungen, die poetisch kaum ausgefeilter und formelhafter sein könnten, allein auf sie.[16] Möglicher Liebesvollzug und Minnekommunikation sind wie in der höfischen Lyriktradition in eins gesetzt,[17] auch „über die Erfordernisse des epischen Vorgangs hinaus“.[18] Ist es darüber hinaus erforderlich pragmatische Informationen auszutauschen, übernimmt dies signifikanterweise anstelle des üblichen Briefes ein Bote, der die Mitteilungen mündlich überbringt.[19] Hervorstechend für diese Reduktion allein auf das Thema der Minne und des Begehrens ist daher auch der Wegfall der *narratio*, also des sachlichen Teils, an dem sich anhand kontextueller Parameter der eigentliche ‚Sitz im Leben‘ des Briefes bestimmen ließe. Die *petitio* als direktes Werbungsanliegen wird deshalb zum Beispiel im ‚Herzog Ernst D‘[20] aus dem Brief in die Botenrede verlagert, da „die Werbung […] in einem Minnebrief […] nicht stehen darf, weil sie das Minnebekenntnis zu stark konkretisiert“,[21] was dafür spricht, dass sich

15 Vgl. Junk 1905: V. 6232ff., 6827ff., 7537ff., 8015ff., 8204ff. Vgl. Huber 2008.

16 Die Materialität des Briefes wird über die Schrift hinaus auch hier durch weitere symbolhafte Gegenstände und Körperzeichen ergänzt: *Den brief hat ain fingerlin* | *Tuire unde claine* | *Mit ainem edeln staine* | *Besigelt* (V. 6270–6273); *Das si wainende begoz* | *Den brief mit ir trâhene da* (V. 8288f.).

17 Vgl. dazu etwa von Moos 2003, bes. S. 99.

18 Brackert 1974, S. 7. Zur Analyse der Briefe im Hinblick auf die Entwicklung einer eigenständigen Briefgattung vgl. ebd., S. 9–13.

19 Von Amelies Unglück Avenis von Ispanje heiraten zu müssen, erfährt Willehalm von Pitipas persönlich und aus erster Hand (V. 8538–8557). Der Brief, den der Bote außerdem überbringt, spricht nur davon, *Wie trureclich ir clage was* | *Und wie jâmerliche* | *Diu vrŏwe jamers riche* | *Mit segenne von im urlub nam* (V. 8560–8563) ohne eine Angabe der Gründe.

20 Vgl. Rosenfeld 1991.

21 Brackert 1974, S. 6.

der Minnebrief zu Zeiten des ‚Herzog Ernst D' als Muster bereits verfestigt hatte.[22]

Inhaltsleere, Künstlichkeit, Anonymität und floskelhafte Exemplarizität der epischen Liebesbriefe, aus der sich ein eigenständiger Texttyp entwickelte, der auch ganz ohne narrative Rahmung gut auskommt, verdeutlichen, dass es den authentischen Liebesbrief, der also ein ganz privates, individuelles subjektives Begehren ausdrückt, welches entsprechend seinen einzigartigen Ausdruck sucht, nicht einmal in der erzählten höfischen Welt gibt, selbst dann nicht, wenn wohl Anlass und Möglichkeit dazu bestanden hätten.[23] Das ist ein für jeden Romantiker enttäuschender Befund. Verständlich also, dass insbesondere die ältere Forschung gern an der Authentizität wenigstens der eigenständig, das heißt ohne erkennbaren primären epischen oder lyrischen Zusammenhang tradierten Briefe festhalten wollte. Das geschah vor allem dann, wenn die Briefe aufgrund ihrer besonderen Überlieferungsgegebenheit, etwa als winzige Broschuren oder Rotuli,[24] dem zu entsprechen schienen, was in den höfischen Romanen und der Lyrik wenigstens von den heimlichen und oft

22 Neu erschienen und in diesem Zusammenhang relevant Muschick 2013.

23 „Das gilt schlechthin für alle Perioden der Literaturgeschichte, sofern es sich nämlich um wirkliche, d.h. ohne jede literarische Absicht verfasste Liebesbriefe handelt, also um Mitteilungen eines liebenden oder verliebten Menschen an einen anderen, der Objekt des Verliebtseins oder dieser Liebe ist: keine Äußerung menschlichen Geistes und menschlicher Seele ist so ausschließlich daraufhin angelegt, nur zu einem einzigen Menschen zu gelangen und nur von ihm vernommen zu werden." (Schaller, D. 1966, S. 25) Beide Argumente sind natürlich verschränkt, insofern die literarischen Briefe umgekehrt, wie gezeigt, erst ihrer Konkretheit beraubt ihre eigene „literarische Absicht" prononcieren und sich daher die Exklusivität und Kreativität (oder auch Absurdität) des Erzählens auf die situative Einbettung im Schreiben, Versenden, Empfangen und Lesen entfalten. So auch die Meinung von Ruhe 1975, S. 62, der, indem er eigentlich gegen Schaller argumentiert, ihm doch zustimmt, da er das Argument schließlich aus Richtung authentischer Liebesbriefe wiederholt in Stellung bringt, wenn er (ein wenig) polemisiert: „Der von Schaller vermisste ‚echte' Liebesbrief ist im Mittelalter nicht zu erwarten: Die originalen Liebesbriefe unterscheiden sich in dem Sinne, in dem Schaller sie differenzieren will, nicht von den fiktiven literarischen Gattungsformen […]".

24 Neben den ‚Züricher Liebesbriefen', über die gleich näher zu sprechen sein wird, wäre da vor allem der ‚Regensburger Liebesbrief' (B159) zu nennen. Sowohl Schulz-Grobert 1993, S. 18f. als auch Blank 1989, S. 1095f. bezweifeln die „Originalität" als echter Liebesbrief entschieden. Weitere Textfragmente und „zweifelhafte" Originale versammelt Schulz-Grobert 1993, S. 14–32.

spektakulär ausgedachten Briefzustellungen erzählt oder in der dazugehörigen Bildtradition dargestellt wird. Dass dies einer allzu romantischen Vorstellung entspricht und mit der Realität wenig zu tun hatte, dürfte heute als Konsens gelten.

Tilo Brandis hatte den eigenständig überlieferten Liebesbriefen eine gattungstypologische Sonderstellung attestiert, da sie „nur in Ausnahmefällen […] Aufnahme in die literarischen Minneredensammlungen gefunden“ haben, vielmehr liegen sie in der Regel als „flüchtige Konzepte und Formulare in […] verschiedensten Handschriften oder auf Einzelblättern“ vor.[25] Ingeborg Glier sieht die Briefe eher als Übergangs- und Mischformen im Kontext der Minnereden, vor allem, weil „oft nicht mehr genau zu bestimmen [sei], was in ihm vorliegt: poetische Fiktion, literarisches Zitat, Briefmuster oder gar Teil einer ‚Korrespondenz‘“.[26] Die Frage also, ob diese Liebesbriefe sinnvoll zum Korpus der Minnereden zu zählen sind, wird ausgerechnet im Horizont der ‚realen Existenzbedingungen‘ der Texte verhandelt. Dies ist vor dem Hintergrund ihres Ursprungs in der Epik ebenso überraschend wie interessant. Die Frage nach der Realität der Briefe ist auch noch für Schulz-Groberts einschlägige Studie maßgebend gewesen, welche sich einer dezidiert überlieferungsphilologischen Untersuchungsmethode bedient. Sie muss schließlich mit dem fundamentalen Problem umgehen, dass „ohne jede literarische Absicht verfasste Liebesbriefe“[27] – wenn es solche überhaupt geben kann[28] – wie kaum andere schriftliche Dokumente dem fremden Blick und erst recht

25 Brandis 1968, S. 17.

26 Glier 1971, S. 402.

27 Schaller, D. 1966, S. 25.

28 Fürbeth 1999, S. 56 weist in diesem Zusammenhang in Auseinandersetzung mit den humanistischen *Modi epistolandi* auf die enorme Diskrepanz epistolographischer Praxis und Theorie hin, da es sich bei den Briefen „keinesfalls“ um „Kodifikationen der literarischen Briefpraxis der Humanisten“ handelte, „sondern in weiten Teilen auf der noch von den *artes dictaminis* begründeten Brieftheorie basierten“. Der Hinweis auf den spielerischen Aspekt solcher Übungen, wie sie etwa in der ‚Rota Veneris‘ des Boncompagno da Signa nicht nur als Briefe, sondern sogar deren Antworten, zusammengestellt sind (vgl. Fürbeth 1999, S. 58), ist gerade dann erwägenswert, wenn man die narrative Struktur der Zusammenstellungen von der Werbung über die Erfüllung bis zum Ende der Liebesbeziehung beachtet, welche Ruhe 1975, S. 134, demgegenüber gerade als Argument für den „praktischen Zweck“ der Einzeltexte sehen wollte.

dem wissenschaftlichen entzogen sein muss. Das hat schon damit zu tun, dass der Brief ganz allgemein in seiner Grundstruktur *per definitionem* nicht-fiktional, „an eine explizit genannte bzw. angeredete Person" und „nicht zur weiteren Veröffentlichung bestimmt[]" sein muss.[29] Dort jedoch, wo er überhaupt in den Blick des Literaturhistorikers und -theoretikers rücken könnte, ist er bereits seinem ursprünglichen pragmatischen Zusammenhang entnommen, ent- und/oder rekontextualisiert, oft auch abgeschrieben, geordnet, gerahmt, redaktioniert, systematisiert, also bereits literarisiert und in irgendeiner Weise publiziert.[30]

Dies wirft aus literaturwissenschaftlicher Sicht die Frage auf, wie sich Briefkommunikation und Liebesbegehren überhaupt zueinander verhalten, wenn die Authentizität der überlieferten Liebesbriefe an der Realität beziehungsweise Alltagsweltlichkeit des Liebesverhältnisses zu ermessen sei, auf welches die Briefe referieren und reagieren sollten. Um diesem Zusammenhang von Brief und Begehren – bzw. allgemeiner gesprochen Literatur und Wirklichkeit – nachzugehen, sollen vier Text-

29 Golz 1997, S. 251.

30 Vgl. Schubert 1999, S. 35: „even the fact that they have come down to us at all, raises suspicion as to whether the texts are more than literary exercises of an elaborate form". Das gilt schließlich auch für die Briefe zwischen Abaelard und Heloise. Abaelard hatte den Briefwechsel als zweiten Teil seiner autobiographischen *Historia calamitatum mearum* veröffentlicht und dafür Heloise' Briefe mindestens redaktionell überarbeitet. Vgl. dazu maßgebend von Moos 1974. Außerdem Benton 1988. Aufgrund dieses schwierigen Zusammenhangs von Überlieferung der Texte und ihrer Authentizität hatten sich Ruhe 1975 und Schaller, D. 1977 eine Kontroverse geliefert, die Schulz-Grobert 1993, S. 16 richtigerweise als „Scheingefecht" charakterisiert hatte, da der Überlieferungsverlust eben schlichtweg nicht mit dem tatsächlich Überlieferten ins Verhältnis gesetzt werden kann, solange man ‚Originalität' einmal als philologische, ein anderes Mal als kulturhistorisch-anthropologische Kategorie auffasst. Vgl. zu dieser Auseinandersetzung auch Fürbeth 1999, S. 53f. Gelegentlich thematisieren die späteren Versliebesbriefe im Kontext der Minnereden ihre eigene Anonymität als Ausweis von Authentizität und Wahrhaftigkeit. So etwa im Liebesbrief B77 (ähnlich auch B79), in dem das Ich, wie es sagt, absichtlich die Nennung von Namen unterlässt, um die Ehre der Dame bei etwaiger Entdeckung nicht zu gefährden; oder in B78, wo die Identifikation des Absenders durch die Dame ihrerseits zum Liebesbeweis werden solle, da das Ich die Empfängerin auffordert, die beiliegende Rose an denjenigen (zurück)zuschicken, für den ihr Herz am heftigsten schlüge. Dieses Spiel um die Anonymität des Briefeschreibers nimmt sich als ein rhetorisches Motiv ähnlich aus, wie die geheimnisvolle Signatur 23^{I} in den ‚Züricher Liebesbriefen' (vgl. dazu die folgenden Ausführungen).

beispiele vorgestellt und analysiert werden, die zwar sehr unterschiedlich sind, jedoch das spezifische Verhältnis von Briefkommunikation und Liebesbegehren in ein je eigenes aufschlussreiches Licht rücken. Die Texte dieser Beispielreihe werden meist – das ‚Handbuch Minnereden‘ tut dies jedenfalls – zum gattungstypologisch disparaten Korpus der als Minnereden klassifizierten Reimpaardichtungen gezählt. Was die Texte also zunächst eint, ist allgemein das Thema Minne, die Dominanz der Ich-Rolle, das reflektierende bzw. darstellende Moment gegenüber einer potentiell epischen Rahmenhandlung und der nicht sangbaren Form in Reimpaarversen.[31] Da sie darüber hinaus auf jeweils unterschiedliche Weise den Brief als Medium des Minnebegehrens vor dem Hintergrund ‚realer Existenzbedingungen‘ thematisieren, können sich aus ihrer Betrachtung eventuell auch allgemeine Rückschlüsse zum Problem von Authentizität und ‚Originalität‘ der Liebesbriefe für die literaturwissenschaftliche, näherhin gattungshistorische Diskussion in Bezug auf das Korpus der Minnereden ergeben.

2 ‚Züricher Liebesbriefe‘ (B187–192)[32]

Im Rennweg, genaugenommen im Haus Nr. 33, in einer der ältesten Straßen Zürichs fand 1834 der Major und Commissionär Georg Heinrich Faesi bei der Renovierung seines Hauses zwischen zwei Balken hinter Putz versteckt ein winziges in Leder gebundenes Heftchen. Faesi erkannte das offensichtlich fortgeschrittene Alter seines Fundes und übergab es der damals noch jungen ‚Antiquarischen Gesellschaft in Zürich‘. Dort geriet es in die Hände Ludwig Ettmüllers, der 1844 das Gefundene unter dem Titel ‚Sechs Briefe und ein Leich‘ in den ‚Mittheilungen der Zürcher Gesellschaft für vaterländische Alterthümer‘ veröffentlichte.[33] De facto handelt es sich um sechs Liebesbriefe und einen sonst nicht bekannten Minneleich, „dessen letzter Versikel vielleicht als eine selb-

31 Vgl. Lieb 2000, S. 601.

32 Die Nummerierung der Minnereden folgt dem ‚Handbuch Minnereden‘: Klingner/Lieb 2013. Nummern, die mit B beginnen, sind identisch mit den von Tilo Brandis vergebenen Nummern; Nummern, die mit Z beginnen, sind Zusatznummern für Minnereden, die im ‚Handbuch Minnereden‘ erstmals verzeichnet wurden.

33 Vgl. Ettmüller 1843.

ständige Liedstrophe“[34] gelten kann. Obwohl nun der Auffindungsort und die erstaunliche Winzigkeit – das Konvolut von acht Blättern misst nur 6,9x4,8cm – leicht an eine reale Liebeskorrespondenz denken lassen,[35] ist dies wohl unwahrscheinlicher, in Anbetracht dessen, dass es sich nachgewiesenermaßen um getreue Abschriften aus mehreren Vorlagen von einem oder zwei Schreibern in vier Arbeitsgängen handelt.[36]

Die Briefe 1–4 und 6 folgen im großen und ganzen dem höfischen Typus des klassischen Versbriefes aus *gruoz*, *triuwe*-Versicherung, *tugent*-Preis, erneute *triuwe*-Versicherung und Abschied mit *dienest*-Versprechen.[37] Brief fünf stellt ohne Einleitung und Gruß eine Sammlung von Phrasen dar, in denen Gründe genannt werden, weshalb unerwiderte Liebe zu Klagen Anlass gibt:

> *Ich clage unde mag wol clagen,*
> *daz ich nû in manegen dagen*
> *nit gnâden kan erwerben.*

34 Schiendorfer 1988, S. 79.

35 Ritter 1897, S. 98 (so auch Meyer 1898, S. 66) hatte sich vorgestellt, dass die Empfängerin zur Aufbewahrung die Briefchen gesammelt und hübsch eingebunden hätte, weshalb die einzelnen Texte jedoch auch jeweils ein eigenes Blatt beanspruchen müssten, was nicht der Fall ist. Schiendorfer 1988, S. 84 spekuliert gar über die Möglichkeit, dass die Empfängerin die Briefe selbst in dieser ungewöhnlichen Form zur praktischen und wie geschaffen für eine heimliche Aufbewahrung abgeschrieben haben könnte, glaubt aber angesichts der fehlenden Textindizien, dass es sich überhaupt um individuelle Privatbriefe gehandelt habe, selbst nicht an ein solches „Cahier d'amour“ (S. 84). Ähnliches hatte man sich zunächst für den ‚Regensburger Liebesbrief' (B159) überlegt, der daher als ‚ältester Originalliebesbrief' gilt und als Rotulus überliefert ist. Schulz-Grobert 1993, S. 33–36, der die pragmatische Bedeutung und sonstige Textüberlieferung auf Schriftrollen, mit denen ja schließlich die Sänger im Codex Manesse vielfach abgebildet sind, zu Rate zieht, zweifelt berechtigt an der ‚Echtheit' der Briefe als Zeugen für ein reales Liebesverhältnis. Vielmehr handele es sich um eine typische vor Publikum vorgetragene Minnerede. Das weit verbreitete Brief-Boten-Motiv, das knapp 50 Prozent des gesamten Textes ausmacht, sprächen ebenso dafür wie die Kollektivanrede in V. 75f. Schulz-Grobert vermutet den Dichter im Kreis der Fahrenden, wofür auch das praktische Aufzeichnungsformat der Rollenform spräche, welches etwa bei Pilgern und anderen nicht sesshaften Personen verbreitet war.

36 Ich folge hier den Angaben Schiendorfers 1988, S. 78ff., die sich leicht schon anhand des der Ausgabe beigegebenen Faksimiles (in Originalgröße) und des vergrößerten Abdrucks nachvollziehen lassen.

37 Die Struktur hat Brackert 1974 beschrieben.

ich clage, daz ich sterben
nit mag von herceleide.
ich clage, daz uns beide
nit ein gelîchez twinget […]
ich mac wol clagen zwâre
von ir manic ungemach (V.1–15) usw.

Die *petitio* besteht hier aus einer Bitte um Rat, wie mit heimlicher Liebe umzugehen sei. Brief eins beginnt mit den berühmt gewordenen, auch in späteren Texten oft verwendeten Worten: *ich bin ein brief unde ein bode* (V.1), dem sich eine längere Botenrede anschließt[38] mit teilweise undurchsichtigen Sprecherwechseln und daraus sich ergebenden paradoxen Aussagen über Sinn und Funktion des Botenamts. Zentrale Bildfelder sind Feuer und Verbrennen,[39] Sprechen bzw. Schreiben und Schweigen,[40] Verwundung, Schmerz, Krankheit und Tod,[41] Metaphern des Besitzes, der Landnahme und des Gefangenseins[42] sowie Heimlichkeit, Abwesenheit und Ferne.[43] Eine gewisse Obsession hegt der Dichter für den Begriff *gnâde*, welcher im vierten Brief mit seinen grammatischen Ableitungen zwölf Mal vorkommt.[44] Er wird im fünften Brief vom Wort *clâge* abgelöst.

Interessant für unseren Zusammenhang ist das im Text entworfene Verhältnis von Vernunft und Liebeserfüllung beziehungsweise Begehren und kommunikativer Reflexion. Einerseits betont das Ich wiederholt, dass die Minnedame Verwirrung an allen Sinnen verursache (*dû bist aine die ich irret | aller mîner sinne*, II.83) und den Verstand außer Kraft setze (*si swachent mine sinne | von dage zuo dage ie mêre!* V.20f.). Andererseits hätte nur die persönliche oder durch einen Boten vermittelte Mitteilung über das Liebesbegehren eine Chance positiv beantwortet zu werden (*ich*

38 Wenn es sich auch um ein häufiges Motiv handelt, ist es hier doch recht wortreich ausgestaltet. Beinah wortgleich finden sich die Eingangsverse in B157 (‚Mattseer Liebesbrief III‘) und Z28. Entlehnungen finden sich nach Meyer 1898, S. 22 in den Botenreden von B103 und B119.

39 Vgl. I.41., II.12f.

40 Vgl. I.1–22, 31f., II.16f., 67, 74, VI.19, VII.29f.

41 Vgl. II.15, 18, 36–40, 43, 61, 92, IV.20, VI.6, 12, 26, VII.8, 71, 83.

42 Vgl. I.61f., II.11, III.11–13, 16, IV.16, VII,2.19f.

43 Vgl. II.27, VI.7, 15, 22, VII,3.41.

44 Neben dem Nomen *gnâde* findet sich das Adjektiv/Adverb *gnadelôs* und das Verb *begnâden*.

verswîges mê danne ich sulle, | *daz ain stille stênde mule* | *luzel gewinnet:* | *sam dūt, der da minnet,* | *ern sage oder ern sende:* | *so enwirt es nimmer ende*, I.33–37), was allerdings wiederum Verstand erfordere (*Swer âne sinne minnet,* | *wi selden der gewinnet* | *kane minnecliche cît!*, II.29–31). Wenn das Ich gar wüsste, dass es der Dame genauso erginge wie ihm, würde es so gut es ginge alle Vernunft zusammennehmen, um ihr beizustehen (*ob dir nu wēre alse mir ist,* | *so gelaide ich vil wol ûf den list,* | *daz ich dir hulfe, wizze Crist*, II.86–88). Das Minnebegehren führt also zum Verlust des Verstandes, zum Minnewahnsinn, während das Sprechen bzw. Schreiben eben diesen Verstand beanspruche und bewahre. Das Briefeschreiben, Minnekommunikation überhaupt, wird demnach als eine Art therapeutische Maßnahme gepriesen, das den Verstand bedrohende Begehren zu dämpfen und quasi in diskursiv geordnete Bahnen zu lenken.

Keiner der Briefe enthält eindeutige Hinweise auf ein tatsächliches Liebesverhältnis, für welches sie als Korrespondenz gedient hätten. Keinerlei Auskunft geben sie über außertextuelle personelle Verhältnisse, zeitgeschichtliche Referenzen oder ähnliches, die den Kontext der Entstehung erhellen würden. Manche der Texte lassen, wie auch das ‚Handbuch Minnereden' verzeichnet, selbst kaum strukturelle Briefmerkmale erkennen. Einzig Textabschnitt vier schließt mit einer mehr oder weniger personalisierten Abschiedsformel: *got gruze dich, liebe frowe mîn,* | *du waist auch vil wol, wer daz ich bin:* | *dîn aigin dīner*, (IV,26–29) und einer Art Signatur, die Schiendorfer als die Zahl 23 auflöst, über die eine I geschrieben ist. Aber auch diese scheint nur einmal mehr Ausweis von Exemplarizität und Formelhaftigkeit zu sein, wenn „damit auf die Anzahl der Buchstaben des Alphabets verwiesen [werde], aus denen sich jeder beliebige Name bilden ließe", wie im ‚Handbuch' vermutet wird.[45] Nimmt man den Reimzwang ernst, müsste der einzusetzende Name auf *-wîn* oder *-lîn* enden, womit überhaupt alle Diminutiv-Formen in Frage kämen. „Dem Geschmack des Einzelnen blieb es dabei überlassen, ob anstelle des Symbols im Musterbrief der eigene Name eingesetzt oder aber das Symbol als solches übernommen wurde, das Individuelle geheimnisvoll überhöhend in der immer gültig bleibenden Widmung: *amasius amasiae*."[46]

45 Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 234 zu B190.

46 Schiendorfer 1988, S. 87, außerdem dazu ders. 1999, S. 76f.

Die Formelhaftigkeit und Exemplarizität unterstreicht, dass diese „älteste Sammlung deutscher Versliebesbriefe“[47] in Form und Motivik sehr stark an der Tradition höfischer Briefpoetik partizipiert; Rudolf von Ems oder Ulrich von Lichtenstein könnten auch unmittelbar als Inspirationsquellen gedient haben. Sie stehen aber auch am Beginn eines neuen eigenständigen Texttyps, welcher als ein sich selbst genügendes System den Minne-Diskurs andauernd immer variierend fortschreibt. Der mutmaßlich Konstanzer Verfasser der ‚Karlsruher Liebesbriefe‘ (B96–118) hat die aus dem benachbarten Zürich stammenden Texte vielleicht gekannt.[48] Man darf sich vorstellen, dass die literarische Rezeption schließlich nur von einer Vorlage ausgegangen sein kann, „die an die Öffentlichkeit gedrungen und […] also selber schon ‚literarisch‘“ gewesen ist.[49] Ob die Texte trotzdem auch als „Aufzeichnungen für den privaten Hausgebrauch eines Liebhabers“[50] und damit als Anregung für reale und, wie ja die Briefe verheißen, erfolgreiche Liebeskorrespondenz benutzt wurden, bleibt ungeklärt.

3 Wie lieb ain fraw ain knaben hett (B213 ‚Der Liebesbrief‘)

Ganz anders in den narrativen Minnereden. Deren Verfasser zeigen sich vom Erfolg solcher Briefe alles andere als überzeugt, denn sie erzählen stattdessen von den Schwierigkeiten und vom Scheitern der Briefkommunikation. Im ‚Liederbuch der Clara Hätzlerin‘ findet sich eine Erzählung, die überschrieben ist mit *Wie lieb ain fraw ain knaben hett* (B213). Das Treffen mit einer schönen Dame weckt beim Ich erotische Gefühle: *Geren ich iren hals schnefar | Hett mit meiner hannd geschlagen!* (V. 8f.)[51] Als sich die Schöne dem Ich nähert, grüßt sie ihn, jedoch anstatt auf sein offensichtliches und regelrecht zudringliches Interesse einzugehen, wünscht sie ein anderer wäre da, dessen Kuss sie herbeisehnt. Dabei würde selbst die

47 Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 230.

48 Meyer 1898 weist auf Parallelen zu B98 und B106 hin; vgl. außerdem die Nachweise in Anm. 39.

49 Schiendorfer 1988, S. 86. Dort auch zu den Parallelen mit dem Konstanzer Briefsteller nach Meyer 1898.

50 Schiendorfer 1988, S. 83.

51 Hier und im Folgenden zitiert nach Haltaus 1840, Nr. 10. Schaft-s habe ich mit der runden s-Form ersetzt.

Anwesenheit des Ich sie in keiner Weise stören. Das Ich ist nicht, so wird schnell klar, Empfänger des Liebesglücks, sondern zu seinem Leidwesen und Spott Reflexionsfläche einer fremden Liebesbeziehung. Die Dame ist allerdings von ihrem Liebhaber getrennt und verzehrt sich dermaßen nach dessen Nähe, dass sie unaussprechlichen Jammer und Qual erleiden muss mit allen nur denkbaren körperlichen Begleiterscheinungen:

> *Ich mag nit essen, noch schlaufen,*
> *Gesitzen, noch geligen,*
> *Mein crafft ist mir entsigen*
> *Zu tal hinuff die füsz* (V. 36–39).

Das Ich solle ihr etwas dagegen raten, bevor sie noch in Ohnmacht falle. Das von ihr verschmähte Ich solle seine Hand auf Brust und Arm legen, um Herzschlag und Puls zu fühlen. Obwohl zu diesem Zeitpunkt längst klar ist, woher ihr Leiden rührt, gesteht sie erst in Vers 76, dass sie einen wunderschönen Knaben liebt. Ihr Zustand dramatisiert sich daraufhin, Hitze und Kälte wechseln sich ab, ihre Hautfarbe von blau zu rot und wieder zurück. Wenn nicht etwas geschehe, sei sie dem Tod wohl äußerst nah. Da besinnt sie sich darauf dem Geliebten einen Brief zu schreiben, *Das der zartt vnd der rain | Den meinen kum̄er läs* (V. 92f.). Die Liebeskranke bittet das Ich ihr diesen Brief schreiben zu helfen, sie wolle es ihm bei Genesung danken. Der Sprecher reagiert missmutig, da er eingespannt wird und selbst bei der Dame nicht landen kann: *ir chert mir an die ancken, | So es nach eẅrem willen gă̊t* (V. 96f.). Sie verspricht ihm nicht weiter spezifizierten *trost* und verweist darauf, dass sie ihm auch zuvor schon *gůt getatt* (V. 101). Das Ich erklärt sich daraufhin bereit, den Brief zu schreiben: Sie beginnt *Vsz süsser stymm* (V. 104) etwas verworren und signifikant nicht gereimt zu diktieren: *Lieb vnd lieb, ee lieb vnd noch lieb! | Also bin ich dir hie, | Meins hertzen lieb on end!* (V. 107–109) Dem Ich schwant, dass die Dame nicht mehr ganz bei Sinnen sein könnte, und es fragt wiederholt nach ihrem Geisteszustand sowie weiterem Diktat. *Sy sprach: wă̊ ist witz vnd wort? | Wă̊ sind synn, wă̊ ist gedanck?* (V. 114f.) und bittet auszuruhen. Dies weckt beim Ich den Zorn, es hätte schließlich anderes zu tun und es wirft die Feder hin. Die Frau fällt schließlich ohnmächtig darnieder und aus ihrem Mund dringt eine Flamme als Zeichen ihres zuvor erwähnten brennenden Herzens, welches ihren

Mund derart ausgetrocknet hat, das ihr das Sprechen versagt wurde. Das Ich bedauert noch die Flamme nicht ausgeschlagen zu haben, bevor der Text äußerst trivial mit den Worten endet: *Das macht, das ich vnderwegen | Den brief liesz beleiben, | Den ich da solt schreiben* (V. 136–138).

Das Begehren und die Sehnsucht der Frau nach dem Geliebten sind so groß, dass sie Körper und Geist ganzheitlich erfassen. Im Umkehrschluss erfordert der kognitive Prozess des Briefeschreibens, wie ja auch die ‚Züricher Liebesbriefe‘ ausfalten, eine mehr oder weniger aufgeräumte Geisteshaltung, eine kontrollierte Reflexion der eigenen Emotionen und gewissermaßen auch einen geordneten Zugriff auf seine ästhetischen Ausdrucksformen.[52] Dass letzteres der Dame nicht gelingen will, äußert sich in der dilettantischen *salutatio*, die sich nicht reimt und auch sonst mit seiner bloß assonierenden Wiederholungsfigur weit hinter dem zurückbleibt, was sonst aus den Versbriefen bekannt ist. Briefschreiben und tatsächliches Liebesbegehren sind schlicht unvereinbar: Je größer das Begehren nämlich, umso unwahrscheinlicher ist die heilende, dämpfende Wirkung des Briefes, ja umso unmöglicher wird es, überhaupt einen Brief zu verfassen. Die Briefliebe ist ja immer schon eine diskursiv domestizierte, reflektierte und reflektierende Liebe. Der Brief umkreist das Begehren mit literarischen Mitteln, hegt es diskursiv ein. Dadurch ist es zwar auf lange Zeit auf Dauer gestellt, ist vom Erlöschen geschützt und kann fortwährend verfeinert und genährt werden, wenn es jedoch zu groß wird und die Liebe auf Erfüllung drängt, wächst das Verlangen nach Präsenz über die Textgrenzen hinaus. Die diskursive Bearbeitung des Begehrens scheitert schließlich. Stattdessen, weil die physisch erfüllende Begegnung jeweils dort, wo vom Briefeschreiben erzählt wird, unmöglich ist, setzen Körper und Verstand aus und, wie in diesem Fall, Ohnmacht tritt ein. Sobald zu viel Körperlichkeit ins Spiel kommt, wird Kommu-

52 Vgl. dazu auch die Interpretation von Lieb 2008: Die Funktion der Schrift tritt hier zwar als „Reflexionsmedium, als Distanzierungsstrategie und Affektkontrolle“ (S. 205) auf, scheitert jedoch am „nicht diskursivierbaren Wahnsinn der Minne“ (S. 207). Wie die ‚Zürcher Liebesbriefe‘ macht diese Minnerede „die Notwendigkeit einer reflektierenden distanzierten Thematisierung von Minne bewusst […]: Liebesbriefe und Minnereden haben als Texte nur Erfolg, wenn die Liebe mit Verstand und der souveränen Verfügung über ästhetische Ausdrucksformen einhergeht.“ (ebd.) Ob dies tatsächlich auch für die Minnerede als solche behauptet werden kann, sei dahingestellt, da hier mit einer Überlieferungslücke argumentiert werden müsste.

nikation unterbunden. Das würde auch für die physische Erfüllung der Liebe gelten, von der die Minnereden allgemein ja bekanntlich jedenfalls nicht als aktuelles (jedenfalls einvernehmliches) Erleben erzählen. In der Berührung von Brust und Hand, die dem seinerseits begehrenden Ich gewährt werden, liegt zwar ein erotisches Moment, das aber gerade nicht auf Erfüllung des unmissverständlich fleischlichen Begehrens von Seiten des Ich abzielt. Jedoch ist dieses hochgradig defizitär, was man schon daran erkennt, dass das Ich in keiner Weise am Schreiben gehindert ist: *fraw, mit meiner hennd | Hab ich das pald geschriben.* (V. 110f.)

4 ‚Liebesgespräch' (B239)

Die Funktionalisierung des Liebesbriefes als Teil der Werbung einer Liebesdame kann aber auch noch auf ganz andere Weise scheitern. Im dreifach überlieferten ‚Liebesgespräch' (B239) wird Folgendes erzählt: Ein Ich, das sich – wie es selbst sagt – gewisser amouröser Abenteuer rühmen kann, will dem Publikum eine *selsen mere*[53] erzählen. Eines Tages hätte ihm die Gnade Gottes gewährt, dort hingekommen zu sein, wo er diejenige fand, der er schon immer untertan gewesen sei. Kaum wurde er ihrer außergewöhnlichen Schönheit gewahr, geriet sein Blut derart in Hitzewallung, dass ihm das Herz sank: *so daz myn hertze viel | van hitzen in dem bloete* (V. 38f.).[54] Im Gegensatz zur Dame in B213, die dem so schmerzlich abwesenden Geliebten sinnvollerweise einen Brief schreiben will – schließlich thematisieren neben den ‚Züricher Liebesbriefen' eine ganze Reihe von Versbriefen explizit die therapeutische und Ersatzfunktion des Briefes für eine direkte Kontaktaufnahme –,[55] aber vor lauter Liebessehnsucht dann doch vorher in Ohnmacht fällt, hat dieser so heißblütig Liebende praktischerweise den fertig geschriebenen Brief schon dabei, den Frau Venus höchstpersönlich für ihn verfasst hat. In Anwesenheit der Dame verliest er den nach allen Regeln der Kunst gestalteten Werbungsbrief, dessen *petitio* den Wunsch nach positiver Antwort auf den Antrag seines Minnedienstes enthält.

53 V. 19f.: *ich saget uch eyne mere, | die vil selsen were.*
54 Hier und im Folgenden zitiert nach Brauns/Thiele 1938, S. 154–159 Nr. 29.
55 Vgl. etwa B76–78.

‚vrouwe, dir enderf nit wonderen
das ich dir us sonderen
vůr allen andren wyben.
dů eyne machs vertriben
myne sorge und clage,
die ich in myn hertze drage,
und machin daz goit ende.
ich nigen diner hende
und will dir onderdanich syn.
laiss myr geniessen, vrouwe myn,
diner edeler geboirte
und gif mir goete antwoirte
alre woirten gelych.‘ (V. 45–57)[56]

Ein solcher Brief, der schließlich von der weisungs- wie deutungskompetenten Frau Venus selbst verfasst worden war, hätte unter gewohnheitsmäßigen Umständen, welche mindestens räumliche Distanz zwischen Werber und Dame vorausgesetzt hätte, wohl zum Ziel führen können. Hier ist es nicht der Brief, der als Bote auftritt und sich selbst mitteilt, sondern der Briefbote ist der Werber, der einen Brief vorträgt, der, wenn auch verkürzt präsentiert, ganz nach den hergebrachten formalen und rhetorischen Regeln hergestellt wurde.[57] Die fehlende Distanz zur Dame setzt jedoch diese nun in Stand unmittelbar auf das Geschriebene zu reagieren.

Und genau das kostet sie genüsslich aus. Sie fordert das Ich zunächst auf nun selbst zu sprechen, um dann alles, was es sagt, wörtlich zu nehmen. In den traditionellen Floskeln, die genau so in den Versbriefen zu finden sind, denn schließlich sind die Sätze des Liebenden nichts anderes

56 Die Grußformel mag auf die Anrede *vrouwe* verkürzt sein, wiederholtes Dienst- und Treueversprechen findet sich nach dem klassischen Strukturprinzip jedoch genauso wie der Tugendpreis der Dame. Kürze und Prägnanz des Briefes erklären sich schlicht daraus, dass der Skopus des Erzählens auf dem nachfolgenden Dialog zwischen Werber und Dame liegt.

57 Zahlreiche Minnereden handeln von Frau Venus als die personifizierte Minne, in welcher sie als Ratgeberin, Minnerichterin, Verfasserin von Minneregeln und Schriftführerin von Büchern, welche jene genauso erfassen wie Namenslisten hervorragender Liebender usw. auftritt. Es wäre entsprechend zu erwarten gewesen sein, dass der vorgetragene Brief unmittelbar bei der Dame hätte zünden müssen.

als in die Rede hinein verlängerte Briefformeln, beklagt das Ich nun in immer neuen Anläufen sein Leid und seinen nahenden Tod, wollte sie ihn nicht erhören. Schon im ersten Satz unterbricht sie frech sein quasi rhetorisches Luftholen ‚*weystu, ho edel conynginne?*' mit ‚*was?*' (V. 61f.). Auf seine Bitte um Gehör und Hilfe bietet sie ihm zuvorkommend Brot zu essen an (‚*vroů, mir ist dir helffen noit.*' – | ‚*hongert dich, ich geeym dich broot*', V. 115f.), stellt aber auch ohne Mitleid fest: ‚*mach dů nicht genesen, moys dů sterven.*' (V. 94f.) Über den Antrag des Ich der Dame man sein zu wollen, verwundert sie sich, denn sie habe gar kein Lehen zu vergeben (‚*vroů, ich were gerne uwer man,* | *da ummb will ich dyr vleen.*' – | ‚*wa nem ich dan daz leen?*', V. 124–126); seine Behauptung das Ich wäre von der Liebe der Dame gebunden, beantwortet sie nicht ohne Witz, er könne sich doch wohl selbst befreien, da er zwei Hände habe (‚*o we, vroů, dů bist* | *van der ich byn gebonden* | *wanne zů allen stonden.*' – | ‚*so entbint dich, dů haist doch hende!*', V. 142–145). Und so geht es immer fort. Die Dame ist nicht die naive Dumme; auf die Frage, warum sie ihm so schnippisch antworte, entgegnet sie ohne Umschweife: *mich gelustes so* (V. 136). Nach einem 123 Verse umfassenden alles andere als zielführenden Frage-Antwort-Spiel, bei dem das Ich in seinem Anliegen kein Stück weiterkommt und kein Ende des Gesprächs in Sicht ist, empfiehlt die Dame dem Ich schließlich doch besser ins Kloster zu gehen und Frauen allgemein zu meiden (‚*so vaer in eyne cluyse.* | […] ‚*so saltu mytien die wyp*', V. 177–180). Auch dann drohe dem verschmähten Liebhaber jedoch der Tod (‚*da weer daz leben bůese,* | *und da verloir ich ziel und lyp*', V. 178f.), er wolle nur sie. Zuletzt gehen der Dame dann doch die Argumente aus, sie resigniert: *som mir got, en helf dir noůt* (V. 184).

Was ist hier schiefgegangen, wenn doch nicht nur Frau Venus auf der Seite des Minnenden steht, sondern sogar die Gnade Gottes? Zunächst einmal widerspricht es der Logik der Briefkommunikation, dass die Beteiligten anwesend sind. Die Briefrhetorik kennt zwar ausgefeilte Strategien der Personifikation des Briefes als sein eigener Bote und der Repräsentation des Absenders. Diese erfüllen ihren Sinn aber eben nur unter den Bedingungen der Absenz. Ein Brief hat bei der realen Begegnung des Paares schlicht nichts zu suchen. Es dürfte vorprogrammiert sein, dass im ‚Liebesgespräch' nach der Aufforderung der Dame an das Ich, sich mündlich zu äußern, kein Diskurswechsel zu verzeichnen ist, da das literari-

sche Reden über die Minne im Grunde nicht vom Medium, sondern lediglich vom situativen (Handlungs)kontext her variiert wird. Würde man die Antworten der Dame nämlich aus dem Gespräch eliminieren, gliche die Rede des Ich im Grunde in etwa dem, was wir z. B. in den ‚Züricher Liebesbriefen‘ lesen. Die Phrasenhaftigkeit des Musterbriefes, dessen Künstlichkeit und Exemplarizität durch Venus’ Verfasserschaft extra unterstrichen wird, soll nun für den überzeugenden Ausdruck tatsächlichen Begehrens funktionalisiert werden. Im Kontext der gewissermaßen erzählten ‚Alltagswirklichkeit‘ nimmt die Dame dann aber nur folgerichtig die formelhaften Wendungen, die im Prinzip, um literarisch Sinn zu erzeugen und die Minne auf Dauer zu stellen, ihr Ziel gar nicht erreichen dürfen,[58] für bare Münze und versteht daher alles vollkommen falsch. In dieser Minnerede wird gewissermaßen vorgeführt, was geschieht, wenn ein Minnender tatsächlich in die Tat umsetzt, was der Dichter der ‚Karlsruher (alias Konstanzer) Liebesbriefe‘ (B118 ‚Der arme Dichter‘) seinen Lesern empfiehlt, wie sein Werk zu benutzen sei:

Das ich ze dienst der werden mynn
Arbaiten wolti mine sin
Zu dem ich ir mit lichtem glantz
Wo̊lt wircken ainen rosen crantz
Ab dem ain ieglich minner mo̊cht
Brechen waz im wol gedo̊cht
Ze siner macheri wie dů wo̊r (XXIII, V. 3 – 9).[59]

58 Der Text findet daher auch nicht wirklich einen Abschluss, ein Übereinkommen von Ich und Dame ist von vornherein nicht angestrebt, da der Fundus an Formulierungen, welche das Minnebegehren versprachlichen, naturgemäß unerschöpflich, da immer unbefriedigend sein muss. Ein anderes Finale erzählt ‚Der Minne Klaffer‘ (B243), wo die meisten Punkte des Gesprächs aus B239 etwas anders kombiniert werden und sich ein zweites Streitgespräch anschließt, in dem nun die Dame den Part der metaphorischen Rede übernimmt. Zu einer Übereinkunft kommt es auch hier nicht, die Handlung wird stattdessen mit einem Gewaltakt beendet. Der *ars nöppende streit* (V. 361) geschieht ausdrücklich *an iren danck* (V. 297), was einer Vergewaltigung gleichkommen dürfte. Vgl. auch die ausführliche Inhaltsangabe bei Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 360f.

59 Lassberg 1820, S. 113.

Was als poetologische Aussage über das Dichten von Minnereden überhaupt zu verstehen sein dürfte, wird im ‚Liebesgespräch' (B239) ganz ernst genommen – und auf komische Weise dem Scheitern ausgesetzt.

5 ‚Göttinger Liebesbriefe' (B127–138)

Wie persuasiv die individuelle Funktionalisierung der rhetorischen Muster-Versatzstücke für den tatsächlichen Gebrauch aber doch sein kann, lässt sich an einem burlesken Beispiel aus der Göttinger Rechtsgeschichte illustrieren. Der Schulrektor Curd Hallis zeigt zu Beginn des Jahres 1459 den bei ihm als Unterlehrer Angestellten Hermann Konemund des Betruges an und übergibt dem Rat der Stadt zwölf vom Beklagten gefälschte Briefe. Zwei Urkunden, die den Fall dokumentieren,[60] nehmen auf, dass Konemund gesteht die Briefe geschrieben und auf diese Weise 18 Goldgulden sowie 40 Groschen von dem geprellten Rektor erschwindelt zu haben. Als Geistlicher wurde der Delinquent nicht vom Rat selbst verurteilt, sondern dem erzbischöflichen Provisor Graf Adolf von Nassau überstellt, weshalb wir aus den Dokumenten der Stadt nichts über das Urteil oder über den Verbleib Konemunds wissen.

Was war passiert? Konemund hatte sich in zwölf Liebesbriefen als eine gewisse Edelint Schreiber, Bürgerin zu Göttingen und Ehefrau eines Hans Schreiber, ausgegeben, die in angeblich unsterblicher Liebe zu dem Geistlichen entbrannt war. Die Form des Gros der Briefe entspricht annähernd der klassischen Briefrhetorik aus 1) der *salutatio* oder *allocutio* (einer Eröffnung mit einigen Versen und Gruß) – 2) dem *exordium* mit einer *captatio benevolentiae* (der Liebes- und Dienstversicherung) – 3) der *narratio* (der Darstellung des Anliegens) – 4) der *petitio* (dem eigentlichen Gesuch) und 4) der *conclusio* (einer Schlussformel und Unterschrift).[61] Man darf annehmen, dass sich Konemund als Unterlehrer und daher vermut-

60 Nr. 620a und 620b des Stadtarchivs Göttingen. Vgl. dazu Bockmann 2007, S. 8. Leider war es mir wegen der Kürze der Publikationszeit dieses Beitrags nicht möglich die Briefe und Urkunden selbst in Augenschein zu nehmen. Ich danke Jörn Bockmann herzlich für die mündliche Schilderung seines Eindrucks, den er durch eingehende Konsultation der Überlieferung gewonnen hatte.

61 Vgl. Carmago 1991, S. 22 und Polak 1975, S. 67–69.

lich Baccalaureus bestens mit der *Ars dictaminis* ausgekannt hat.[62] Aber auch die Versbriefe der höfischen Romane und der Minnereden könnte er gekannt und von ihnen geborgt haben.[63] Die wortreichen Dienst- und Treueversicherungen, das Bekenntnis der Liebe, das Angedenken und die Klage über die Ferne des Geliebten sind dafür typisch:

Mynen steden denst vt mynes hertzen beger,
myn leyf, ek iu grote, noch so enbyn ek nicht ver.
Myn alder leueste myn,
mochte ek by iu eyn halue stunde syn,
dat scholde my wol to danke syn:
vnd wolde gy dǒn nach deme synne myn,
so schal dat wol komende syn.
Myn leue frunt, so alse iu wol sinne were,
dat wy to samende kemen schere,
vnd dat nicht so drade is ghekomen,
dat en heft mynen herten nicht ghedan groten fromen.

62 Vgl. zur Rhetorik als Teil des Triviums im Spätmittelalter mit weiterführender Literatur vor allem in Bezug auf den Rhetorikunterricht Bockmann 2007, 134. Vor diesem Hintergrund sei erwähnt, dass es unter Studenten üblich war, lateinische Briefe als Rhetorikübungen zu verfassen, welche wohl nicht nur unter der Aufsicht des jeweiligen *Ars-dictandi*-Lehrers entstanden, sondern auch als gesellige Freizeitbeschäftigung, Amüsement und Heimübung. Vielfach ist heute kaum mehr zu entscheiden, welchen Authentizitätsstatus die Briefe hatten. „Diese Texte spiegeln gewiss oft tatsächliche Verhältnisse wider […]. Sie können durchaus auf echten Briefen beruhen; vor allem dann, wenn ein Student mit seinem geistlichen Gönner Briefe wechselt. Die Eltern und andere Verwandte dürften aber normalerweise nicht imstande gewesen sein, einen lateinischen Brief zu lesen oder gar zu verfassen, und schon die vielen Briefpaare erwecken Zweifel. Die meisten Studentenbriefe dürften also in das Reich der Stilübungen gehören oder allenfalls als Formularbehelf für echte Briefe gedient haben.“ Die Briefe, die sich in vielen Fällen ebenfalls um Geldbitten drehten, sind häufig in Sammlungen überliefert, was „wohl auch ein Indiz dafür sein [dürfte], dass [sie] von Universitätsmagistern redigiert worden sind“, Schaller, H. M. 1988, S. 86f.; vgl. auch die dort zitierte Literatur mit den Ausgaben der Sammlungen).

63 Vgl. Weber 2001, S. 916 und Bockmann 2007, S. 9–12. Auch schon Meyer 1898, S. 82f.

Gude fruntschap vnd gud, dat iu nocht bekomen schal,
ven od nicht scholde komen over al. (I)[64]

Neben gereimten, die Briefe jeweils einleitenden Liebesschwüren und wiederholten Einladungen zum Stelldichein, zu welchem es selbstredend niemals kam, hatte Hallis jedoch mit jedem einzelnen Brief von der vermeintlichen Verehrerin auch Bitten erhalten, ihr Geld zu leihen. Diesen war er bis zur genannten Summe nachgekommen, was immerhin etwa 36 Prozent der damaligen Pacht betrug, die er für den Betrieb der Schule jährlich an die Stadt zu entrichten hatte.[65] Erst langsam regte sich sein Verdacht, als die immer wieder versprochenen Liebesdienste ebenso ausblieben wie die zugesagten Rückzahlungen des geliehenen Geldes.[66] Zuletzt deuten die Briefe VIII–X an, dass sich der verliebte Rektor von Edelint verhöhnt gefühlt und sein Geld zurückgefordert haben muss, denn Konemund schwört im Namen der bürgerlichen Dame, dass dem nicht so sei und dass keine weiteren Bitten um Geld mehr folgen würden. Letzteres stellte sich schon einen Brief später als handfeste Lüge heraus: Dieser, der vorletzte und bei weitem kürzeste Brief, besteht dann sogar ausschließlich aus einer Geldforderung ganz ohne Umschweife und einem eindeutigen Angebot: *Senden my dat gelt vor de Bemesche, so schul gy iwer willen met my morne hebben* (XI). Es folgt nur noch ein knapper Dank für die zuvor als Geschenk vom Rektor erhaltene Latwerge. In dem ersten der zwölf Briefe wird Hermann Konemund von der vermeintlichen Urheberin der Liebesbriefe als Freund, Bote und Fürsprecher ebenso wie Begünstigter des Rektors eingeführt. Wie es sich für einen Briefzusteller gehört, der zudem als heimlicher Kuppler fungiert, tut er dies jedoch nicht umsonst:

64 Hier und im Folgenden zitiert nach Schmidt 1865. Schaft-s habe ich mit der runden s-Form ersetzt. Die Verse habe ich zur Verdeutlichung abgesetzt.

65 Die Pacht betrug das eine Jahr 22 ½ Mark, ein anderes 50 Schillinge. Vgl. dazu die Angaben bei Michels 1892, S. 63.

66 Schon im ersten Brief, dort aber möglicherweise eher als Einlösungsversprechen von Liebesdiensten zu verstehen: *vnd de vil ek iu dreuelt betalen* (I); *up deme fote wil ek iu II fl. an golde weder senden* […] *Ek sende iu golt weder* (III); *wyl gy my 1 fl. lenen edder wat gy wyllen, dat wyl ek iu wedergeuen, byn ek von eyner fromen vrvven gheboren* (IV); *vnd wyl dat sulwen betalen* (VI); *dat wil ek, so help my got, wol betalen* (VII); *ek wil iw soden gelt in achte dagen weder senden, do ek des nycht, ek wyl iw 1 cleynode senden* (X).

> *Des dredden dages na allen goddes helgen dau scholde gy to my gekomen hebben, dan was myn man eyn nacht vte, dau scholde iu Harmans my ghebracht hebben. Des enwolde he nicht don, he sede, gy hedden al iuwen ghesellen redde gelt gegeuen sunder ome: anders hedde gy reyde by my west.* (I)

Die Geliebte verspricht sich mit Curd zu treffen, wenn dieser sich gegenüber Hermann dankbar erweise und ihm für seine Botendienste drei Gulden geben würde. Curd tut, worum er gebeten wurde – und mehr: Er schickt außerdem einen Honigkuchen (II).

Vielleicht liegt in der unterlassenen Lohnzahlung denn auch der eigentliche Anlass für die fingierte Liebesgeschichte: gewissermaßen als kleiner Streich und Maßnahme, doch noch an das rechtmäßige Auskommen zu gelangen. Vielleicht hat auch Hermann kaum ahnen können, welchen Erfolg er bei seinem Arbeitgeber damit haben würde. Was bloß mit einer kleinen Rache aus Verstimmung wegen unterbliebener Lohnzahlung begonnen haben könnte, gerät zu einer zunächst erfolgreichen Schreib- und Rhetorikübung[67] und wächst sich schließlich zu einem handfesten Betrug aus. Ob dies zu Beginn tatsächlich beabsichtigt gewesen war, könnte gar bezweifelt werden. Es hat nämlich den Anschein, dass der Unterlehrer von Beginn an wenig Aufwand betrieben hatte, den Betrug gründlich zu verschleiern. Oft sogar scheint das Gegenteil der Fall gewesen zu sein; jedenfalls reizt er das Spiel mit den Indizien des Betruges bis zum Rande der Komik aus. Es ist etwa auffällig, dass der erste wie die folgenden zwei Briefe noch in einem ruhigen, gleichmäßigen und geübten Duktus verfaßt wurden – vermutlich in Hermanns

67 Auch Liebesbriefe gehörten zu den beliebten Briefgattungen für das Erlernen und Einüben der *Ars dictaminis*, wie lateinische Briefsammlungen bezeugen, die allzu oft Briefpaare überliefern. Dies zuletzt spricht dafür, dass es sich dabei nur „entweder um Stilübungen und Musterbriefe handeln [konnte], oder einfach um Texte, die der Unterhaltung und Ergötzung gebildeter Leser dienten“. (Schaller, H. M. 1988, S. 87; vgl. mit der dort zitierten Literatur). Die Briefe, welche gelegentlich auch eindeutige Aufforderungen zum Geschlechtsverkehr enthalten konnten, sollten die Schüler erheitern und die trockenen Sammlungen der Lehrer auflockern zum besseren Verständnis und Einprägung der rhetorischen Mittel (vgl. ebd., S. 139 mit Berufung auf Valois 1880, S. 43 und Novati 1893, S. 343f.). Hermann Konemund könnte auf seinem eigenen Ausbildungsweg solchen Briefen ebenso begegnet sein, wie selbst welche verfasst haben.

eigener Handschrift. Als Grund für das ‚professionelle' Schriftbild wird angegeben, dass der Sohn Eike Riemenschneiders den Brief nach Diktat geschrieben habe. Erst ab dem vierten Brief hatte Konemund eine fremde krakelige Handschrift angenommen, wie er sich vorgestellt haben mag, dass Edelint geschrieben hätte.[68] Ein tatsächlich physisch eingelöstes Liebesverhältnis zwischen dem Rektor und Edelint wird zwar wiederholt antizipiert, jedoch derart, wie im zitierten ersten Brief, geradezu lächerlich mit Konjunktiven umstellt, dass kaum zu glauben ist, dass der Schullehrer tatsächlich darauf hereingefallen sein soll: *Wore Hans enwech, gy scholden wol sen, ef ik iw heygede*, heißt es noch im IX. Brief. Immer wieder gibt es zwar Gelegenheiten für eine heimliche Begegnung – einmal will der Ehemann nach Kassel fahren (IV) –, über die Gründe, warum die Treffen jeweils nicht zustande kamen, erfahren wir jedoch nichts mehr.

Hermann treibt es aber noch bunter: So lässt er im Brief V Edelint die Beleidigte spielen, der Rektor habe sie auf dem Kirchhof nicht einmal gegrüßt. Der Spott ist überaus bissig, wenn man bedenkt, dass die Figur Edelint Schreiber schließlich nur eine Erfindung Hermanns sein kann.[69] Im gleichen Atemzug mit Edelints Beschwerde über Curds Ignoranz lässt Hermann sie ausführlich über ein Geschäft um ein Laken berichten, welches die offenkundig mit ihr befreundete Frau des Bürgermeisters Wedekint Schwanenvogel[70] ihr verkauft hätte, sie aber nicht ganz habe bezahlen können, weshalb der Rektor nun aushelfen solle. Man kann sich leicht vorstellen, wie quälend Curds Unwissenheit gewesen sein musste um die Identität der vermeintlichen Verehrerin, wie gehörig Schock und Scham über die Unhöflichkeit gegenüber einer Freundin der Bürger-

68 Dazu Weber 2001, bes. S. 914f. Bockmann 2007, S. 14 mit weiterer Literatur zur Ungeübtheit weiblicher Schreiber.

69 Die Urkunden nennen sie schlicht *eyne*[ ] *frome*[ ] *fruweßnamen*, nach: Schmidt, G. 1865, S. 394.

70 Wedekind Swaneflogil wird zudem als Zeuge bei der Befragung und dem Schuldeingeständnis Hermanns in der dies dokumentierenden Urkunde vom 04. Februar 1459 als Zeuge genannt (vgl. Schmidt 1865, S. 393). Die heute noch andauernde Bekanntheit der wohlhabenden Ratsherrenfamilie Swanenflogel verdankt sich insbesondere der Reliefs am sog. ‚Junkernhaus' in der Barfüßerstraße Ecke Jüdenstraße in Göttingen, unter anderem mit den Wappen und Brustbildern der Erbauer. Vgl. ausführlich zur Familien- und Gebäudegeschichte mit Abbildungen Fahlbusch 1940.

meisterfamilie und wie genüßlich Hermanns Schadenfreude. Im Brief III versucht Edelint alias Hermann Konemund die Eifersucht des Geliebten zu schüren, indem sie ihm gesteht, sie habe viele Verehrer. Erst vor kaum acht Tagen wäre ein Bote im Auftrag eines Buhlen gekommen. Hermann selbst könne dies bestätigen, wenn er ihn nur fragte. Noch absurder wird es, wenn Edelint sogar andeutet, der Kuppler selbst würde ihr nun schöne Augen machen. Hermann lässt Edelint jedoch beteuern, dass ihre Sinne nur auf ihren geliebten Curd gerichtet seien (IX).[71] Auch umgekehrt zeigt Edelint sich eifersüchtig; sie habe erfahren,

> *dat gy iuwe synne uppe iuwe vadderen de Gerlageschen settet: dat behaget my nicht. Ervare ek, dat gy iuwe danken uppe se setten, so schulle gy in mynem herten neyne stede mer heffen, dat wil ek iu loven vnde ok wol holden.* (II)

Offenbar ist Hermann über alles gut informiert, was das Privatleben seines Rektors angeht, und weiß dies wohl für seine Zwecke einzusetzen. Im Anschluss an die Eifersuchtsszene im Brief II bittet Edelint alias Hermann um einen Brief des Geliebten, den sie dann auch den Boten lesen lassen würde; schließlich muss plausibel sein, warum dieser, der nicht selbst der Schreiber sein soll, so glänzend über den Inhalt ihrer Briefe informiert ist. Auch macht sich der Bote in seinen fingierten Briefen fortwährend selbst zum Thema: Zu Beginn öfter und wortreich, als die Sache läuft, etwas weniger. 22 Mal wird insgesamt sein Name genannt. Vor allem wird seine Vertrauensseligkeit, Gewissenhaftigkeit und Ehrlichkeit[72] als Bote,[73]

71 *Hermans de lyt my dach vnd nacht upme halse. Nicht to dusser hyd, myn lyf, myn syn steyd uppe iw* (IX).

72 *So seght Hermans Konemunt wort to my von iu, de behagen my wol vnd met allem goyden, vnd wat Hermans my seght, des loue ek wol vnd wet, dat he nicht en luch* (I). *de gy Hermanse bewiseden an syntte Martens auende* (II). *Hermans de weyt dat vol, we he was, den fraget, de seght iu dat wol* (III).

73 *ek dancke iu fruntliken vnde leyfliken vm̄e iuwe gaue, dat gy my an myddeweken sanden by Hermanse Konemunde* (II). *weset des denkende, dat ek dat kryge, er ek to deme dause ga, so schal Hermans to iu komen, ven de cloke XIII sleyt* (III). *ek danke iu gotliken vor dat gi my sanden negentein scillinge, de gi my sanden bi Hermanse* (IV). *So bracte Hermans my den budel vnde ek makede iw den snor* (X). *So sede my Hermans gysteren von deme swartem wande, ek wyl iw de senden* (X).

Ratgeber und Zeuge der Wahrhaftigkeit von Edelints Liebe[74] betont. Drei Mal wird er als Vermittler des heimlichen Stelldicheins erwähnt,[75] sieben Mal als Empfänger von materiellen Zuwendungen, fünf Mal als Überbringer von Geld oder Briefen,[76] drei Mal als jemand, der über geheime Informationen verfügt; dass Edelints eigener Ehemann nach Kassel reisen und sich dadurch eine Gelegenheit zum heimlichen Treffen ergeben würde, erfährt sie nämlich paradoxerweise von Hermann.

Die Thematik Wahrheit und Wahrhaftigkeit wird in ganz auffälliger Weise strapaziert: Nicht nur beteuert Edelint fortwährend, dass ihre Gefühle dem Rektor gegenüber wahrhaftig seien, auch Hermann würde dies wahrlich bezeugen können, sei er doch ein Ausbund der Wahrheitsliebe und ein getreuer Zeuge. Die häufig gereimten musterhaften Einleitungen mit Begrüßung, Liebesbeteuerung und Wunsch nach Nähe des Geliebten werden ab dem Brief VIII durch Sprichwörter und sentenzenhafte Ratschläge ersetzt, welche wohl auf die schwindende Glaubwürdigkeit der Angelegenheit und mögliche Gerüchte abzielen mögen: Der Brief VIII beginnt nach einem kurzen Gruß und Liebesbezeigung geradezu verräterisch: *We de den anderen belucht vnd bedruch, de is syn erger wen iengerleyge defe.* Hermann beweist einmal mehr Mut und Witz; schließlich ist er doch beides: ein Lügner und ein Dieb. Bezeichnend, dass in diesem Brief die Geldforderung zur perfiden Erpressung gerät, welche zudem von der absolut unverschämten Feststellung begleitet wird, dem Geliebten sei es wohl inzwischen leid, dass Edelint ihn verhöhnen würde. Und weiter: *Hefe gy my leyf, gevet Hermanse soden gelt, alse II gulden vnd*

74 *so wil ek iu suluen spreken vnd enwil ock nicht leygen, dat ek iu scriue, dat don ek in groter leue vnd fruntschap vnde Hermannus is des io eyn sake* (III). *des enlaten iu nich vordreten uppe de tid, alse iu Harmans wol segen schal, do wert my to male lack* (IV).

75 *iu wil ek Hermanse segen, alse iu schal to my bringhen, so wil wey vnses dynges wol vnder vns wol eyns werden* (III). *er gi to my komen, went sundage so moyt myn man to Kassele syn, do sede my Hermans* (IV).

76 *Dusses moge gy Hermanse Konemunde danken, geue ome 1ß.edde 2 ß uppe Artens avent* (I). *So heffe gy my gheleynt XVIII dn., IIß. vnd IIIIß., de ge Hermanse geuen an synte Martens auende* (III). *Hermans Konemunt heft dat rede seyn* (V). *Nu wetet, dat ek Harmanse heffe gelouet 11 elen wandes morne to geuende* (VI). *nv halt Hermanse soden want* (VII). *Hefe gy my leyf, gevet Hermanse soden gelt* (VIII). *so alse gy vnwyllich syn met Hermanse umme soden gelt* (XII).

III ß […] *Heffe gy my leyf in trwen, so sendet my dat* […]. Der Spott ist derart offensichtlich, kann er wirklich übersehen worden sein?

Die Dreistigkeiten gerade in den Beteuerungen der Wahrheit nehmen von Brief zu Brief zu. Dass es etwas gibt, das der *gülden, gülden, gülden frunt* (V), wie Curd gemeinerweise genannt wird, nicht weiß, wird ebenfalls zum Anlass der Verspottung durch Hermann. Er lässt Edelint schon im Brief II verheißen, im nächsten Schreiben *da schulle gy wat inne ervaren* und noch einmal *Mor so schulle gy wat ervaren, dat sege ec vor war*. Die Enthüllung eines Geheimnisses wiederholt die vermeintliche Verehrerin noch einmal als Ankündigung einer mündlichen Mitteilung im dritten Brief sowie mit Nachdruck im letzten Brief: *ek wyl iw spreyke, de warheyt wyl ek iw scryven, scrywet my awentlanck iwe syn: wente sonavende wyl ek iw alle warheyt scrywen*. Die versprochene Geheimnisenthüllung bleibt jeweils ebenso aus, wie die körperliche Zuwendung. Reizt Hermann etwa nicht auf diese Weise Vertrauen und Glaubwürdigkeit in die Liebe Edelints ungebührend aus? Hatte er schon früh geplant, den Schwindel auffliegen zu lassen, oder ist der zwölfte Brief gar als ein implizites Geständnis zu verstehen?[77] Merkwürdig sind diese vielen eingebauten Hinweise auf den Betrug allemal, der als Rechtskasus zusehends genauso unglaubwürdig wird wie die Liebesgeschichte überhaupt. Der eigentliche ‚Skandal‘ ist daher vielleicht gar nicht so sehr die Fälschung der Liebesbriefe als solche, sondern vielmehr, dass sie als Betrugsmittel so ungeahnt überzeugend und erfolgreich sein konnten.

Irgendwie oszillieren diese sonderbaren Texte vor dem Hintergrund der Versbrieftradition im Kontext fiktionaler Minnereden und nach ihrer Überlieferungsgegebenheit im Rahmen eines realen Rechtsfalls schwer fasslich zwischen Literarisierung und Pragmatisierung. Das Zuordnungsproblem, das schließlich auch die Wahl der Analyseinstrumentarien erfasst, wurde in der leider äußerst schnell erzählten Forschungsgeschichte der ‚Göttinger Liebesbriefe‘ unterschiedlich zu lösen versucht: Auf der einen Seite wurden sie eher makrostrukturell bewertet und fast ausschließlich die gereimten Passagen und topischen Versatzstücke

77 Dass Konemund mit den Worten, *Ek wyl iu spreyke, de warheyt wyl ek iu scryven, wente sonnavende wyl ek iu alle warheyt scryven* (XII), den Betrug explizit zugegeben hätte, wie Michels 1892, S. 67, behauptet, vermag ich in dieser Deutlichkeit nicht herauslesen.

einer Betrachtung unterzogen, um sie im motivgeschichtlichen Kontext der Briefsteller- und gereimten Minnereden-Tradition zu verorten.[78] Dabei wurde die Überlieferung als ein Betrugs- und Rechtsfall und der damit verbundene Inhalt der Briefe und dessen Funktion soweit ignoriert, dass das ‚Verfasserlexikon' die Briefe sogar unter dem Autornamen „Edelend Schreiber"[79] erfasst hatte. Auf der anderen Seite hat Schulz-Grobert die Briefe aufgrund ihres kriminellen Gebrauchskontexts und ihrer quasi ‚fingierten Echtheit' gar nicht erst in Betracht gezogen und mit den fiktionalen Versbriefen verglichen.[80] Die Vermittlung zwischen beiden Sichtweisen scheint schwierig. Trotz der gereimten Eingangspassagen der meisten Briefe und auch sonst oft wiederholten Formeln der Dienst- und Freundschaftsversicherung stünden die ‚Göttinger Liebesbriefe', so Wand-Wittkowski,[81] dem alltäglichen Privatbrief näher „als den [literarischen] Versbriefen",[82] weshalb sie das Textkonvolut eher als eine Mischung von Minnerede und Brief betrachtet. Die Untersuchung der rhetorischen Mittel durch Bockmann auf mögliche Prätexte und relevante Diskurse, die auf den Verfasser eingewirkt haben mögen, förderte ebenfalls keine „eindeutige Einordnungsmöglichkeit der Briefe in einen literarischen oder pragmatischen Zusammenhang"[83] zu Tage.

Das vermag auch ich nicht. Angesichts der oben zusammengetragenen Beobachtungen jedoch regt sich der Verdacht, dass diese Texte weder nur als „ein charakteristischer Beitrag zur Denk- und Schreibweise der Zeit"[84] lesbar bzw. in „sitten- und kulturgeschichtlicher Hinsicht hervorragend interessant"[85] noch bloß als graphische „Manifestation [des] Prozesses"

78 Vgl. vor allem Meyer 1898.

79 Kasten 1980, S. 355.

80 Schulz-Grobert 1993, S. 122 interessiert im Zusammenhang mit den ‚Göttinger Liebesbriefen' lediglich Beruf und Gelehrsamkeit des Schreibers Hermann Konemund, um zu untermauern, dass „‚triviallwissenschaftliche[ ]' Literatur und volkssprachliche[ ] Liebesbriefgedichte[ ]" in den „Entstehungs- und Gebrauchszusammen[hang]" des „Ausbildungs- und Lehrbetrieb[es] von (Latein-)Schule und Universität" gehörten (S. 133).

81 Wand-Wittkowski 2000, S. 171–173.

82 Ebd., S. 172.

83 Bockmann 2007, S. 11.

84 Schmidt 1865, S. 385.

85 Michels 1892, S. 62.

„von der Oralität zur Literalität“[86] oder für die Bedeutung und Analyse rhetorischer Mittel in der Briefkommunikation des Spätmittelalters von Belang sind. Nicht vom Brief als kultur- und gattungshistorischer Kategorie, sondern von seiner poetischen, narratologischen und diskursiven Funktion in lyrischen und epischen Texten herkommend geraten auch solche literarischen Merkmale verstärkt in den Blick, welche etwa das spezifische Verhältnis von Wirklichkeit und Fiktion erhellen. Dass es sich um fingierte Liebesbriefe handelt, steht wohl außer Frage, könnte die ganze Geschichte aber vielleicht gar fiktional sein? Zu behaupten, der dokumentierte Fall nebst der ihn dokumentierenden Urkunden wäre eine reine Erfindung, würde ich nicht wagen,[87] wenn es doch seinen Reiz und sein meines Erachtens durchaus weiterführendes hermeneutisches Potential hätte. Liest man nämlich einmal versuchsweise die Briefe aus Perspektive der Minnereden und vor dem Hintergrund dessen, wie Liebesbriefe in diesen thematisiert, formuliert und ironisiert werden, geraten die vielen beschriebenen Doppeldeutigkeiten, das perfide Spiel mit dem Unausgesprochenen, welches wiederholt zu performativen Selbstwidersprüchen führt, die explizit thematisierte Spannung zwischen Wahrheit und Lüge, Liebe und Spott, Geben und Nehmen sowie das zunehmende Verschwimmen der Ich-Grenzen (zwischen dem Autor Hermann und seiner Figur Edelint) überhaupt erst in den Fokus der Betrachtung. Nicht Strategien überzeugender Briefkommunikation treten dann deutlich hervor, sondern vielmehr, wie demgegenüber mittels parodistischer Komik ihre Glaubwürdigkeit und ihr Scheitern massiv riskiert werden. Schamlose Komik und bewundernswerten Witz produziert der Fall genauso wie Tragik, Peinlichkeit, Fremdscham oder Mitleid auf Seiten des unbeteiligten Lesers, welchen die Briefe, bezweifelt man ihre

86 Weber 2001, S. 907.

87 Es ist etwa auffällig, dass sich Edelint (alias Hermann) ausschließlich für Geldgaben und Geschenke bedankt, kein einziges Mal aber für einen Brief von Curd Hallis. Auch ist einigermaßen merkwürdig, dass die Briefe immer wieder detaillierte Aufstellungen der bereits gesandten Gelder teilweise mit präzisen Zeitangaben enthalten. Ein vorsätzlicher Betrüger (und selbst eine echte raffgierige Geliebte) dürfte wohl kaum ein Interesse an derlei Dokumentation seiner kriminellen Erpressung haben. Die Rückzahlungsversprechen sind gleichfalls in der Regel nicht allgemein, sondern enthalten Angaben zur Höhe des zu avisierenden Betrags oder Art der Wertgegenstände.

‚Originalität' nicht vollends, niemals hätte haben dürfen. Dass dies, wie der Betrug eben auch, funktioniert, liegt im paradoxen Verhältnis von Minnebegehren und Briefkommunikation begründet, über das wir gerade deshalb auch aus diesem obskuren Rechtsfall einiges lernen können.

6 Schluss

Schon die ‚Züricher Liebesbriefe' thematisieren für dieses Verhältnis den Zusammenhang zwischen Minnewahnsinn und verstandesmäßiger Minnekommunikation. So soll der Brief, welchen die von Sehnsucht geplagte Dame in B213 vom Ich geschrieben haben möchte, als Mittel diskursiver Verarbeitung und Bewältigung des Begehrens, quasi als Medizin gegen ihr Leiden, wirken. Es erweist sich dann schnell, dass dies gemessen an einem realen physischen Begehren insofern paradox ist, als dass der Brief als Medium der Kommunikation auf Distanz diese ja logisch voraussetzt und daher unterstreicht. Dass das Heilmittel versagen muss, ist vorprogrammiert, das Leiden der Dame verschlimmert sich sogar. Das Reden und Schreiben über die Minne wird von übertriebener Emotionalität und körperlicher Involviertheit gestört und verhindert. Der Brief kann eben nur ein Mittel diskursivierter Affektkontrolle sein, eines der textuellen Einhegung physischen Begehrens, der Verfeinerung des Gefühls komplementär zur Verfeinerung der literarischen Ausdrucksformen der Beschreibung dessen, was nur erwünscht, hinterfragt, bezweifelt, beklagt, versprochen oder auch nur gelogen sein kann. Der gleiche Mechanismus zeigt sich dann schließlich auch *ex negativo* in den gefälschten Briefen Hermann Konemunds. Das wiederholte Inaussichtstellen tatsächlicher körperlicher Liebeserfüllung, derer die vermeintliche Liebesdame ja nicht müde wird, muss dringend jeweils enttäuscht werden, um sowohl den brieflichen Kommunikations- als auch den Geldfluss nicht versiegen zu lassen.

Diese Kippfigur von Schriftlichkeit und Begehren, welches die Liebesbriefe in den Minnereden ausagieren, entspricht der Textsorte, so hat Ludger Lieb gezeigt, ganz allgemein. In ihnen scheint die fundamentale Schriftlichkeit der Minnerede in doppeltem Sinne auf. Wie die Versbriefe ein Fundus an Formeln, Motiven, Topoi, Bildern, Metaphern und Allegorien, Reimpaaren sowie Formaspekten mit quasi-enzyklopädischem

Charakter für einen potentiellen Briefeschreiber scheinbar zur Verfügung stellen, ist die Minnerede „die textuelle Selbstermächtigung eines Minnenden, am Minnediskurs teilzuhaben, es geht um die Einübung und Benutzung symbolischer Codes“.[88] Ich möchte sogar behaupten, dass zwischen beidem nicht nur systematisch kein Unterschied besteht, sondern es sich schlicht um die gleiche Sache handelt, da der Liebesbrief, eine von vielen medialen Spielarten des Minnediskurses in den Minnereden darstellt. Wie die Authentizität der Versbriefe im Kontext faktischer Liebeskorrespondenz allgemein höchst unwahrscheinlich sein dürfte, ist daher fraglich, inwiefern nämlich die „Verfügbarmachung einer Sprache über die Liebe“[89] tatsächlich über ihr eigenes Medium hinausreichen konnte. Der literarische Versbrief und der private Alltagsbrief haben im Grunde nichts gemeinsam,[90] selbst die Mischform wie die ‚Göttinger Liebesbriefe‘ ist die kuriose Ausnahme. Die Zweifel daran, ob der dokumentierte Betrugsfall überhaupt echt ist – oder der ganze Kasus nicht schon selbst als eine parodistische Minnerede poetische Fiktion –, mag über die textinternen Indizien hinaus auch daher rühren, dass die fingierten, aber wohl dann doch nicht fiktionalen Liebesbriefe überhaupt auf das Formelinventar der literarischen Vorlagen zurückgreifen.[91]

Vor diesem Hintergrund darf man zweifeln, ob die Minnerede tatsächlich als private „Selbstauskunft des Verfassers“[92] zu verstehen ist, die einer „Codierung [seiner] Innerlichkeit“[93] dient, und ist fraglich, ob das „eigenhändige Schreiben sowie das Weiterreichen emphemerer privater Abschriften ‚unter der Hand‘ – oder besser: unter Freunden –“ die

88 Lieb 2008, S. 218.

89 Ebd.

90 Vgl. dazu Wand-Wittkowski 2000, aber auch Schulz-Grobert 1993 und schon Glier 1971.

91 Dass man über die Genese der Überlieferungsgegebenheiten nicht zu allseits befriedigenden Antworten auf die Frage nach Authentizität, Originalität, Literarisierung und Pragmatisierung kommt, dürfte auch an den so unterschiedlichen Beispielen noch einmal deutlich geworden sein: Während nämlich die ‚Züricher Liebesbriefe‘ im kleinformatigen, gebundenen Konvolut und ihrem spektakulären Auffindungsort durchaus authentisch anmuten, treten uns die ‚Göttinger Liebesbriefe‘ gemeinsam mit den Urkunden zunächst als Rechtsakten entgegen, die einen Betrug dokumentieren, obwohl sie doch ‚echte‘ Liebesbriefe sein wollten.

92 Lieb 2008, S. 210.

93 Ebd., S. 208.

„primären Produktions- und Distributionsweisen“[94] aus Gründen der Geheimhaltung unter dem gesellschaftlich-moralischen Druck, dem ein über „Persönliches und Intimes“[95] schreibender Liebender ausgesetzt war, gewesen sein mögen. Gerade weil ja die Produktion und Reproduktion von Minnereden als „Einschreibung in den Diskurs und in der Fortschreibung des Diskurses“[96] verstanden werden muss, ist die Minnerede in hohem Maße artifiziell wie selbstreferentiell und erscheint als sich stetig selbst reproduzierendes System. Diese Artifizialität der Minnerede schließt einen gesteigerten ästhetischen Anspruch wie den Ausdruck von Autorschaft zwar nicht ein, ist aber auch nicht zwingend ihr „Gegenbegriff“[97].

Dass die traditionsreichen literarischen Ausdrucksmittel der Transzendierung und Entzeitlichung in realer Anwesenheit der Liebesdame scheitern müssen, wie in B239 erzählt wird, kann daher im Grunde gar nicht anders sein. Stefan Matter hatte im Zusammenhang mit den romanischen Minnefragen-Spielen das lusorische Moment des deutschen Dialogs betont, „wird doch damit das dem absichtlichen Missverstehen innewohnende literarische Potential – zum Beispiel der Prüfung der Beständigkeit im Werben – nicht genutzt“.[98] Narrativ gibt es keinerlei solche Entwicklung, die Werbung des Minnenden bleibt vor dem Horizont ihrer episch erprobten realen Existenzbedingungen zwar erfolglos, aber dennoch wird sein Begehren ja schließlich auf Dauer gestellt. Vorgeführt wird quasi, wenn auch im epischen Zusammenhang ironisch gebrochen, wie eine Minnerede ins Leben kommt. Die fortdauernde Minneklage des Ich im ‚Liebesgespräch‘ bleibt ja im Grunde wenig beeindruckt davon, dass ihn die Dame nicht für einen Deut ernst nimmt. Wenig unterscheidet sie etwa von Gramoflanz’ Brief an Itonje in Wolframs ‚Parzival‘ oder den ‚Züricher Liebesbriefen‘. Musterhafte Minnekommunikation, die innerhalb des literarischen Diskurses normative Verbindlichkeit beansprucht, und reales Liebeshandeln, welches in der Narration imaginiert wird, treten kaum vermittelt auseinander. Das Ich könnte noch ewig so weiterreden, ohne dass sein Begehren als solches

94 Ebd., S. 219.
95 Ebd.
96 Ebd.
97 Ebd., S. 218.
98 Matter 2010a, S. 84.

irgendwie korrumpiert werden würde. Verdauerung ist das Programm allen Einwänden und ironischen Einwürfen der Dame zum Trotz. Denn innerhalb des Minnereden-Diskurses existiert das Begehren ja erst als diskursive und reflexive Mitteilung und Vermittlung. Daraus ergibt sich, dass es selbst lediglich als ein literarisches Faktum behandelt und im Akt „ästhetischer Sublimierung“[99] verhandelt wird. Außerhalb der literarischen Stilübung erscheinen die mittelalterlichen Versliebesbriefe denkbar ungeeignet, tatsächliche und vor allem zielführende Minnekommunikation zu bestreiten. Und das ist den Autoren der Minnereden sehr wohl bewusst, sie ironisieren in geradezu burlesk-komischer Weise den im Grunde unmöglichen Fall der Pragmatisierung des Literarischen, wenn sie die eine Dame in Ohnmacht fallen, die andere absichtlich alles falsch, nämlich wörtlich, verstehen lassen – und vielleicht sogar den Adressaten um sein Vermögen erleichtern.

7 Literaturverzeichnis

Bartsch 1886: Karl Bartsch, Die Schweizer Minnesänger. (Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz 6) Frauenfeld 1886.

Benton 1988: John F. Benton, The Correspondence of Abaelard and Heloise. In: Fälschungen im Mittelalter. Internationaler Kongreß der Monumenta Germaniae Historica München, 16.–19. September 1986. Teil V. Fingierte Briefe, Frömmigkeit und Fälschung, Realienfälschungen. (MGH Schriften 33, V) Hannover 1988, S. 95–120.

Blank 1989: Walter Blank, Regensburger Liebesbrief [Art.]. In: ²VL Bd. 7. Berlin u. a. 1989, Sp. 1095f.

Bockmann 2007: Jörn Bockmann, Zur Rhetorik der ‚Göttinger Liebesbriefe‘. In: Niederdeutsches Jahrbuch 130 (2007), S. 5–27.

Bond 1986: Gerald A. Bond, ‚iocus amoris‘: The Poetry of Baudri of Bourgueil and the Formation of the Ovidian Subculture. In: Traditio 42 (1986), S. 143–193.

99 von Moos 2003, S. 9.

Bond 1995: Gerald A. Bond, The Loving Subject. Desire, Eloquence, and the power of Romanesque France. Philadelphia 1995.

Brackert 1974: Helmut Brackert, *Da stuont daz minne wol gezam.* Minnebriefe im späthöfischen Roman. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 93 (1974), Sonderheft: Spätmittelalterliche Epik, S. 1–18.

Brandis 1968: Tilo Brandis, Mittelhochdeutsche, mittelniederdeutsche und mittelniederländische Minnereden. Verzeichnis der Handschriften und Drucke. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 25) München 1968.

Brauns/Thiele 1938: Mittelhochdeutsche Minnereden II. Die Heidelberger Handschriften 313 und 355. Die Berliner Handschrift Ms. germ. fol. 922. Aufgrund der Vorarbeiten von Wilhelm Brauns. Hg. von Gerhard Thiele. (Deutsche Texte des Mittelalters 41) Berlin 1938. Nachdruck mit einem Nachwort von Ingeborg Glier. Dublin – Zürich 1967.

Bussmann 2008: Astrid Bußmann, *her sal mir deste holder sîn | swenner weiz den willen mîn.* Variationen des Liebesgeständnisses in Heinrichs von Veldeke Eneasroman. In: Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters. Hg. von Mireille Schnyder. (Trends in Medieval Philology 13) Berlin – New York 2008, S. 83–124.

Carmago 1991: Martin Carmago, Ars dictaminis, Ars dictandi. (Typologie des sources du moyen âge occidental 60) Turnhout 1991.

Ettmüller 1843: Sechs Briefe und ein Leich nebst einigen Bemerkungen über die Frauenliebe im Mittelalter. Hg. von Ludwig Ettmüller. Zürich 1843. Auch erschienen als: Ludwig Ettmüller, Sechs Briefe und ein Leich nebst einigen Bemerkungen über die Frauenliebe im Mittelalter. Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich 2 (1844), S. 97–115.

Fahlbusch 1940: Otto Fahlbusch, Das ‚Junkernhaus' in Göttingen. In: Gabe des Geschichtsvereins für Göttingen und Umgebung zur Fünfzigjahrfeier des Städt. Museums Göttingen. (Veröffentlichungen des Geschichtsvereins für Göttingen und Umgebung 3) Göttingen 1940, S. 22–32.

Fürbeth 1999: Frank Fürbeth, Zum literarischen Status der Liebesbriefe in der ‚Modi Epistulandi‘. In: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 11 (1999), S. 49–64.

Glier 1971: Ingeborg Glier, Artes amandi. Untersuchung zu Geschichte, Überlieferung und Typologie der deutschen Minnereden. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 34) München 1971.

Golz 1997: Jochen Golz, Brief [Art.]. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. von Georg Braungart u. a. Bd. 1. Berlin – New York 1997, S. 251–255.

Haltaus 1840: Liederbuch der Clara Hätzlerin. Hg. von Carl Haltaus. (Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur 8) Quedlinburg – Leipzig 1840.

Huber 2008: Christoph Huber, Minne als Brief. Zum Ausdruck von Intimität im nachklassischen höfischen Roman (Rudolf von Ems: *Willehalm von Orlens*, Johann von Würzburg: *Wilhelm von Österreich*). In: Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters. Hg. von Mireille Schnyder. (Trends in Medieval Philology 13) Berlin – New York 2008, S. 125–145.

Junk 1905: Rudolf von Ems, Willehalm von Orlens. Aus dem Wasserburger Codex der fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen. Hg. von Victor Junk (Deutsche Texte des Mittelalters 2) Berlin 1905. Nachdruck Dublin – Zürich 1967.

Kartschoke 1997: Heinrich von Veldeke, Eneasroman. Nach dem Text von Ludwig Ettmüller ins Neuhochdeutsche übersetzt, mit einem Stellenkommentar und einem Nachwort von Dieter Kartschoke. Stuttgart 1997.

Kasten 1980: Ingrid Kasten, Edelind Schreiber [Art.]. In: ²VL Bd. 2. Berlin u. a. 1980, Sp. 355f.

Klingner/Lieb 2013: Jacob Klingner/Ludger Lieb, Handbuch Minnereden. Mit Beiträgen von Iulia-Emilia Dorobanţu, Stefan Matter, Martin Muschick, Melitta Rheinheimer und Clara Strijbosch. 2 Bde. Berlin – Boston 2013.

Krohn 1998: Gottfried von Straßburg, Tristan. Nach dem Text von Friedrich Ranke. Neu hg., ins Neuhochdeutsche übersetzt, mit einem Stellenkommentar und einem Nachwort von Rüdiger Krohn. 3 Bde. Stuttgart 1998.

Lachmann 1841, Ulrich von Lichtenstein, Frauendienst. Mit Anmerkungen von Theodor von Karajan. Hg. von Karl Lachmann. Berlin 1841.

Lassberg 1820: Lieder-Saal. Sammlung altdeutscher Gedichte. Hg. von Joseph Freiherr von Lassberg. o.O. Bd. 1. Nachdruck Hildesheim 1968.

Lieb 2000: Ludger Lieb, Minnerede [Art.]. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. von Georg Braungart, Harald Fricke, Klaus Grubmüller, Jan-Dirk Müller, Friedrich Vollhardt und Klaus Weimar. Bd. 2. Berlin – New York 2000, S. 601–604.

Lieb 2008: Ludger Lieb, Minne schreiben. Schriftmetaphorik und Schriftpraxis in den ‚Minnereden' des späten Mittelalters. In: Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters. Hg. von Mireille Schnyder. (Trends in Medieval Philology 13) Berlin – New York 2008, S. 191–220.

Matter 2010: Stefan Matter, Minne – Spiel – Gespräch. Überlegungen zu einer Minne-Gesprächskultur des späteren Mittelalters ausgehend vom ‚Nürnberger Spieleteppich'. In: Der ‚Nürnberger Spieleteppich' im Kontext profaner Wanddekoration um 1400. Hg. von Jutta Zander-Seidel. (Wissenschaftliche Beibände zum Anzeiger des Germanischen Nationalmuseums 29) Nürnberg 2010, S. 75–89.

Meyer 1898: Ernst Meyer, Die gereimten Liebesbriefe des deutschen Mittelalters. Diss. Marburg 1898.

Michels 1892: Victor Michels, Erdichtete Liebesbriefe des 15. Jahrhunderts aus Göttingen. In: Protokolle über die Sitzungen des Vereins für die Geschichte Göttingens (1892/1893), S. 62–68.

von Moos 1974: Peter von Moos, Mittelalterforschung und Ideologiekritik. Der Gelehrtenstreit um Héloise. München 1974.

von Moos 2003: Peter von Moos, ‚Epistolae duorum amantium‘ und die ‚säkulare Religion der Liebe‘. Methodenkritische Vorüberlegungen zu einem einmaligen Werk mittellateinischer Briefliteratur. In: Studi Medievali 44.1 (2003), S. 1–115.

von Moos 2008: Peter von Moos, Vom Nutzen der Philologie für den Umgang mit anonymen Liebesbriefen. Ein Nachwort zu den Epistolae duorum amantium. In: Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters. Hg. von Mireille Schnyder. (Trends in Medieval Philology 13) Berlin – New York 2008, S. 23–47.

Moser/Tervooren 1988: Minnesangs Frühling. Unter Benutzung der Ausgaben von Karl Lachmann und Moriz Haupt, Friedrich Vogt und Carl von Kraus. Bearbeitet von Hugo Moser und Helmut Tervooren. 38., erneut revidierte Auflage. Stuttgart 1988.

Muschick 2013: Martin Muschick, Minne in Briefen. Studien zur Poetik des Briefwechsels in der Erzählliteratur des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit. (Beiträge zur älteren Literaturgeschichte) Heidelberg 2013.

Novati 1893: Francesco Novati, Il lombardo e la Lumaca. In: Giornale storico della letteratura italiana 22 (1893), S. 335–353.

Oltimann 1979: Bernhard O. Oltimann, Göttinger Skandal: Liebesbriefe waren gefälscht. In: Göttinger Jahresblätter 2 (1979), S. 35–38.

Polak 1975: Emil J. Polak, A textual study of Jasques de Dinant’s Summa dictaminis. Genf 1975.

Regel 1906: Johanns von Würzburg Wilhelm von Österreich. Aus der Gothaer Handschrift hg. von Ernst Regel. (Deutsche Texte des Mittelalters 3) Berlin 1906.

Ritter 1897: Albert Ritter, Altschwäbische Liebesbriefe. Eine Studie zur Geschichte der Liebespoesie. (Grazer Studien zur deutschen Philologie 5) Graz 1897.

Rockinger 1863: Ludwig Rockinger, Briefsteller und Formelbücher des elften bis vierzehnten Jahrhunderts. (Quellen zur bayerischen und deutschen Geschichte IX, 1 und 2) München 1863/64.

Rosenfeld 1991: Herzog Ernst D. (wahrscheinlich von Ulrich von Etzenbach). Hg. von Hans-Friedrich Rosenfeld. (Altdeutsche Textbibliothek 104) Tübingen 1991.

Ruhe 1975: Ernstpeter Ruhe, De Amasio ad Amasiam. Zur Gattungsgeschichte des mittelalterlichen Liebesbriefes. (Beiträge zur romanischen Philologie des Mittelalters 10) München 1975.

Schaller, D. 1966: Dieter Schaller, Probleme der Überlieferung und Verfasserschaft lateinischer Liebesbriefe des hohen Mittelalters. In: Mittellateinisches Jahrbuch. Hg. von Karl Langosch. Köln 1966, S. 25–36.

Schaller, D. 1977: Rezension zu Ruhe 1975. In: arcadia 12 (1977), S. 307–313.

Schaller, H. M. 1988: Hans Martin Schaller, Scherz und Ernst in erfundenen Briefen des Mittelalters. In: Fälschungen im Mittelalter. Teil 5: Fingierte Briefe, Frömmigkeit und Fälschung, Realienfälschungen. (Schriften der Monumenta Germaniae Historica 33) Hannover 1988, S. 79–94.

Schiendorfer 1988: *mine sinne di sint mine*. Zürcher Liebesbriefe aus der Zeit des Minnesangs. Bearb. von Max Schiendorfer. Zollikon 1988.

Schiendorfer 1999: Max Schiendorfer, A Booklet of Love Letters [from about 1300]: Document of a Private Love Affair? In: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 11 (1999), S. 75–82.

Schmidt 1865: Gustav Schmidt, Erdichtete Liebesbriefe des 15. Jahrhunderts in niederdeutscher Sprache. In: Germania 10 (1865), S. 385–394.

Schnell 1981: Rüdiger Schnell, Grenzen literarischer Freiheit im Mittelalter: I. Höfischer Roman und Minnerede. In: Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen 218 (1981), S. 241–270.

Schubert 1999: Martin J. Schubert, *Ich bin ein brief unde ein bode*. The Relation of Oral and Written Messages in Thirteenth Century Literature. In: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 11 (1999), S. 35–47.

Schulz-Grobert 1993: Jürgen Schulz-Grobert, Deutsche Liebesbriefe in spätmittelalterlichen Handschriften. Untersuchungen zur Überlieferung einer anonymen Kleinform der Reimpaardichtung. (Hermaea 72) Tübingen 1993.

Sowinski 1979: Herzog Ernst. Ein mittelalterliches Abenteuerbuch. In der mittelhochdeutschen Fassung B nach der Ausgabe von Karl Bartsch mit den Bruchstücken der Fassung A. Hg., übersetzt, mit Anmerkungen und einem Nachwort versehen von Bernhard Sowinski. Durchgesehene und verbesserte Auflage. Stuttgart 1979.

Traede 1970: Klaus Traede, Grundzüge griechisch-römischer Brieftopik. (Zetemata 48) München 1970.

Valois 1880: Natalis Valois, De arte scribendi apud Gallicos medii aevi scriptores rhetoresve. Paris 1880.

Wand-Wittkowski 2000: Christine Wand-Wittkowski, Briefe im Mittelalter. Der deutschsprachige Brief als weltliche und religiöse Literatur. Herne 2000.

Weber 2001: Ulrich Weber, *Hermannus bekande, dat he sodanne breue all, wo wol id twyerleie schrift gestalt were, mit siner hand – vnde de so verwan-*

delt – geschreuen hedde. Zu echten und gefälschten Schriftstücken ungeübter Schreiber aus Spätmittelalter und Frühneuzeit. In: Vulpis Adolatio. Festschrift für Hubertus Menke zum 60. Geburtstag. Hg. von Robert Peters, Horst P. Pütz und Ulrich Weber. (Germanistische Bibliothek 11) Heidelberg 2001, S. 907–918.

Rebekka Rehbach (München)

Unschärfe als Leistung [1]

Ambiguitäten, Widersprüche und Brüche in der ‚Minneburg' (B485)[2]

1 Einführung

In der aktuellen Forschung rücken Überlegungen zur Sujethaftigkeit beziehungsweise zur „kalkulierten Sujetlosigkeit" von Minnereden in den Vordergrund.[3] Die Konzentration wird dabei stärker auf Bewegungen zwischen den Räumen, die in Minnereden beschritten werden, gerichtet als auf die Räume selbst – offenbar geht es in Minnereden mehr um Übergängigkeit und Interaktion, um die Eröffnung eines Minnereden-Kommunikationsfeldes als um Sujetbildung; es ist eher ein Parlando,[4] eine gewisse Gesprächspraxis, zu beobachten statt fester Schemata und Strukturen; eher eine prozesshafte Erfahrungsentwicklung statt einer deutlich erkennbaren Abgrenzung eines Erzählsujets.

Räume und Raumgrenzen fungieren in Minnereden nur sekundär als Schwellen, sie dienen vielmehr dazu, die Beweglichkeit des Sprechers zu zeigen – dabei verschwimmen Konturen und Markierungen erscheinen

1 „Unschärfe als Leistung" – Dieses Motto hat Sonja Glauch im Rahmen der Tagung ‚Von sich selbst erzählen. Historische Dimensionen des Ich-Erzählens' in Kloster Irsee Anfang Oktober 2013 geprägt.

2 Die Nummerierung der Minnereden folgt dem ‚Handbuch Minnereden': Klingner/Lieb 2013. Nummern, die mit B beginnen, sind identisch mit den von Tilo Brandis vergebenen Nummern; Nummern, die mit Z beginnen, sind Zusatznummern für Minnereden, die im ‚Handbuch Minnereden' erstmals verzeichnet wurden.

3 Vgl. z. B. Waltenberger o.J.; das ist ein Vortrag, der auf der oben (Anm.1) erwähnten Tagung gehalten wurde. Herr Waltenberger hat mir freundlicherweise das noch ungedruckte Manuskript überlassen, wofür ich ihm herzlich danke.

4 Zur Begrifflichkeit vgl. Kern 2006.

unscharf. ‚Unschärfe' meint jedoch keinen poetologischen Mangel oder Defekt, sondern soll als besonderes Potential, als ‚grenzverwischendes Prinzip' anerkannt werden. Ludger Lieb hat mit einer ähnlichen Formulierung bereits die Leistung der Wiederholungen in Minnereden honoriert:

> Mit dem Label „Wiederholung als Leistung" ist einerseits ein Aspekt der Alterität hervorgehoben: um Wiederholung herzustellen, bedarf es einiger kultureller Anstrengung; andererseits soll damit auch gemeint sein – und das rechtfertigt erst jene kulturelle Anstrengung – , daß die Wiederholungen ihrerseits ganz bestimmte kulturelle Funktionen erfüllen, daß sie selbst kulturelle Leistungen erbringen.[5]

So sind auch in der ‚Minneburg' (B485),[6] eine der hochkomplexen Großformen aus dem 14. Jahrhundert, Figuren der Unschärfe als semantische Unbestimmtheiten und Mehrdeutigkeit (Polysemie), als Allusionen, aber auch als Entsemantisierungen auf der *histoire*- und auf der *discours*-Ebene zu beobachten. Dies lässt sich vor allem am Anfang, in der Spaziergangseinleitung, und am Schluss der unvermittelt abbrechenden Minnerede zeigen.

Nach dem Vers 5488 ist der Text der längeren Reimfassung in der Heidelberger Handschrift Cod. Pal. Germ. 455, die der Edition von Pyritz zugrunde liegt, zwar noch nicht zu Ende, aber nicht mehr lesbar. Zu erkennen sind noch 24 Verse, die allerdings undeutlich bleiben, so dass der Text nur als Fragment vorliegt. Die Unlesbarkeit der letzten Verse auf der materiellen Textebene korrespondiert interessanterweise mit einem Erlebnis von Unschärfe, das die letzten entzifferbaren Verse auf der inhaltlichen Ebene abbilden: *Unmůtikeit mir daz vermischt, | Daz ich ez niht schawet gar* (V. 5484f.). Der Text endet inhaltlich also mit der Beschreibung einer Wahrnehmungstrübung oder mit einer Blendung aufgrund eines übersteigerten Helligkeitsphänomens. Solche Lichterscheinungen (‚Epiphanien') treten in der ‚Minneburg' im Zusammenhang mit den Geburtsallegorien regelmäßig auf. Deshalb schließt sich hier die

5 Lieb 2002, S. 148.
6 Text nach Pyritz 1950.

Frage an, welche Bedeutung und welche Funktion das wiederholte Motiv der Minne-Geburt für die Gesamtstruktur des Textes – und vor allem auch für den Schluss – haben könnte.

Eine These, die sich für Unschärfen und Ambiguitäten stark macht, könnte dahingehend lauten, dass unbestimmte Stellen im Text erst die Wiederholungen garantieren, weil fließende Grenzen Anschlussmöglichkeiten schaffen und Offenheit der Zuordnung auch Freiheit der Assoziationen meint.

Andererseits wirken Wiederholungen aber auch entsemantisierend und erzeugen wiederum Unschärfen;[7] dem Rezipienten bleibt die Bedeutungskonstitution überlassen. Das ist ein offener Prozess der Sinnsuche, der in die Gegenwart hineinreicht, wobei die Erzählgegenwart und die Gegenwart des Zuhörers oder Lesers am Ende von vielen Minnereden symptomatischerweise zusammenfallen, so dass sich die (unabgeschlossene) Erfahrung des erzählten Ichs und die des Rezipienten überlagern.[8] In diesem Durcheinander der verwischten Bezüge können sich dann vor allem die Rekurrenzen wieder als sinnstiftend erweisen. Redundanzen, Assonanzen und Analogien können Aussagen bekräftigen und legitimieren. Kohärenz erschließt sich erst im Durchgang durch den ganzen Text über Isotopien. Wiederholungen auf der Bildebene wirken sich in der ‚Minneburg' also auf die Textproduktion aus.

7 Vgl. Lieb 2002, S. 157f.

8 Vgl. Waltenberger o.J., S. 16.: „Mehr oder weniger deutlich markiert wird damit die Geltung der Minnelehre von der unabgeschlossenen Erfahrung des Ichs abhängig gemacht, die wiederum in der Gegenwart des Erzählens andauert." Der letzte lesbare Vers 5488 der ‚Minneburg' könnte demnach so verstanden werden, dass die Lichtvision, von der das Sprecher-Ich in den Versen 5480ff. anhebt zu erzählen, in einer Art universalen deiktischen Geste auf das textexterne *hic et nunc* verweist und die Textgrenze hier überschritten wird: Das Licht erfüllt diesen (!) ganzen Erdkreis. Lieb 2002, S. 151 beschreibt die typische Handlung einer Minnerede, in der das Ich nicht wie die Helden der Epik „in die feindliche und Bewährungen provozierende ‚Anderwelt' aufbricht, sondern die Welt hinter der ‚allegorischen' Schwelle […] gerade eine hochgradig vertraute ist […]." In der ‚Minneburg' gibt es zwar durchaus diese ganz besondere Anderwelt der Minne, aber sie wird im Verlauf des Textes immer stärker zu einer eigenen, vertrauten Welt. Der Schluss der ‚Minneburg' im 5. Kapitel versucht gerade, die ‚erzählte außergewöhnliche Begebenheit' und damit die Ereignishaftigkeit sukzessive aufzulösen.

2 Forschungslage und Textgliederung

In früheren Untersuchungen zur ‚Minneburg' ist häufig gerade das, was in diesem Text vorderhand relativ ‚klar' und logisch erscheint, beschrieben worden; also die Handlung der *materge* und einzelne markante Bilder,[9] Teile der Allegorie und bestimmte Bild- und Themenfelder wie ‚Kampf', ‚Burg', ‚Gewalt'[10] oder die Metaphorik.[11] Auffällig ist, dass das Zusammenspiel zwischen *materge* und *underbint* in der älteren ‚Minneburg'-Forschung relativ oft umgangen oder ausgespart wird.[12] Die Gerichtsszene am Ende der ‚Minneburg' wird besonders häufig vernachlässigt und der Schluss wird meistens unterschlagen.

Im ‚Handbuch Minnereden' heißt es zum Eintrag über die ‚Minneburg': „Die folgende Inhaltsangabe kann den komplexen Differenzierungen des textuellen Ichs […] nicht in jeder Hinsicht gerecht werden."[13] Ein Desiderat wäre, das Bewusstsein für diese Problematik der „komplexen Differenzierungen" auch für das Verhältnis der Textebenen zueinander und für die spezielle Poetologie der ‚Minneburg' zu entwickeln, die sich durch Verwobenheit und Verknüpfung von Widersprüchlichem auszeichnet.[14] So sollte die Textgliederung, wie sie im ‚Handbuch Minnereden' vorgenommen wird, als eine wichtige erste Hilfe zur Orientierung, aber vielleicht auch als ‚offenes Lektüre-Angebot' verstanden werden.[15] Denn die Möglichkeiten einer Strukturierung der ‚Minneburg' sind zahlreich:[16]

9 Sommer 1999 untersucht z. B. unter anderem die ‚Physiologus'-Bildverweise.

10 Vgl. Kreisselmeier1957; Klein 2004; Klein 2006.

11 Vgl. Schlechtweg-Jahn 1992. Schlechtweg-Jahn bemerkt zwar Vieldeutigkeiten, aber er versucht, die Metaphern in der ‚Minneburg' noch relativ konventionell auszulegen, während er im Vergleich mit dem Werk Hermanns von Sachsenheim bei der Interpretation schon größere Schwierigkeiten festmacht.

12 Man beachte den Vorstoß von Volfing 2005.

13 Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 898. Zur Differenzierung des textuellen Ichs vgl. Tinsley 1990.

14 Pyritz 1950, S. LXVI beschreibt bereits die „Schachteltechnik", die „den Strukturcharakter des ganzen Werkes bedingt".

15 Vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 899–911.

16 Vgl. zum „Aufbau des Werkes" Pyritz 1950, S. LXVI und die Übersicht bei Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 898.

a) kann der Einteilung des Textes in fünf Kapitel, wie es schon die Inhaltsangabe in Prosa vorgibt, gefolgt werden.[17] Hier ist aber Vorsicht geboten, weil Inhalt und Kapitel nicht immer deckungsgleich sind: Der Abschluss der allegorischen Burgen-Handlung nimmt beispielsweise nur den geringeren Anfangsteil des 5. Kapitels ein. Dominiert wird das 5. Kapitel eigentlich von fünf Binnen-Minnereden.

b) kann der Text in *materge* und *underbint* aufgeteilt werden, die im 5. Kapitel allerdings möglicherweise ineinander übergehen.[18]

c) korrespondieren die drei Gedichte des lyrischen Prologs mit der heilsgeschichtlichen Dreierstruktur, die die zentralen Handlungsmotive Geburt – Kampf – Gericht erkennen lassen.[19]

d) könnte der Text auch in einzelne Binnen-Minnereden untergliedert werden, die teilweise ja auch separat als „Exzerpt der längeren Reimfassung“[20] überliefert sind.

e) bilden manche Textabschnitte einzelne Diskurse ab, die gesondert vom restlichen Text gelesen werden können, die aber wiederum oftmals mit gegenläufigen anderen Diskursen verschränkt sind oder sich überschneiden.[21]

Festzuhalten ist, dass selbst dort, wo der Text eigene Ordnungsschemata vorgibt – etwa die Einteilung in fünf Kapitel oder die Unterscheidung zwischen *materge* und *underbint* – diese immer wieder unterwandert

17 Vgl. Pyritz 1950, S. 1. Siehe Textbeispiel 1 im Anhang. Dieser Einteilung folgen auch Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 899–911.

18 Zu dieser Lesart Volfing 2005. Zu untersuchen wären weitere Zweier-Beziehungen im Text, beispielsweise die Gegenüberstellung zweier Burgen oder das ‚Zwillings-Verhältnis‘ zwischen Dichter und Sprecher-Ich u. a.

19 Vgl. Sommer 1999. Auch Triaden kommt im Text Bedeutung zu; so gibt es z. B. drei *underbint* oder drei Angriffe auf die Burg Freudenberg. Im dritten Vers wird bereits gleich zu Beginn der Minnerede „dreifach wütende Hitze“ beschrieben (*hitz in hitz wut trilch*).

20 Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 896.

21 Mögliche ‚Diskurswelten‘ wären etwa Alchemie, Medizin, Poetik/Rhetorik, Theologie/Kirche, Höfischer Diskurs: Adel/Ritterwesen/Krieg/Kampf, Jagd u. v. m. Vgl. dazu Schlechtweg-Jahn1992, S. 168–213.

oder *ad absurdum* geführt werden. Es scheint fast, als handele es sich lediglich um eine vorgetäuschte Ordnung, der gegenüber Komplexität und Unüberschaubarkeit eingespielt werden.[22] Der Regelhaftigkeit eines geschulten oder gar wissenschaftlichen Redens über die Minne steht die Naturgewalt eines chaotischen Gefühls gegenüber, das in seiner Intensität nur erfahren, aber nicht gelehrt werden kann.

3 Rhetorik

Du bist der smele ein wite breit,
Ein große lenge der kurtze,
Ein gerechtikeit der lůrtze,
Ein vergulde aller freuden hort.
Din tugenthafte suße wort
Von wandel sint benomen.
Du bist auch volkumen
Zwar uber alle geworchte dink. (V. 914–921)[23]

Widersprüche und Brüche in der Bildzuordnung sind in der ‚Minneburg' auf der rhetorischen Textebene als Antithesen und Paradoxa im sogenannten ‚geblümten Stil' zu beobachten, beispielsweise in dem oben zitierten ‚Minne-Hymnus', der vom Duktus her an ein Marienpreisgedicht erinnert.[24] Der Ewigkeitsaspekt der Minne wird analog zum göttlichen Logos heraufbeschworen (V. 919f.: *Din tugenthafte suße wort* | *Von wandel sint benomen*),[25] doch die so gewonnene Ebenbürtigkeit der Minne mit Gott wird sogar überboten, indem die Minne *volkumen* | […] *uber alle geworchte dink* erhöht wird. Hier werden topische Vergleichsmöglichkeiten aufgerufen, gleichzeitig wird dieser Vergleich aber auch unmöglich gemacht: Minne ist eben noch – und immer schon – vollkommener

22 Allerdings ist zu hinterfragen, ob nicht auch die für die ‚Minneburg' so typische Komplexität nur eine vorgetäuschte ist, wenn die Ordnung und Regelhaftigkeit lediglich inszeniert wird, um gebrochen zu werden.

23 Pyritz 1950, S. 31f.

24 Die Textstelle beginnt mit der Apostrophe *Wiße, edele suße Mynne* (V. 891) und endet mit *Du bist ein wallender ursprink* | *Der tugent ein rifyere* (V. 922f.).

25 Vgl. dazu das Kirchenlied „Wohl denen, die da wandeln": „Dein Wort, Herr, nicht vergehet; | es bleibet ewiglich, | […]"; Text nach Cornelius Becker 1602.

als alles andere. An dieser Stelle im Text ist es inhaltlich vorübergehend nicht ganz klar, ob es sich um weltliche Minne oder um göttliche Liebe – und damit eigentlich um Gott selbst, der ja die Liebe ist – handelt: Die Grenzen zwischen höfischem und religiösem Diskurs verwischen. Solche Überschreitungen der Diskursgrenze provozieren Verunsicherung; durch die Überbietung werden Erwartungshaltungen enttäuscht.

Der Minne-Hymnus funktioniert stilistisch wie ein Marienlob und fordert damit Entdifferenzierung heraus: Wenn bestimmte Attribute und Metaphern nicht mehr nur für Maria reserviert sind, ist ein Verlust der Exklusivität und Einzigartigkeit in der Zuschreibung festzustellen; das Formelvokabular wird austauschbar.

Eine Funktion dieser rhetorischen Strategie kann ‚Textheiligung' sein; es erfolgt eine Überhöhung oder gar eine Sakralisierung weltlicher Minne, die hier mit quasi-religiösem Anspruch inszeniert wird. Als Effekt mag vielleicht eine gewisse Affizierung, die Einübung einer bestimmten Haltung oder spezifischen ‚Minne-Disposition' erzielt werden.[26]

In der ‚Minneburg' werden immer wieder verschiedene Vergleiche aus der religiösen Sphäre aufgerufen, indem sie wie Analogien erscheinen, aber sie bleiben meistens seltsam indifferent – in der Schwebe – und unaufgelöst in ihrem Verhältnis zur Minne.[27] Zum Beispiel erfolgen wiederholt gebetsartige Anrufungen der Minne-Dame, die ähnlich wie im Minnesang als *summum bonum* überhöht wird und mit Topoi und Metaphern aus dem Hohelied wie Maria beschrieben wird. Minne wird wie ein Sakrament vorgestellt (V. 2062); die Lage der Minneburg ist in Richtung Jerusalem beziehungsweise Bethlehem zu verorten (V. 490); die Burg und in ihr die Säule werden wie das Himmlische Jerusalem imaginiert (1. Kapitel) und die Stationen der Handlung folgen einem heilsgeschichtlichen Modell (Geburt – Kampf – Gericht).[28] Außerdem wird die Geburt des Minnekindes analog zur exklusiven Geburt eines Heldenknaben oder

26 Vgl. Lieb 2002, S. 157f.

27 Volfing 2005, S. 208: „Gestalten und Ereignisse des höfischen Romans sind, zusammen mit biblischen und klassischen Referenzen, meist nur erwähnt, um als Vergleichsmaterial übertroffen zu werden."

28 Vgl. hierzu Sommer 1999.

eines göttlichen Kindes inszeniert,[29] aber paradoxerweise wiederholt sich die Geburt immer wieder (V. 425: *Alle tage ez in der werlt geschicht*). Im weiteren Verlauf des Textes werden die Analogien also bisweilen gebrochen, sie sind nicht verlässlich oder konsequent.[30] Auch hier ist demnach eine „unbestimmte Distanz zur Ordnung"[31] zu konstatieren:

> […] Die Kirche und ihre normativen Ansprüche werden eingespielt, ihr Geltungsanspruch in Konkurrenz zur Minnelehre bleibt aber unbestimmt. Ähnliche Distanznahmen zu religiösen Räumen, Texten und Praxen begegnen in vielen Minnereden; seltener sind affirmative Geltungsbestätigungen oder konterkarierende Adaptionen (*Beichte einer Frau; Glaubensbekenntnis eines Liebenden*).[32]

4 Topologie

Im ‚Handbuch Minnereden' wird die Spaziergangseinleitung (V. 1–89),[33] der Anfang der ‚Minneburg'-Handlung, folgendermaßen beschrieben:

> Vor der Hitze des Hochsommers flieht der Sprecher auf eine weite Ebene. Orientierungslos folgt er einem Fluss, der ihn in ein Gebirge führt. Im wild rauschenden Fluss entdeckt er ein Floß aus Holz, auf das er springt und das ihn in kurzer Zeit 200 Meilen weit durch eine sehr

29 Lichterscheinungen: Helligkeit, Blitze, Gewitter (‚Epiphanie'), Ursprungsphantasmen, außergewöhnliche Empfängnis, ‚Adventsmetaphorik', Figur des Neptanaus (aus der Alexander-Dichtung) u. a.

30 Zum Beispiel erweist sich die Minnedame in ihrem Verhalten dem liebenden Ich gegenüber keineswegs gnädig wie Maria, sondern *ist noch herter dann ein glas* (V. 2010), *ist herter dann ein stein* (V. 4586), *Ist herter gein mir dann ein flins* (V. 4845), wobei die Wahl der Vergleichsobjekte Ironie vermuten lässt, was wieder inhaltliche Brechung zur Folge hätte. Zur Idee, solche gängigen und aus dem Minnesang bekannten Floskeln als satirische Seitenhiebe auf die unerbittliche Sturheit der Minnedame zu lesen, verleiten vor allem die Wiederholungen im Kontrast zum sonst idealisierenden Kontext.

31 Waltenberger o.J., S. 16.

32 Ebd., S. 17.

33 Textbeispiel 2 im Anhang.

> enge Gebirgsschlucht befördert. Er verlässt das Floß und gelangt auf einen Anger, auf dem schöne Blumen und Kräuter duften und Vögel singen.[34]

„Orientierungslos" wie „der Sprecher" fühlt sich alsbald der aufmerksame Rezipient, der zu Beginn des Textes mit der Unsicherheit der topologischen Relationen und widersprüchlichsten Raumverhältnisse konfrontiert wird. Durchaus unklar ist, ob der Fluss überhaupt „in ein Gebirge führt" und ob der Sprecher tatsächlich „eine sehr enge Gebirgsschlucht" passiert. Der Berg stellt wohl ein Hindernis, eine Schwierigkeit und Gefahr für das Weiterkommen dar, aber markiert er auch eine Schwelle? Wenn ja, wo wäre genau die Grenze zur Anderwelt? Etwa die Brücke zur Burg mit den schlafenden Hunden (V. 113ff.)? Hinter welcher „Schlucht" liegt die Anderwelt? Oder ist die Anderwelt der Minne vielleicht immer schon da?

Eher ist hier eine Nivellierung der Schwellen, eine Verwischung der Grenzen vor allem durch Verunsicherung der Ordnungsbeziehungen von oben und unten zu beobachten, als dass klare Grenzen oder dezidierte Gefahren zu erkennen wären. Das Sprecher-Ich bleibt in dieser Situation relativ passiv, der Weg „ergibt sich", das Ich „wird vom Fluss geführt",[35] das Fahrzeug „fällt dem Ich zu" (V. 45); die Räume erscheinen entsemantisiert und zeichnen sich vor allem durch auffällig leichte Übergängigkeit aus.

Der Haupttext beginnt mit einer nahezu aggressiven Akkumulation von „Hitze", die in fünfmaliger Wiederholung (V. 2–4 und ein sechstes Mal *hitze* in V. 8) und Kampfmetaphorik (V. 2 *jag*, V. 3 *wut*) den Spaziergang des Ichs (V. 5) rasch in eine Flucht (V. 9) ausarten lässt. Das männliche Sprecher-Ich erscheint wie ein Getriebener, er wird von der Sonne durchleuchtet (V. 6f.) – ein Bild, das später in V. 303 als Vergleich für den

34 Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 899.

35 Dass ein Fluss besser ein Helfer als ein Hindernis auf dem Weg zur Geliebten sein sollte, wird bereits bei Ovid beschworen; vgl. am. 3,6,23: *flumina debebant iuvenes in amore iuvare.* Zitiert nach von Albrecht 2001, S. 136.

Empfängnis- und Geburtsvorgang des Minnekindes herangezogen wird: die Intensität des Glanzes – der Blicke – bewirkt, dass Minne entsteht.[36]

Semantisch werden hier bereits gleich zu Beginn die für die Handlung zentralen Ereignisse Kampf, Angriff und Geburt vorweggenommen. Im Gegensatz zum erwartbaren *locus amoenus* steht der *locus terribilis*, der sich durch Dürre und Trockenheit auszeichnet, und den das Ich in Vers 9 anstelle des konventionellen anmutig-grünen Waldes betritt. Besonders seltsam mutet das an, weil durch diese Wüste offenbar ein reißender Strom fließt – die Naturgesetze scheinen außer Kraft zu sein, der Raum gehorcht einer eigenen Logik.

In der Folge schränkt sich die Wahrnehmung des Sprecher-Ichs ein (V. 11) beziehungsweise fokussiert sie sich auf die nähere Umgebung, in der nun verschiedene Bewegungen in Gang gesetzt werden: Das Wasser (V. 14f.) bewegt sich wie im Flug (V. 16), wobei hier wieder die Waffen-, Kampf- oder Jagdmetaphorik vom Beginn (V. 2) aufgenommen wird. Das Wasser schießt wie ein Pfeil durch die Luft und die Aufmerksamkeit des Ichs richtet sich nach oben in die Höhe (V. 17ff.), wo die Berge bis in den Himmel hinauf reichen. Nun erfolgt eine erste Orientierungsleistung des Ichs (V. 21ff.), das dem Fluss nachfolgt, um einen Ausweg aus der Einsamkeit zu finden (V. 26.), eine wenig eigenständige Initiative zur Kontaktsuche – der Fluss führt nämlich an (V. 25f.). Fraglich ist, ob die Annäherung an (oder in?) das Gebirge am Wasser entlang gegen den Flusslauf geschieht und in welche Richtung das Wasser fließt.[37] Der Vers 30 (*Daz wasser ob den wolken rant*) lässt vermuten, dass in diesem Fall die Naturgesetze ebenso außer Kraft treten. Aber auch das Wahrnehmen selbst verändert sich: Das Ich schaut nun von innen aus dem Herz heraus (V. 29). Geräusche treten in den Vordergrund (V. 31), das Wasser ist eher zu hören, als dass imaginiert werden könnte, wohin es fließt; es bricht (V. 32) und tost über die Felsen (V. 33), es spritzt (V. 34) und die Bewegung wird erneut einem Flug verglichen: *Ez fur sam ez het gut gefider* (V. 36).

36 Vgl. Pyritz 1950, S. 13, V. 283–308. Wiederholt wird die Minnedame in der ‚Minneburg' mit der Sonne parallelisiert (etwa lyr. Prol. III, 20), ihr Glanz wird dem der Sonne gleichgesetzt: *Und so die sunne uff stichet,* | *So glichet sie sich irem geleiz* (V. 1944f.); vgl. zu *glitzen* auch V. 3411.

37 Die Szenerie wird von dem Richtungsadverb *uff* dominiert (V. 9/10/38/39/46/54/55/66/71/73/89) im Wechsel mit *in* (V. 17/28/59).

Der Fluss selbst wird hier bereits wie ein Fahrzeug vorgestellt (*Ez fur*) und es nimmt kaum Wunder, wenn das Glück (V. 42) unseres passiven Ich-Erzählers durch automatische Wunscherfüllung vollends wird, als wie von Zauberhand ein Floß auf dem Wasser erscheint. Dieses Wasserfahrzeug kommt ganz von selbst zum Ich, es gibt kaum ein Hindernis und der Fluss als ‚Schwelle' wird einfach übersprungen (V. 54). Unklar ist in diesem Zusammenhang, welches Leid das Ich mit sich herumträgt (V. 48f.) – belastet es die Einsamkeit, die Landschaft oder schon die Liebe?

Auf jeden Fall tritt nun eine Steigerung der Fortbewegungsmöglichkeit auf dem Floß ein, es geht schneller (V. 58) und das Wasser wirbelt im Kreis herum (V. 59f.). Immer unklarer wird, wo oder wohin das Wasser eigentlich fließt und auch die Sicht schränkt sich so sehr ein (V. 62f.), dass offen bleiben muss, ob sich das Ich *vor* (V. 63) oder *in* (V. 28) dem Gebirge befindet. Derartige Wahrnehmungstrübung macht Angst (V. 64), aber nun geht die Fahrt auch schon so rasant nach oben (V. 66: *uff*), dass Raum- und Zeitgrenzen (V. 65f.: *In einer cleinen wille* 200 Meilen) keine Rolle mehr spielen. Das Ich kommt an einem Gestade an (V. 69), der Übergang durch das Wasser ans Ufer gelingt problemlos (V. 71) und die Stimmung hellt sich auf (V. 72), als der *locus amoenus* endlich erreicht ist (V. 73f.).

Am Zielort ist ein fast alchemistisch anmutender Austausch von Flüssigkeiten zu beobachten, der die Vermischung von Samenflüssigkeit bei der Zeugung des Minnekindes in der Säule (V. 609–631) antizipiert. In beiden Fällen gelingt diese Interaktion über eine Oben-unten-Beziehung: Die Dame steht in der Säule über dem Mann und ‚gießt' ihren Samen mit dem seinen zusammen (V. 619/624); auf der Wiese entsteht der Duft von Blumen und Kräutern durch feuchten Niederschlag (Tau: V. 84: *dez tawes guß*) und Verdunstung (V. 75f.: *Da het die sunne den tawe | Gesoten in der awe*).[38]

Hitze und Feuchtigkeit bewirken zusammen einen ‚Gus' (V. 83–85), der nicht nur olfaktorische, sondern auch akustische Folgen zeitigt: Die Luft ist erfüllt von guten Gerüchen und musikalischem Vogelgesang (V. 86). Während das Wildwasser vorhin noch über die Steine gepoltert ist (V. 32: *Ez bracht*), tirilieren die Vögel nun äußerst verfeinert *Manig gebrochen*

38 Pyritz 1950, S. 7 überlegt in den Anmerkungen zu den schwer verständlichen Versen 83ff., ob *fúcht* die Bedeutung von „Empfängnis" haben könnte.

noten (V. 88). Das Ich beharrt auf seiner Methode und bleibt seiner einmal eingeschlagenen Fährte treu, indem es dem Wasserweg nachfolgt (V. 90), bis es eine Burg sehen kann (V. 91). Unklar ist wieder, wo sich diese Burg eigentlich befindet – auf oder hinter dem Berg? Wenn die Burg oben auf dem Berg thront, müsste der Fluss das Ich zuvor wie eine Art Aufzug rückwärts den Berg hoch transportiert haben. Der Text lässt diese Frage offen. Es erscheint jedoch naheliegend, dass sich die Burg bei der Quelle befindet, vor allem, wenn sie auch noch von allen Seiten mit Wasser umschlossen ist (V. 92f.).[39] Solche Mutmaßungen erlaubt die wiederholte Verbindung des Motivs ‚Minne' mit den Bildbereichen ‚Wasser' oder ‚Flüssigkeit', etwa wenn in der ersten lyrischen Prologstrophe die Liebe Gottes als eine flüssige Speise (‚Manna'), die vom Himmel auf die Menschen herab taut, beschrieben wird (lyr. Prol. I, 5. 17–20).[40] Die Distanz zwischen Gott und den Menschen wird durch Niederschlag von oben nach unten überwunden.[41]

Steht die Burg allegorisch für die Dame, wäre sowohl ihre Position oben als auch der dortige Ursprung des Wassers nur konsequent.[42]

Das Adynaton „wenn die Flüsse aufwärts fließen" hat Ovid wiederholt verwendet und zwar in den ‚Amores' im Zusammenhang mit einer Türöffnungsszene.[43] In am 2,1,25f. wird beschrieben, wie die Dichtungen (*carmina*) die Zauberkraft besäßen, die Tür zur Geliebten zu öffnen und das Wasser rückwärts fließen zu lassen.[44] In der ‚Minneburg' führt das rückwärtsfließende Wasser das Sprecher-Ich (‚den Dichter') zu einer von

39 Vgl. V. 922: *Du bist ein wallender ursprink,* | *Der tugent ein rifyere.*

40 Die Formulierung *sin uberflußig mynnen runs* (lyr. Prol. I, 20) korrespondiert mit dem duftenden Dunst am *locus amoenus* (V. 77: *In der blumen, kruter runsen*).

41 Vgl. auch das Verhältnis vom Adler, der ganz oben fliegt, zur Krähe, die sich von unten von ihm in seinen Klauen mitnehmen lässt (V. 5070–5342) oder die Mühlen-Allegorie, in der die (unbarmherzige) Frau mit den Rädern gleichgesetzt wird, die das Herz des Mannes zwischen den Steinen zermalmt. Die Mühle wird vom Wasser des Leids bewegt (V. 1403–1414).

42 Der Graben, der um die Burg herum verläuft, wird im Übrigen ähnlich außerordentlich übersteigert wahrgenommen wie das helle ‚Bild' ganz am Ende des Textes: der Graben *waz so ussermoßen tieff* (V. 96) und die Vision *waz so uzzermoßen clar* (V. 5486), dass ein semantischer Bogen von der Burgbeschreibung am Anfang zur abschließenden Lichtschau geschlagen wird.

43 Vgl. Madsen 2005, S. 84, Anm. 19 und S. 89.

44 Vgl. ebd., S. 86.

Löwen, Riesen und Hunden bewachten Burg, die er aber leicht betreten kann. Es geht also in beiden Fällen um den Zugang zur geliebten Dame, deren Körper jeweils mit architektonischen Metaphern (‚Tür', ‚Burg' usw.) allegorisiert wird. Der Zugang zur Frau wird mit dem topischen Adynaton als etwas Unmögliches dargestellt.[45]

So wie das Sprecher-Ich anfangs vor dem Gebirge steht, auf das es seinen Blick aus dem Herzen heraus wendet (V. 29) und den Höhenunterschied mit Hilfe des Wassers überwindet, so funktioniert auch die Zeugung des Minnekindes vermittels Blicke, die aus dem Herzen kommen und die Distanz der oben stehenden Frauenfigur in der Säule zu dem unten befindlichen Mann nivellieren.[46]

Diesmal sind die Raumverhältnisse sehr klar beschrieben (V. 262f.). Die Frauenfigur in der Säule ist so fest installiert, ihr Material (Stahl und Diamant) ist so hart (V. 265f.), dass es nun wie ein Adynaton erschiene, wenn sich die Dame in Bewegung setzen würde. Und doch passiert es ausnahmsweise, wenn sich die richtige Herzensdisposition (V. 268) einstellt, die als Voraussetzung für Sehen und Bewegung der Frauenfigur nötig ist.[47] Das Sehen ermöglicht erst die Beweglichkeit (vgl. dazu V. 29) und die Wahrnehmung gleicht wieder einer Lichterfahrung (V. 272/294: *erluchten* vs. *durch luchtiren*, V. 6).[48] Vision und Wahrnehmungstrübung (V. 278f.) wechseln sich leicht ab, wenn sich die Frauenfigur wieder abwendet und erneut Starre eintritt. Die Stärke der Frauenfigur, die alle-

45 Ebd., S. 87: „Der Dichter/Liebhaber scheitert an der Tür!" Die Koppelung der Diskurse Zauberkraft beziehungsweise Alchemie und Textproduktion lässt bei Ovid im Kontext seiner Dichtung, wo das Motiv mehrmals eingesetzt wird, eine autoreflexiv-poetologische Lesart der Passage zu; vgl. ebd. S. 89ff.

46 Sowohl der Mann in der Säule, der für die Vernunft steht, als auch der Mann, der als Bild von außen im Inneren der Säule gespiegelt wird, befinden sich unterhalb der Frauenfigur aus Diamant und Stahl (siehe Textbeispiel 3).

47 Vgl. zur Formulierung der inneren Einstellung V. 268: *Wann dem ez sin von hertzen gunde*, die die Zeugung des Minnekindes erst ermöglicht, lyr. Prolog I,4, wo Gott den Menschen *durch mynne gunne* erschafft (bzw. *bildet*).

48 Zwischen der Sonne in der Spaziergangseinleitung V. 6 und dem Sprecher-Ich besteht ein analoges Verhältnis wie zwischen der Säulenfrau, die als Allegorie für den menschlichen Willen gilt, und dem Liebesobjekt, das von außen an die Säule herankommt. Am Ende des Textes V. 5482ff. wird das Ich auch von Helligkeit und Glanz überwältigt, wobei hier die Subjekt-Objekt-Beziehungen verschwimmen.

gorisch für den freien menschlichen Willen steht, kann nur durch das Begehren und den Blick eines Gegenübers gebrochen werden (V. 281f.).[49]

Der Vorgang der Minnegeburt beginnt mit einer Initiums-Formel (V. 283), wie sie ganz ähnlich auch den Anfang einer Spaziergangseinleitung markieren könnte (vgl. V. 1/720/4290) – Textbeginn und Minnegeburt rücken so in einen Zusammenhang.[50]

Relativ nüchtern wird berichtet, auf welche Weise die Frau in der Säule schwanger wird; dabei entsteht ein Widerspruch zwischen der sachlichen Erzählweise und den doch eher ungewöhnlichen Geschehnissen. Offenbar ist es gar keine große Besonderheit und Ausnahme, dass die Frau in der Säule so fruchtbar und produktiv Bilder in der Männerfigur unter ihr betrachtet (V. 289), denn es wird vorausgesetzt, dass sie das schon öfter gemacht hat (V. 290). Die Wiederholbarkeit der Minnegeburt ist die Regel und die Schwangerschaft tritt auch erst ein, nachdem sie sich dem Bild wohlgefällig, ausgiebig, häufig (V. 291/295) und intensiv (V. 293) gewidmet hat.[51]

Dann geht aber alles ganz schnell. Die Frau wird unmittelbar schwanger, wobei unklar ist, ob zuerst ihre harten Anteile aus Stahl und Diamant zerbrechen oder ob der Bruch und die Minnegeburt zeitlich zusammenfallen – ob also die Frauenfigur im Moment ihrer Zerstörung das Kind freigibt. Wahrscheinlich legt es der Text auch hier wieder nicht auf die Logik im Detail an, sondern es geht um die bildhafte Auflösung des festen Willens. Die Geburt verläuft makellos, vorbildlich und ohne Schmerzen (V. 308), wie es sich für ein echtes Heldenkind gehört. Das Kind wird wie Licht durch ein Glas empfangen; in zwei anschließenden Vergleichen (V. 303–307) wird die Feuer- und Brandmetaphorik erneut

49 Das *zubrechen* (V. 281) der Frauenfigur korrespondiert mit dem *zubrochen werk* (V. 3804) am Ende der ‚Minneburg'-Handlung im 5. Kapitel, wo die Geschichte eigentlich zu Ende ist und der Text dennoch weiter geht.

50 Die letzte Binnen-Minnerede kurz vor Abbruch des Textes setzt ebenfalls mit einer solchen stereotypen Wendung ein (V. 5482). Vgl. auch die semantische Kongruenz der Verse 5483 und 5487 mit V. 285!

51 Vergleichbar ist diese intensive Wahrnehmung mit der Aufforderung zum wiederholten Rezipieren des Textes in V. 703: *lese ditz buchlin dicke!* In V. 706 wird Mehrmaligkeit vorausgesetzt: *Zum ersten nieman reht verstat.*

eingespielt (V. 304f.)[52] und die Wichtigkeit des Sehens beziehungsweise die Klarheit der *visio* noch einmal betont (V. 306).

Ungewöhnlich, eigentlich unmöglich und wunderbar ist, dass die Frau normalerweise unbeweglich ist und für die Schwangerschaft ein Bruch anstelle von Bewegung oder Vereinigung vorausgesetzt wird. Miteinander verkehrt wird in der ersten Beschreibung der Minnegeburt (V. 261–308) hauptsächlich über Blicke. Der Bruch ermöglicht die Bewegung, den Neuanfang. Meister Neptanaus erklärt dieses Geheimnis in seiner Allegorese, indem er das Rätsel auslegt und die Interaktion zwischen Mann und Frau, das ist Vernunft und Wille, näher beleuchtet (V. 609–631).[53] In dieser Interpretation funktioniert Zeugung durch den Austausch von Flüssigkeiten. Vernunft und Wille befruchten sich gegenseitig mit ihrem Samen; die Frauenfigur, die den Willen verkörpert, verharrt weiterhin über der Männerfigur. Die Fließrichtung des Männersamens (V. 616–629) wäre dann wieder von unten nach oben. Er ‚gießt' seine Feuchtigkeit in die Mutter der Minne,[54] was sie *durch weht* (V. 621).[55] Wie beim ‚fliegenden Wasser' in der Spaziergangseinleitung[56] scheint es fast so, als ob dieser Samen eine Mischung aus Ejakulat und Saatgut wäre: fliegt er etwa von unten nach oben – ‚durchweht' – oder durchnässt er die Dame? Wenigstens das Wohlgefallen der Frau kommt ordnungsgemäß von oben auf den Mann herab und so folgt dieser denkwürdigen Zusammenkunft von Vernunft und Wille auch gleich die logisch-rationale Definition der Minne (V. 629ff.).

In der ‚Minneburg' steht auf der einen Seite ein Modell, das versucht, Minne analog zu einem scholastischen Traktat mit quasi-wissenschaftlichen Bildern und Mitteln erklärbar zu machen,[57] auf der anderen Seite wird die Minne-Situation im Verlauf des Textes immer aussichtsloser und

52 Vgl. auch die Minnegeburt in V. 720ff. mit der analogen Feuer- bzw. Farbmetaphorik in V. 734–740.

53 Textbeispiel 4 im Anhang.

54 Vgl. V. 84.

55 Vgl. V. 6 *durch luchtiren*. Vgl. auch die Formulierung in V. 743b: *Also ist sie durch luchtet wehe*.

56 V. 14–16 und V. 36: das Wasser *fur sam ez het gut gefider*.

57 Vgl. neben der Definition V. 629ff. auch die Unterweisung im Stil einer *quaestio disputata* im 3. Kapitel.

verworrener, wird die Minne immer weniger greifbar und die Textproduktion ‚ufert aus'.

Annette Volfing hat beobachtet, dass sich Vernunft und Wille zueinander verhalten wie *materge* und *underbint*: es gibt fließende Textgrenzen, die ineinander übergehen und sich gegenseitig ‚befruchten'.[58] Widersprüchliches, Vielfältiges und Entgegengesetztes wird zusammengeführt zum Zweck der Schaffung einer neuen textuellen Einheit:

> Dies trifft schon auf der psychologischen Ebene bei der idealen Interaktion von *vernunft* und *wille* zu, ist aber von noch größerem Belang auf der Ebene der Texterzeugung, wo es immer wieder um die vereinigende und vereinheitlichende Umarbeitung kontrastierender Denk- und Bauelemente geht.[59]

Minne ist eben ein Produkt *Von gegenlicher kůnste* (V. 611).

5 Handlungsebene

Die besondere Stellung der ‚Minneburg' innerhalb des Minnereden-Korpus beruht auf ihrer allegorischen Handlung und der damit verbundenen Sujethaftigkeit. Die Klarheit und Stringenz der Handlung wird jedoch durch die *underbint* und Binnen-Minnereden unterlaufen und unterbrochen. Die prägnante und exklusive Handlungsstruktur wirkt unkonventionell, originell und innovativ; neben der umfangreichen Länge des Textes (‚Großform') verleiht sie der ‚Minneburg' den Status eines ‚Sonderfalls' unter den Minnereden.

Die Deutungsmöglichkeiten der zentralen Allegorie um die Burg sind dabei vielfältig. Der Text selbst bietet je nach Situation verschiedene Möglichkeiten an; es kommt zu Überdetermination und Pluralisierungen. Zum Beispiel steht die Burg sowohl für die geliebte Frau als auch für den weiblichen Körper als auch für die Minne und die menschliche Seele mit all ihren Kräften im moralischen Gefecht zwischen Gut und Böse – die Figur

58 Volfing 2005. Eine weitere Analogie zwischen Inhalt und Form könnte sein, dass der Wille vor der Minnegeburt gebrochen wird und der Text abbricht, bevor er eine erneute Minnegeburt erzählt.

59 Volfing 2005, S. 216.

der Frau verkörpert in der Säulenallegorie wiederum den menschlichen Willen. Asexuelle Bilder (‚Burg') können also ein bestimmtes Geschlecht meinen (die Frau beziehungsweise ihren Körper), welche wiederum ganz allgemeine Wesenszüge versinnbildlichen (die Seele oder den Willen des Menschen): „Die ‚Minneburg' zeichnet sich überhaupt durch eine hohe Fluidität der Geschlechterbestimmungen aus".[60]

Zur bewusst multipel gehaltenen Allegorese kommt noch die Erweiterung des Bildes in der Handlungsallegorie ‚Kampf um die Burg', der analog einer Psychomachie inszeniert wird. Die Bedeutungszuschreibung bleibt am Ende dem Rezipienten überlassen.

Insgesamt steht der Text im Widerspruch zur vorangeschalteten Inhaltsangabe in Prosa,[61] welche Finalität und Abgeschlossenheit suggeriert.[62] Diese Inhaltsangabe ist insofern irreführend beziehungsweise partikulär, da sie sich nur auf die *materge* konzentriert. Der inhaltliche Bruch spiegelt sich auch in der Forschung wider,[63] wenn der Schwerpunkt der Untersuchung hauptsächlich auf die *histoire* gelegt wird. Auf den eigentlichen Abschluss der ‚Minneburg'-Handlung folgt das Minnegericht und bricht unvermittelt ab, was für moderne Lesererwartung inkonsistent wirkt.

Konzentriert man sich auf die *materge*, erscheint die Handlung vorderhand logisch-linear-zielgerichtet auf die relativ statische Konstruktionsallegorie um Burg und Säule hin orientiert. Dynamik wird in dieses Strukturschema vor allem durch Bewegungen hin zur Burg und wieder weg von ihr gebracht: Das Betreten der Burg und die Besichtigung entsprechen einer Annäherung, die Suche nach dem Meister der Auslegung einer Distanzierung; darauf folgen Spaziergänge, erneutes Betreten einer anderen Burg, Kämpfe, Vertreibung von Angreifern, Befriedung, Versöhnung und Restauration, schließlich der Gerichtshof als theatralische Versammlung mit verteilten Sprecherrollen inmitten der Burg. Das Zentrum der Burg ist also der letzte Handlungsraum, von dem aus das Ich nicht wieder zu seinem Ausgangsort zurückkehrt.

60 Ebd.

61 Textbeispiel 1 im Anhang.

62 Volfing 2005, S. 208: Die Einteilung der *materge* in Kapitel ist ein „Tribut an das Prosatraktat".

63 Vgl. Kreisselmeier 1957; Schlechtweg-Jahn 1992; Sommer 1999.

Es gibt bestimmte Ereignisse innerhalb der Handlung, die die Burg als Mittelpunkt des Textes stärker fokussieren und andere, die eine Bewegung weg von der Burg hin zu anderen Gegenständen und Räumen inszenieren. Ab dem 4. Kapitel tritt die eigentliche Minneburg beispielsweise völlig in den Hintergrund, weil von dieser Spiegelachse der Erzählung an die Annäherungen an die zweite Burg Freudenberg geschildert werden (Bildwiederholung), die sich in verschiedene dynamische Wiederholungshandlungen (Kämpfe) gliedern lassen.

Bewegung gerät auch in die Textstrukturebene, indem sie dreimal (vgl. *trilch*, V. 3) durch die *underbint* aufgelockert und unterbrochen wird. Das Ich durchschreitet also verschiedene Wahrnehmungs- und Erfahrungsräume auf unterschiedlichen Textebenen – innerhalb der allegorischen Handlung, das ist auf der Ebene der *materge*; aber auch zwischen *materge* und *underbint*, also auf der Makroebene des Gesamttextes.[64]

Die Raumverhältnisse in der ‚Minneburg' bilden also keinen einfachen Heterotopos (A-B-A) oder ein *exile-and-return*-Schema ab,[65] es geht nicht um das Aufsuchen, Gewinnen und Bewahren eines zentralen allegorischen Handlungsortes oder um die Konstitution eines Sujets, sondern um ein ständiges und prinzipielles Beweglichbleiben, um ein Hin- und Her-‚wischen'[66] zwischen den allegorischen Räumen und zwischen Textebenen, um Fortsetzung zentraler Handlungsereignisse und um Entsemantisierung des Sujets qua Wiederholung.[67]

‚In Bewegung bleiben' (Dynamik) geschieht in der ‚Minneburg' nicht nur durch erneutes Aufbrechen (Suche, wiederholte Spaziergänge,

64 Bezeichnenderweise werden für das Fortschreiten des Ichs in der Erzählung ebenso wie für das Dichten häufig Wege- oder Raummetaphern eingesetzt: *in der synnen forst* | *Vernůnfte baum nider hegen* (V. 348f., Raummetapher ‚Wald'); *daz byspel recht uz legen* | *Mit cluger sußer rymen tritel* (V. 350f.); *Hie sı̊chtert sich dez buches furt* (V. 664); *Der sin, der mir engegen leuft:* | *Ich mein zwor der matergen gank* (V. 698f.).

65 Vgl. Lieb 2002, S. 151.

66 Vgl. V. 5483–5485: *Ein bilde eins tags fur mich wischt.* | *Unmůtikeit mir daz vermischt,* | *Daz ich ez niht schawet gar.*

67 Repetieren wird ja auch als Aufgabe an den Rezipienten weiter empfohlen (V. 701–707).

Kämpfe und Angriffe), sondern auch durch Unterbrechungen (*underbint*) und Abbrechen.[68]

Im Mittelpunkt des Textes steht vorderhand die exklusive Geburt des *einen* Minnekindes. Am Ende wiederholen sich jedoch genau die Voraussetzungen, die zu einer solchen Geburt führen: Durch den Abbruch des Textes wird gerade dieser einmalige wunderbare Moment der Minnegeburt, der spontan und unversehens wie ein Funken oder Blitz aufstrahlt, der über den Zauber des *kairos* verfügt und dem ästhetischen, epiphanische Augenblick gleichkommt, eingefroren und wie in einer Art ‚poetischen Wabe' – ‚erstarrt in der Bewegung' – unabgeschlossen an den Rezipienten weiter gereicht. Die Wiederholbarkeit der Minnegeburt wird so geleistet und der Kreis geschlossen.[69]

Für den Meister Neptanaus ist die Wiederholbarkeit der Minnegeburt etwas ganz Gewöhnliches: *Alle tage ez in der werlt geschicht* (V. 425). Allerdings kommt Minne unbewusst und unbemerkt im Verborgenen zustande (V. 426f.), sie ist gleichzeitig omnipräsent und doch ein Geheimnis.[70]

> Haug – so schreibt Ludger Lieb – weist darauf hin, daß die kulturelle Leistung poetischer Texte im Mittelalter u. a. darin besteht, eine Welt der Wiederholbarkeit zu schaffen (und das ist natürlich nicht zu verwechseln mit der natürlichen Wiederkehr gleichförmiger Handlungen; Wiederholbarkeit meint hier die Ermöglichung der Wiederholung einer singulären, kontingenten, vergangenen Handlung in der Gegenwart) […].[71]

Auf den Kosmos der ‚Minneburg' übertragen heißt das, dass auf die singuläre Geburt der Minne mindestens ein Pendant folgt, die *Widermynne* (V. 3153). In einem Rückverweis an das textexterne Publikum wird die Wiederholbarkeit des Vorgangs vorausgesetzt: *Daz kint* […] | *Wart geborn in sulher art* | *Als Mynne vor geborn wart,* | *Daz ir gehort habt hie vor* (V. 3154–3157).[72]

68 Für das Abschweifen der Rede gibt es sogar ein textinternes Vorbild: Meister Neptanaus in den Versen 432f.

69 *kreis* ist auch zufällig das letzte lesbare Wort des Textes (V. 5488).

70 Textbeispiel 6 im Anhang.

71 Lieb 2002, S. 150.

72 Textbeispiel 7 im Anhang.

6 Zum Textende: Abbruch oder Neubeginn? Welche Rückschlüsse die letzten Verse der ‚Minneburg' zulassen

Zum Textende der ‚Minneburg' heißt es im ‚Handbuch Minnereden':

> Die Verse der letzten Seite sind kaum mehr leserlich, danach ist ein Blattverlust anzunehmen. Ob nur wenig Text verloren ist – so der Konsens der Forschung, vgl. u. a. Pyritz 1950, XV – oder noch weitere Kapitel folgen sollten, bzw. ob im Gegenteil der Schluss vom Schreiber bewusst offen gehalten wurde, ist nicht zu entscheiden.[73]

Deutlich markiert hingegen ist der Abschluss der ‚eigentlichen', allegorischen Handlung um die ‚Minneburg' im 5. Kapitel: *Hie hat die rede ein ende* (V. 4999). Nun folgt ein scheinbar endloses wiederholtes Neuanfangen unzähliger Minnereden, die Textproduktion geht immer weiter.[74] Dabei passiert inhaltlich nichts Neues mehr; das Erzählen ist völlig sekundär und der Textvervielfältigungsprozess wird zum Selbstzweck.

Die allegorische Erzählung endet damit, dass die Feinde der Burg Freudenberg die Flucht ergreifen (V. 3793–3806).[75] Während im Hintergrund diese Bewegung weg von der Burg zu beobachten ist, installiert das Minnekind seine Freuden-Herrschaft aus Sorge und Furcht vor Entdeckung in aller Heimlichkeit. Nach der Zerstörung der Burg wird *daz zubrochen werk* (V. 3804)[76] repariert, es kann erneut von vorne losgehen. Auf den Kampf erfolgt Restauration und Rekreation, beim Aufbau der zerbrochenen Stücke wird Wert auf Ästhetik gelegt (V. 3806: *schon*), es gibt also die Möglichkeit der Vollendung und Heilung nach dem Zusammenbruch.

Nur wenige Verse später wird Minne in einer allegorischen Zwischen-Minnerede als Arznei, für die es ein Rezept gibt, beschrieben (V. 3861–3865):[77] Minne wird hier als ein Heilmittel, das der Auffrischung bedarf, vorgestellt: *ez wirt alt* (V. 3862). Der Verfallsprozess dieser Medizin kann

73 Klingner/Lieb 2013, Bd.1, S. 897.

74 Vgl. Pyritz 1950, S. 162: *Daz ich der rede solde* | *Nach ein ander horen hundert* (V. 5356f.). Ausführlich zu dieser Stelle und zu den nachfolgenden Ausführungen Lieb 2008, S. 212–218.

75 Textbeispiel 8 im Anhang.

76 Vgl. zum Terminus *werk* V. 202/921/3856.

77 Textbeispiel 9 im Anhang.

jedoch rückgängig gemacht und aufgehalten werden.[78] Das Mittel zur Verlängerung der Haltbarkeit ist Rosenwasser, das von innen aus dem Grund des Herzensquells[79] in die Liebessalbe hineinfließt und sie damit erfrischt und erneuert (V. 3861: *wider nuwen*). Liebe kann verlängert werden durch den gegenseitigen Austausch und die Vermischung von Flüssigkeiten (Salbe und Rosenwasser). Das Rosenwasser fließt dabei von innen (aus dem Herz) in die Salbe im Herz der Geliebten (V. 3857f.). Nach dieser räumlichen Vorstellung fungiert das Herz der Geliebten als Gehäuse (V. 3857), das den Salben-Behälter, das *buchselin* (V. 3858), aufnimmt. Im Inneren der Liebenden tun sich immer weitere Verschachtelungen auf, obwohl die Körper der Einzelpersonen keine abgrenzenden Funktionen mehr erfüllen. Das Rosenwasser kann nämlich offenbar direkt von Herz zu Herz gegeben werden, die Transgressivität ufert vollends aus.

Analog zum Innenleben der Liebenden wird auch der Text immer stärker verschachtelt. Innerhalb der Rahmenhandlung ‚Minnegericht' reiht sich eine Binnen-Minnerede an die andere, die oftmals noch durch Zwischen-Minnereden unterbrochen werden. Am Ende des Textes fängt gerade die 5. Binnen-Minnerede an, wo die Handschrift plötzlich unleserlich wird (V. 5480–5488).[80]

Diese letzten Verse rekurrieren jedoch in ihren Formeln und Motiven derart auf den vorangegangenen Text, dass das offene Ende leicht rekonstruiert werden kann beziehungsweise werden die Stichworte so gezielt eingesetzt, dass der aufmerksame Rezipient sich den Fortgang der Rede selbst erschließen (oder weiterdichten) kann.

Die Semantik dieses Textabschnittes lässt aufgrund der in der ‚Minneburg' inszenierten Wiederholungserfahrungen ein ganz bestimmtes Sujet erwarten: die neuerliche Geburt der Minne. Die Beschreitung bestimmter Räume oder die Überschreitung schwellenhafter Grenzen sind dafür nicht mehr erforderlich.

So rekurriert die Einleitungsfloskel V. 5480 auf eine Wendung aus der Inhaltsangabe (V. 4),[81] es geht jetzt, wie vorher bereits des Öfteren

78 Im Kosmos der ‚Minneburg' wird nicht gestorben, sondern immer weiter nur ‚geboren'.

79 Vgl. V. 83: *Von sußer brunne rifferes fluß.*

80 Textbeispiel 10 im Anhang.

81 V. 5480 *Die rede die lig reht als sie lyt* vs. V. 4 (der ‚Inhaltsangabe') *als die geschicht lyt.*

um Zeitvertreib durch Reden für eine kleine Weile.[82] Ganz beiläufig wird daher auch die Spaziergangs-Situation nur formelhaft-verkürzt anzitiert: *Sich fugt daz* (V. 5482). Plötzlich und zufällig nimmt das Ich wahr, wie eine Erscheinung, ein ‚Bild' vor ihm aufstrahlt[83] und zwar *mit sneller ylle* (V. 5482). Ähnlich unmittelbar geht die Geburt des Minnekindes vonstatten, auch hier schaut ein Sprecher-Ich zu: *Daz kint* […] *wart geborn snelle* | *Vor miner augen zelle* (V. 310–312). Als Erscheinung oder *bilde* wird die Minne beziehungsweise das geliebte Objekt in der ‚Minneburg' immer wieder bezeichnet, etwa bei der Beschreibung der ersten Minnegeburt V. 261ff.[84] oder in einem Frauenpreis V. 3387ff.[85]

Bis ins Detail gleichen sich die Formulierungen, die das Ende der ‚Minneburg' in Parallele zu einer der beliebig vielen Minnegeburtsszenen setzen. Der Vers 5482 *Sich fugt daz mit sneller ylle* etwa korrespondiert mit der Entstehung der persönlichen Liebesbeziehung des Sprecher-Ichs in V. 720f.: *Sich fugt zu einen stunden* | *Daz die schonste frawe reine* | *Durch miner synne venster schein.* An dieser Stelle befindet sich das Ich selbst in der Säule, die die besondere innerliche Wahrnehmung eines von außen kommenden Objekts auf allegorische Art und Weise ermöglicht und die Minnegeburt bedingt. Am Ende der ‚Minneburg' verhält sich das Sprecher-Ich wieder statisch und passiv (V. 5483), es schaut nur (V. 5485) auf den hellen *schein* (V. 5487). Dieses amoene Licht, ein Naturphänomen, ist der Minne gleichzusetzen. Der Topos begegnet immer wieder dort, wo versucht wird, die Präsenz der Liebe mit sprachlichen Mitteln zu gewährleisten, etwa in V. 126–130.[86] Das ‚Minne-Wetter' ähnelt einer Epiphanie[87] und garantiert den Beginn der Liebe und den Eintritt in die ‚Minneburg'

82 Das Reden soll zwar immer nur kurz andauern, doch dafür ist der Text recht umfangreich. In einem ähnlichen Widerspruch zwischen geringem Zeitanspruch und zu bewältigendem Material steht zu Beginn des Textes die Reise des Ichs, das *In einer cleinen wille* (V. 65) 200 Meilen zurücklegt.

83 Vgl. zu *bilde* V. 3387.

84 *In dez mannes bilde erschein* | *Eines mannes bilde rein* (V. 285f.) vs. *Ein bilde* (V. 5483), *Ez schein* (V 5487).

85 *Ein sulhes bilde* (V. 3387), *Daz er sulch bilde gebilden kan* (V. 3393).

86 *Die burk ich lang an kapphet,* | *Bis von des heissen sunnen eter* | *Sich hub gar ein starkes weter* | *Von winden, blitzen, donren, regen,* | *Daz ich dez lybes mich het erwegen* (V. 126–130).

87 Vgl. auch die Beschreibung der Säule in der Burg: *Durch glentzet und durch schinet* (V. 148).

(V. 565f.).[88] Diese Erscheinung beinhaltet Licht (Blitze),[89] Bewegung (Wind), Wasser (Regen), Lärm (Donner),[90] Hitze (Brand, Feuer),[91] sie macht Angst und verstört und sie trübt zuallererst die Wahrnehmung:[92] *Ez schein, es brant, es glanst, es gleizz* (V. 5487).

Auf der einen Seite ist die Erscheinung unbeschreiblich klar (V. 5486),[93] auf der anderen Seite ist die Sehfähigkeit des Ichs eingeschränkt (V. 5485). Unschärfe, Entdifferenzierung ist gekoppelt an eine Steigerung von Erfahrungshaftigkeit, Intensität und Präsenz. Der Schrecken oder das Tremendum (*Unmůtikeit*) vor dem Faszinosum der Minne geht einher mit einer Auflösung der Orientierung; alles *vermischt* sich auf einmal (V. 5484).

Die ‚Minneburg' bricht ab mit dem Vers 5488 *Daz diser breiten erden kreis*, der bereits an einer früheren Stelle im Text im identischen Wortlaut begegnet ist.[94] Ab V. 3378ff. preist das Sprecher-Ich seine Geliebte und vergleicht sie mit einem schönen Vogel (*Galander*). Dabei wundert es sich, *Daz diser breiten erden kreis* | *Ein sulhes bilde getragen kan* (V. 3386f.). Die zwei im Wortlaut identischen Verse 3386 und 5488 stehen in beiden Fällen im Zusammenhang mit der Beschreibung eines glänzend hellen (V. 3383/5486) *bildes* (V. 3387/3393/5483), hier wie dort ist die Erscheinung an eine leuchtende, übersteigert helle Lichterfahrung gekoppelt (V. 3411f/V. 5487). Ein Vergleich dieser parallelen Passagen beweist, dass am Ende der ‚Minneburg', genau dort, wo der Text abbricht, die Voraussetzungen für eine erneute Minnegeburt geschaffen sind: ein bildschönes,

88 *Ez sy dann daz enprinne* | *Der starken weter mynne* (V. 565f.).
89 V. 3412: *Reht als ein uber heller blitzen.*
90 Vgl. V. 128f.: *ein starkes weter* | *Von winden, blitzen, donren, regen.*
91 Beachte die Betonung der Feuerwaffen (Pfeile o. a. Geschosse, die Brand verursachen) als wichtigste Voraussetzung zum Sturm auf die Burg: *Min meister hat uz clugen sachen* | *Mich starke fůr geleret machen* (V. 2827f.), *Do schozz daz kint hin ein mit fur* (V. 3021), *Der slug, der schoz, yener warf* (V. 3635).
92 Vgl. dazu die Vorgänge in der Spaziergangseinleitung V. 1–91.
93 Vgl. die Formulierung *so uzzermoßen clar* (V. 5486) mit V. 96 und V. 3383.
94 Textbeispiel 11 im Anhang.

begehrenswertes Objekt erscheint vor dem Ich, die Wahrnehmung verwirrt sich und das ‚Minne-Gewitter' setzt ein.[95]

Am Ende des Textes weitet sich die topologische Rahmung ausgehend vom Zentrum der ‚Minneburg' in einer Amplificatio allumfassend auf diesen (!) *breiten erden kreis* (V. 5488) aus, die Deixis richtet sich auf den Zeitraum der Erzählgegenwart, womit eine Welt der Wiederholbarkeit geschaffen ist. Das Ziel des Textes wird in den letzten Versen erreicht: Die textuellen Unschärfen funktionieren, weil sie Rekurrenz ermöglichen. Indem sich die Grenzen auflösen, wird eine Schwellensituation gewährleistet, die in die (textexterne?) Gegenwart hineinreicht – an dieser Stelle ist es nicht mehr nötig, weiterzudichten: Minne ist (immer schon) präsent.

7 Literaturverzeichnis

Kern 2006: Manfred Kern, ‚Parlando'. Trivialisierte Bildlichkeit, transgressive Produktivität und europäischer Kontext der Minnerede (mit einem Exkurs zu Rosenplüt und Boccaccio). In: Triviale Minne? Konventionalität und Trivialisierung in spätmittelalterlichen Minnereden. Hg. von Ludger Lieb und Otto Neudeck. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 40) Berlin – New York 2006, S. 55–76.

Klein 2004: Dorothea Klein, Zur Metaphorik der Gewalt in der ‚Minneburg'. In: Würzburg, der große Löwenhof und die deutsche Literatur des Spätmittelalters. Hg. von Horst Brunner. (Imagines medii aevi 17) Würzburg 2004, S. 103–119.

Klein 2006: Dorothea Klein, Allegorische Burgen. Variationen eines Bildthemas. In: Die Burg im Minnesang und als Allegorie im deutschen Mittelalter. Hg. von Ricarda Bauschke. (Kultur, Wissenschaft, Literatur. Beiträge zur Mittelalterforschung 10) Frankfurt a. M. 2006, S. 113–137.

95 Eine weitere Parallelstelle zu den letzten Versen des Textes wäre V. 4290f., wo mit der analogen Formel *Sich fugt* (V. 4290 vs. V. 5482) ein Spaziergang im Winter eingeleitet wird. Überall *uff der erden kreizzen* schneit es – wieder gibt es feuchten Niederschlag, der von oben nach unten weht.

Klingner/Lieb 2013: Jacob Klingner/Ludger Lieb, Handbuch Minnereden. Mit Beiträgen von Iulia-Emilia Dorobanţu, Stefan Matter, Martin Muschick, Melitta Rheinheimer und Clara Strijbosch. 2 Bde. Berlin – Boston 2013.

Kreisselmeier 1957: Hermann Kreisselmeier, Der Sturm der Minne auf die Burg. Beiträge zur Interpretation der mhd. Allegorie ‚Die Minneburg'. Meisenheim 1957.

Lieb 2002: Ludger Lieb, Wiederholung als Leistung. Beobachtungen zur Institutionalität spätmittelalterlicher Minnekommunikation (am Beispiel der Minnerede „Was Blütenfarben bedeuten"). In: Wunsch – Maschine – Wiederholung. Hg. von Klaus Müller-Wille, Detlef Roth und Jörg Wiesel. (Cultura 17) Freiburg 2002, S. 147–165.

Lieb 2008: Ludger Lieb, Minne schreiben. Schriftmetaphorik und Schriftpraxis in den ‚Minnereden' des späten Mittelalters. In: Schrift und Liebe in der Kultur des Mittelalters. Hg. von Mireille Schnyder. (Trends in Medieval Philology 13) Berlin – New York 2008, S. 191–220.

Madsen 2005: Meike Madsen, An prosint dubium. Ovid, am. 2,1 in neuem Licht. (Rheinisches Museum für Philologie 148/1) Frankfurt a. M. 2005, S. 80–93.

Pyritz 1950: Die ‚Minneburg'. Nach der Heidelberger Pergamenthandschrift (CPG 455) unter Heranziehung der Kölner Handschrift und der Donaueschinger und Prager Fragmente. Hg. von Hans Pyritz. Berlin 1950.

Schlechtweg-Jahn 1992: Ralf Schlechtweg-Jahn, Minne und Metapher. Die ‚Minneburg' als höfischer Mikrokosmos. (Literatur, Imagination, Realität 3) Trier 1992.

Sommer 1999: Anja Sommer, Die ‚Minneburg'. Beiträge zu einer Funktionsgeschichte der Allegorie im späten Mittelalter. Mit der Erstedition der Prosafassung. (Mikrokosmos 52) Frankfurt a. M. u. a. 1999.

Tinsley 1990: David F. Tinsley, *Also ist mir vil tummen welffe in mines synnes throne*. A Reassessment of ‚Die Minneburg'. In: Euphorion 84 (1990), S. 59–74.

Volfing 2005: Annette Volfing, Die ‚Minneburg‘: Texterzeugung als Geschlechtsverkehr. In: Texttyp und Textproduktion in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hg. von Elizabeth Andersen, Manfred Eikelmann und Anne Simon. (Trends in Medieval Philology 7) Berlin – New York 2005, S. 203–216.

von Albrecht 2001: Publius Ovidius Naso, Amores. Liebesgedichte. Lateinisch/Deutsch. Übersetzt und hg. von Michael von Albrecht. (Reclams Universal-Bibliothek 1361) Stuttgart 2001.

Waltenberger o.J.: Michael Waltenberger, Überschreitung und Abbruch. Zur Steigerung von Erfahrungshaftigkeit in der Minnerede *Rat einer Jungfrau* (Brandis 202). Erscheint in: Sammelband zur Tagung „Von sich selbst erzählen. Historische Dimensionen des Ich-Erzählens“ in Kloster Irsee am 30.09.–02.10.2013. Hg. von Sonja Glauch und Katharina Philipowski. (Studien zur historischen Poetik) Heidelberg o.J.

8 Anhang

8.1 Textbeispiel 1

Inhaltsangabe in Prosa: Der mynne buch

1 [*84r*] Ditz buch daz hat funf capitel. daz erste capitel saget ein geschichte
2 wie Mynne wart geborn und wer ir vater und ir muter sy. daz ander
3 saget von einem meister der siben kunste, wie der sagte von dem kinde,
4 als die geschicht lyt. daz dritte capitel seit wie der meyster dem kinde
5 entwurt aller siner frage. daz virde capitel sagt wie daz kint ersach ein
6 burk und fur die geviel, und wie ez sie gewan mit dez und nach dez
7 meisters rat, und wie die burg gewert wart. daz funfte saget dar nach
8 daz daz kint die burk gewan, daz die burk wart berant von brůfern
9 und von falschern und klaffern, und wie die burk behalten wart. und
10 ditz buch hebet sich an mit dryn liedern und sprechen also:[96]

96 Pyritz 1950, S. 1.

8.1.1 Textbeispiel 2

Haupttext: Erstes Kapitel. Spaziergangseinleitung

1 [*86r*] Es waz an einem sumer tag,
2 So hitz tut hitz von ir jag
3 Und hitz in hitz wut trilch
4 Und so ez wirt vor hitz swilch:
5 An dem ginge ich spatziren.
6 Die sonne mich durch luchtiren
7 Begunde mit heißem glitze,
8 Daz ich vor großer hitze
9 Floch uff ein groß gevilde,
10 Uff ein wuchsten wilde,
11 Daz ich niht anders umb mich sach
12 Wann heyde und ein gevilde flach,
13 Bestreit mit manges ronen clos,
14 Und auch ein wasser eben gros
15 Nahen by mir hin fließen,
16 In boltzes wise schießen
17 In ein gebirg, daz waz hoch,
18 Daz sich den wolken nohen zoch
19 Wol an der hohe geliche.
20 In sinnen waz ich unriche.
21 Ich gedaht: wo soltu tummer hin
22 [86v] Wenden, keren dinen sin?
23 Doch sinte ich fur baßer.
24 Ich gedoht: ge an daz waßer
25 Und folge sinem fluß hin;
26 Der furt dich da die lute sin
27 Daz wasser ging ich so hin nider
28 In daz gebirge, daz e noch sider
29 Min hertze hohers nie erkant.
30 Daz wasser ob den wolken rant,
31 Daz ez ergallmt und erdos.
32 Ez bracht und tet manigen stos
33 Uber der stein rotschen.

34 Gar grulich waz sin blotschen,
35 Daz ez an steinen tet wider.
36 Ez fur sam ez het gut gefider.
37 Also gie ez lang hin neben.
38 Dar nach sach ich uff im sweben
39 Holtz uff ein ander gehegelt,
40 Gebort und geschregelt
41 In aller der wise sam ein *f*los.
42 Min gelucke wil werden gros,
43 [*87r*] Gedaht ich sinnelaßer;
44 Ist daz newr daz waßer
45 Den flos tut zu mir schupffen,
46 Daz ich dar uff gehupfen
47 Mag mit minen gelidern,
48 Min leit mus sich genidern
49 Und auch geringen gar min swer.
50 Der flos nach mines hertzen ger
51 Tet als all min sinne hetten
52 Durch varn bytens in gebeten.
53 Er tet dem lande so nahen swank;
54 Mit einem stab ich uff in sprank,
55 Daz ich gar wol dar uff gesaz.
56 Daz wasser snellich niht vergaz,
57 Ez rumpelt und snurret.
58 Hin wek ich balde hurret
59 In manigem großen swindel.
60 Daz wasser sam ein trindel
61 An maniger stat fur toben.
62 Ich mocht dez himels lutzel oben
63 Vor dem gebirge erblicken.
64 Also fur ich in schricken
65 [*87v*] In einer cleinen wille
66 Wol uff zwey hundert myle,
67 Als ich in minen sinnen maz.
68 Do wart daz wasser snellich laz
69 Und treib mich vil nohen einem staden,

70 Daz ich wol mochte gewaden
71 An sorg uff daz uffer.
72 Min sin der wart vil nufer,
73 Wann ich uff einen anger quam,
74 Der waz nach wunsch lobesam.
75 Da het die sunne den tawe
76 Gesoten in der awe,
77 In der blumen, kruter runsen,
78 Daz sie vor edelm smak dunsen,
79 Als sie vor suß trunken weren.
80 Gar zitig waz irr freuden eren.
81 In freuden sie sich drungen,
82 Wann in waz wol gelungen
83 Von sußer brunne rifferes fluß
84 Und von dem fůcht dez tawes guß,
85 Des glich der sunne hitze.
86 [*88r*] Die vogel clug ritze
87 Sungen nach sußer arm*o*nyen.
88 Manig gebrochen noten schrien
89 Hort ich uff der planeyen do.
90 Sus volgt ich nach dez waßers sla,
91 Bis ich die schonste burk ersach:
92 Die waz beslo̊ßen mit dem bach.
93 All umb zu allen sytten;
94 Dar nach mit einem graben wyten
95 Waz sie bewart, dez umbe sweif
96 Der waz so ussermo̊ßen tieff:[97]

8.2 Textbeispiel 3

Erstes Kapitel: Zeugung und Geburt des Minnekindes

261 Ich sach furbaz wunder wilde,
262 Daz obe dez mannes bilde
263 Stund ein frawen bilde sleht,

97 Pyritz 1950, S. 5–7.

264 Uff gerichtet und gereht,
265 Von starkem stahel wol durch smitt
266 Mit herte *m*dyamant durch litt,
267 Daz ez gebucken nieman kunde,
268 Wann dem ez sin von hertzen gunde.
269 Daz bilde wann ez sich bucket,
270 In dez mannes bilde ez gucket
271 Und besach die forme die dar in
272 Erluchten nach dem willen sin,
273 Lank oder kurtz wie ez gezilde.
274 Wann ez sach in dez mannes bilde,
275 So waz mit sehen ez behert;
276 Wann ez sich aber dannen kert
277 Von dez mannes bilde,
278 So waz im sehen wilde,
279 Daz ez erblindet allzuhant.
280 Doch bleib sin sterk im unzertrant:
281 [*92v*] Die kund zubrechen nieman leren,
282 Ez het ez dann gesehen gern.
283 Sust quam ez an eine*r* tagzit
284 Daz von den ussern spigeln wyt
285 In dez mannes bilde erschein
286 Eines mannes bilde rein.
287 Gein wunsche daz selbe sich zilde.
288 Daz dersach der frawen bilde
289 Und wart ez lenger sehen an
290 Denn sie vor eines het getan.
291 Sie sach ez an vil manig zit
292 Mit gir und auch mit großer gyt,
293 Mit blicken also strange
294 (Wann ez erluchte s*o* lange
295 Und auch so oft sunder triegel
296 In des mannes bilde*s*spigel),
297 Daz do der frawen bilde
298 Ir starker stahel milde
299 Und ir herter dyamant

300 Wart zutrennet und zutrant,
301 Daz sie zu hant wart swanger gar
302 Und auch ein cluges kint gebar.
303 Reht als der heißen sunnen stůre
304 [*93r*] Uff einem spigel bringet fůr,
305 Daz er ein tuch verbrennet gar,
306 Oder als dez strußen sehen clar
307 Uz sinen eyern bringet frucht,
308 So gebar sie ez an ungenuht.[98]

8.3 Textbeispiel 4

Zweites Kapitel: Lehren des Neptanaus

609 Merk, edels kint nach wunsch erkorn,
610 Du wirdest sicherlich geborn
611 Von gegenlicher kůnste
612 In dem willen von vernůnste,
613 Also daz der vernunfte list
614 Sicherlich din vater ist.
615 Also ist auch wille din můter.
616 Vernunft din vater gůter
617 Sines samen eygenheit,
618 Einez dinges gegenwertikeit,
619 Gußet dann sunder zillen
620 In din muter den willen.
621 Ist wille din muter dann durch weht,
622 Daz sie den samen gar enpfeht
623 Und mit vernunft niht enhuzzet
624 [*100v*] Und iren samen wider gußet,
625 Der da heisset wol gevallen
626 An arger slaht gallen,
627 So wirst du dann da von geborn
628 Und heissest Mynne ane zorn.
629 Minne, du bist niht anders, s*i*ch,

98 Pyritz 1950, S. 12–13.

630 Wiße, wanne ein vernunfticlich
631 Wirklich wirkunge dez willen![99]

8.4 Textbeispiel 5

Drittes Kapitel: Eingeschaltete Minnerede

701 Ey clugen wip und hubschen knaben,
702 Welhes die mynne lieb wil haben,
703 Daz lese ditz buchlin dicke!
704 Sin wunderliche ricke,
705 Sin frage, sin entwurt, die ez hat,
706 Zum ersten nieman reht verstat,
707 Daz er gesagen da von můg.
[…]
720 Sich fugt zu einen stunden
721 Daz die schonste frawe reine
722 Durch miner synne venster schein
723 In myn vernunft so gentzlich gar.
724 Dez wart der wille min gewar
725 Und wart die selben frawen
726 So lang ane schawen,
727 Daz sie mir also wol geviel,
728 Daz große mynne dar uz wiel
729 Und daz auch uff der selben vart
730 [*103r*] Ir mynne in mich geborn wart
731 Von irem wol gevallen.
732 Da von so wil ich mit ir schallen
733 Fur war sunder triegel.
734 Ir wirde luchtet als ein spiegel.
735 Auch ist ir varb erglentzet sa
736 Reht als sie sy fraw Elena,
737 Geborn uz der seld*e*n stam.
738 Ir bren*n*ende varb zwor ye glam
739 Als in fůr ein durres laub

99 Pyritz 1950, S. 22–23.

740 Und als enbrant sy ein schaub
741 By einer nehte vinster.
742 Ir varbe die ist niht dinster;
743 Sie glentzet sam ein wisser *sn*e
743a Uß roter varbe schine ge.
743b Also ist sie durch luchtet wehe.[100]

8.4.2 Textbeispiel 6

Zweites Kapitel: Fahrt zu Meister Neptanaus

416 Do sagt ich im besunder
417 An triegens und an liegens fule
418 Von der burg und von der sule
419 Und von de*n* bilde*n* usserkorn,
420 Wie eins ein kint het geborn.
421 Ich sagt dez kindes natůr
422 Im gar und sin figure,
423 Wie die were allez wunders vol.
424 Er lacht und sprach: ‘ich weiz ez wol.
425 Alle tage ez in der werlt geschicht;
426 Allein man ez doch merket niht
427 Noch ez versint sich nieman gar.’[101]

8.5 Textbeispiel 7

Viertes Kapitel: Gütlicher Vergleich. Geburt der Widerminne

3147 Die Mynne die volgt dem rat nach
3148 Und tet ez gern; und *ez* geschach:
3149 Was Mynne da irret, daz uber want
3150 Sie und gebar auch allzuhant
3151 In der burg ein edel kint;
3152 Daz waz zum mol gesichtes blint
3153 Und hiez auch Widermynne.

100 Pyritz 1950, S. 25–27.
101 Pyritz 1950, S. 17.

3154 Daz kint in rechtem synne
3155 Wart geborn in sulher art
3156 Als Mynne vor geborn wart,
3157 Daz ir gehort habt hie vor.[102]

8.6 Textbeispiel 8

Fünftes Kapitel: Angriff der Klaffer auf Freudenberg. Ratschläge der Weisheit. Rettung durch List

3793 Do daz kint da war genam,
3794 Daz daz gesinde hin wek bequam,
3795 Ez besatzte mit wysem můte
3796 Die burk mit starker hůt,
3797 Als ez sin meyster leret.
3798 Mit vorchten ez beheret
3799 Alle sin freude verborgenlich.
3800 Sust ist daz kint noch sicherlich
3801 Gewalticlich gewaltig
3802 Mit eren manigvaltig
3803 Dez huses da zu Freudenberg.
3804 Ez hat auch daz zubrochen werk,
3805 Daz da gevallen waz der nider,
3806 Allez schon gebuwet wider.[103]

8.7 Textbeispiel 9

Fünftes Kapitel: Deutung der Vorgänge. Ende der ‚Minneburg'-Kampfhandlung und Übergang zum Minnegericht. Zwischengeschaltete Binnen-Minnerede: allegorisches Rezept für eine Minne-Arznei

3861 Dar zu wil ich dirs wider nuwen,
3862 Ab ez wirt alt von minne truwen,
3863 Mit rosenwaßer, daz zu stund
3864 [*170r*] Uz mines hertzen grunt

102 Ebd., S. 99.
103 Pyritz 1950, S. 118.

3865 Ist gefloßen und gerunnen.'[104]

8.8 Textbeispiel 10

Fünftes Kapitel: Textende. Abbruch während der 5. Binnen-Minnerede innerhalb des Minnegerichts

5480 Die rede die lig reht als sie lyt;
5481 Ein andere wil ich sagen ein wille.
5482 Sich fugt daz mit sneller ylle
5483 Ein bilde eins tags fur mich wischt.
5484 Unmůtikeit mir daz vermischt,
5485 Daz ich ez niht schawet gar.
5486 Daz waz so uzzermoßen clar;
5487 Ez schein, es brant, es glanst, es gleizz,
5488 Daz diser breiten erden kreis‘
5489 ……..
5490 ……..[105]

8.9 Textbeispiel 11

Dritter underbint: Gespräch mit Amor und Venus

3378 Galander heißet der vogel zart:
3379 Nach dem heißet irs namen sprengel
3380 Vin galanderischer engel.
3381 Der nam durch spehe litze
3382 E*r*denket wart ir glitze;
3383 Wann der ist so glentzig clar,
3384 Daz ich wer billich sorgen bar,
3385 Daz nůr min tummes hertze weiz,
3386 Daz diser breiten er*d*en kreis
3387 Ein sulhes bilde getragen kan.
3388 Ich han gedaht und het den wan,
3389 Ob ymant kund derdenken
3390 Mit synnen uz gelenken

104 Ebd., S. 120.
105 Pyritz 1950, S. 166.

3391 Ein mensche so rechte mynnenclich,
3392 Fur got můs ich sin frawen mich,
3393 Daz er sulch bilde gebilden kan,
3394 Daz sam ein engel ist getan
3395 An varb und an gezirde.
3396 Und wer ich selb virde
3397 Der besten meister die da leben,
3398 Und solten lob mit huffen geben
3399 Der zarten us derwelten
3400 [*160v*] Und auch der uz geschelten
3401 Uz einer papel rosen,
3402 Wir kunden niht durch glosen
3403 Daz drißigest teile gesagen
3404 D*ez* lo*bs* daz sie kan eine tragen
3405 Vor andern frawen garbe.
3406 Ey horet von der varbe
3407 Die uz irem můnde kan gebre*h*en!
3408 Hat yman paris varb gesehen,
3409 So sie uff silber ist gefiert,
3410 So lucht ir munt der wol geziret.
3411 Und luchticlichen git *e*r glitzen
3412 Reht sam ein uber heller blitzen,
3413 Der in der nacht derschinet.
3414 So ist ir munt gefinet.
3415 Er ist niht rot alsam ein tuch:
3416 Ungern tet ich im sulhen fluch!
3417 Er brehet in brehende*m* schin gantz
3418 Noch heller dann der sunnen glantz,
3419 So sie ist in ir hochsten schin.
3420 Ez kan niht menschen varb gesin.
3421 Gotes naturlich pensel scharf
3422 In molet selber und entwarf,
3423 Daz man in billich briset.[106]

106 Pyritz 1950, S. 105–107.

Christoph Fasbender (Chemnitz)

„Als Minnerede in Prosa ein Unicum“

Augustins von Hammerstetten ‚Der Hirsch mit dem goldenen Geweih‘ (1496)

Augustin von Hammerstetten, seit 1490 in der kursächsischen Kanzlei Friedrichs des Weisen tätig, widmete seinem Dienstherren 1496 – lokalisiert in Torgau – die Prosaerzählung vom ‚Hirsch mit dem goldenen Geweih‘. Das Werk sei, so Ingeborg Glier, „als Minnerede in Prosa ein Unicum“[1]. Es gilt der Forschung zudem „als eine Art Schlüsselroman auf das Liebesverhältnis des Kurfürsten […] mit Gräfin Amelie von Schwarzburg“[2]. Diese beiden Diagnosen mögen maßgeblich dafür verantwortlich gewesen sein, dass der ‚Hirsch‘ nicht in das neue ‚Handbuch Minnereden‘ Eingang gefunden hat. Der folgende Beitrag versucht, diesen Ausschluss genauer zu verstehen bzw. Argumente gegen den Ausschluss nachzuliefern.

Der ‚Hirsch‘ weist mit dem Corpus der im ‚Handbuch‘ versammelten Minnereden in mehrerer Hinsicht signifikante Schnittmengen auf, die ihn eng an dessen Grundstock anbinden. Diese Schnittmengen bestehen im Bereich sämtlicher sieben Gattungsmerkmale, auf die sich die Forschung seit den siebziger Jahren als Gattungskonstituenten beruft: Thema, Darstellung, Rede- und Erzählformen, Personen und Rollen, Orte der Handlung, Reim- und Strophenformen sowie Überlieferung und Umfang. Als Thema der Gattung gilt (1.) die weltliche, zwischengeschlechtliche Liebe, die auf der Darstellungsebene (2.) zwischen zwei Minnenden entweder direkt oder in allegorischer, meist rhetorisch ange-

1 Glier 1971, S. 358, Anm. 194. Ich zitiere nach der weiterhin einzigen akademischen Ausgabe von Busse 1902.

2 Blank 1978, Sp. 544.

reicherter Einkleidung verhandelt wird. Als Rede- und Erzählformen (3.) gelten neben der Rede des Rollen-Ichs Monologe (als Preis, Bekenntnis, Klage) bzw. Dialoge (Werbungs- oder Streitgespräch), wobei die Ich-Rolle des Erzählers (4.) facettenreich variieren kann. Als Ort der Handlung (5.) ist eine Anderwelt verbindlich: meist die freie Natur, oft der Wald, oft aber auch ein wunderbar-idealer Ort, eine Lichtung, ein Garten, ein Zelt usw. Formales Charakteristikum ist (6.) der Reimpaarvers, seltener die Strophe. Schließlich sind die Texte (7.) selbständig und können im Umfang zwischen wenigen und weit über tausend Versen variieren.[3]

Der ‚Hirsch mit dem goldenen Geweih' erfüllt nun allerdings zwei der gelisteten Kriterien nicht oder nicht vollständig. Den einen Fall hoffe ich widerlegen zu können. Der andere ist in so deutlichem Maße als Abweichung markiert, dass die Bezugnahme auf die dem Verfasser bestens bekannte Konvention mir wesentlicher zu sein scheint – wesentlicher im Sinne einer Zugehörigkeit zum Corpus – als die formale Nichterfüllung des Kriteriums.[4] Um es mir leichter zu machen, werde ich zunächst auf das schwächere Kriterium eingehen. Mein erster, in der Nachbetrachtung zum ‚Handbuch' vielleicht nicht völlig unnützer Schritt besteht darin, den Herausgebern in der Anwendung eben jenes prekären Kriteriums – es ist die verbindlich gesetzte Versform (Nr. 6) – gewisse Inkonsequenzen nachzuweisen.

1 Die Prosaform

Der Bestand des ‚Handbuchs Minnereden' orientiert sich am ehrwürdigen, freilich in die Jahre gekommenen Repertorium von Tilo Brandis (1968). „Prinzipiell", so die Einleitung, „werden alle von ihm angeführten Nummern übernommen."[5] Entscheidungen wie diese haben den Vorzug, die zitierende Zunft nicht in Verwirrung zu bringen, ohne dabei diskrete Korrekturen auszuschließen. Das ‚Handbuch' hat denn auch vor allem die Irrtümer des Brandis'schen Repertoriums korrigiert, Dubletten zusammengelegt oder gestrichen, und es hat auf der Basis der Brandis-

3 Vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 2–4.

4 Zum Regelverstoß in den Minnereden als ‚andere Seite der Medaille' vgl. Haustein 2006, S. 45–54, bes. S. 45–47.

5 Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 6.

Rezensionen und von Neufunden das Textkorpus behutsam erweitert. Diese Behutsamkeit wagt sogar moderate Grenzüberschreitungen etwa unter dem Eintrag ‚Pflanzenallegorese‘, wo „auch Prosatexte behandelt“ werden, „weil sie (ähnlich wie einige schon bei Brandis aufgenommene Briefe […]) in Mischung mit Reimpaarversen überliefert sind.“[6] Die Pflanzenallegoresen, um die es hier geht, sind also reine Prosa-Texte. Das ‚weiche‘ Kriterium der Überlieferung soll hier das ‚harte‘ Prosa-Kriterium aus Gründen des Inhalts ausstechen. Das könnte treffliche Begründungen finden, wenn die Pflanzenallegoresen als Minnereden tatsächlich dessen bedürften. In der Tat handelt es sich um eine sehr interessante Textsorte, die im ‚Handbuch‘ folgendermaßen skizziert wird:

> Kleine Prosa-Abschnitte, gekennzeichnet in der Regel durch Überschriften, legen einzelne Pflanzen der einheimischen Flora allegorisch auf die Minnepraxis aus und reihen sich zu kleinteiligen, katalogartigen Texten unterschiedlichen Umfangs und unterschiedlicher Abfolge. Generell fehlt ein narrativer Rahmen. Ein gelegentlich auftretendes Sprecher-Ich hat keine strukturelle Funktion, ist nicht affektiv involviert und eher als ‚objektive‘ Instanz zu verstehen.[7]

Ich begrüße die Aufnahme solcher Prosatexte durchaus. Sie erweitern, wie Jacob Klingner gezeigt hat, das Spektrum minnedidaktischer Literatur im Umfeld der Minnereden sogar um so spannende Textstücke wie dieses, das sich funktional als eine Art ‚Liebeszauber‘ verstehen ließe.[8] Ich resümiere indes, dass es sich hierbei keinesfalls um Texte handelt, die bisher konstitutiv für das Gattungsverständnis ‚Minnereden‘ gewesen sind, noch es – so weit gehe ich – in Zukunft sein werden. Von den sieben Kriterien erfüllen sie die meisten nicht. Auf Grund ihrer Prosa-Form hätte man sie mit guten Gründen, auf Grund ihres Inhalts jedoch mit wesent-

6 Ebd., S. 7f.

7 Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, Nr. Z75, S. 1080. Die Nummerierung der Minnereden folgt dem ‚Handbuch Minnereden‘: Klingner/Lieb 2013. Nummern, die mit B beginnen, sind identisch mit den von Tilo Brandis vergebenen Nummern; Nummern, die mit Z beginnen, sind Zusatznummern für Minnereden, die im ‚Handbuch Minnereden‘ erstmals verzeichnet wurden.

8 Vgl. Klingner 2008, S. 212.

lich besseren Gründen ausschließen können als den prosaischen ‚Hirsch mit dem goldenen Geweih', der im Gegensatz zu den Allegorien sowohl den ‚narrativen Rahmen', als auch ein strukturell relevantes und affektiv involviertes ‚Sprecher-Ich' bietet. Am besten wären sie natürlich samt und sonders im ‚Handbuch' vereint worden.

2 ‚Der Hirsch mit dem goldenen Geweih'

2.1 Überlieferung

Von Augustins von Hammerstetten ‚Hirsch mit dem goldenen Geweih' existiert eine einzige vollständige Handschrift im Besitz der Sächsischen Landes- und Universitätsbibliothek Dresden, die dort als Volldigitalisat abrufbar ist. Dass die Blätter 1–13 durch Kriegseinwirkung abhandengekommen sind, ist bedauerlich, allerdings insofern zu verschmerzen, als alle Ausgaben des Textes – auch die einzige halbwegs akademische – zu einem früheren Zeitpunkt veranstaltet worden sind. Der Dresdener Textzeuge wurde separat gebunden, so dass keine Aussagen über mögliche ältere Kontexte mehr zu treffen sind. Von hier aus betrachtet wäre der ‚akephale' Hirsch über die Überlieferung nicht in das ‚Handbuch' einzuklagen.

Dies freilich ändert sich, wenn man die Gothaer Handschrift Chart. B 271 hinzunimmt.[9] Es handelt sich dabei um eine dreiteilige Sammelhandschrift mit Anteilen aus allen Etappen des 15. Jahrhunderts. Im Kern enthält sie drei umfangreichere Reimpaarreden des Teichners (Nr. 564, 565 und Nr. 464), Konrads von Würzburg ‚Goldene Schmiede' sowie Peter Suchenwirts ‚Von fünf Fürsten'. Eingeleitet wird die Handschrift jedoch durch die 1497 datierte, kreuz- und paargereimte Widmungsvorrede Augustins von Hammerstetten zum ‚Hirsch mit dem goldenen Geweih'. Die Friedrich den Weisen apostrophierende Widmung umfasst insgesamt 240 Verse. Dass es sich bei der Gothaer Vorrede um ein Autograph handelt, wird nicht nur durch Schriftvergleich mit der Dresdener Hand-

9 Eine vorläufige Beschreibung der Hs. durch Falk Eisermann (2010) ist im Internet zugänglich: http://www.manuscripta-mediaevalia.de/hs/projekt-Gotha-pdfs/Chart_B_271.pdf.

schrift deutlich. Insgesamt scheint Augustin die Handschrift, wenn nicht selbst zusammengestellt, so doch für seinen eigenen Gebrauch erworben zu haben, wie seine fast durchgehenden Marginalglossen neben den übrigen Texten verraten (Ausnahme ist hier die ‚Goldene Schmiede‘).[10] Auf fol. 189r hat der Kanzlist Augustin dann noch eine kurze, indes ebenfalls versifizierte Vorbemerkung (zehn Verse) zu den die Handschrift abschließenden ‚Valvationstabellen vom Wert der Goldgulden‘ eingetragen.

Für meine Argumentation ist der Zusammenhang zwischen gereimter Widmungsvorrede und prosaischer Minnerede von Bedeutung. Ginge man davon aus, dass es sich hierbei um zwei ganz verschiedene Texte handelte, wobei die Widmung an den Kurfürsten sekundär erfolgte, wird man den ‚Hirsch‘ zwar nicht dem ‚Handbuch‘ einverleiben müssen, verlöre aber auch die argumentative Basis für die geläufige Interpretation des Textes als ‚Schlüsselroman‘. Akzeptierte man dagegen die intentionale Zusammengehörigkeit von – separat überlieferter – Widmungsvorrede und Minnerede, wäre auch der Überlieferungszusammenhang von Prosa und Versen (zumindest ideell) gegeben, ja mehr noch: Die zueignenden Verse wären dann, nach Art einer Clavis, integraler Bestandteil des Schlüsseltextes vom ‚Hirsch mit dem goldenen Geweih‘, was eine Aufnahme ins ‚Handbuch‘ im Sinne der dort niedergelegten Kriterien rechtfertigte.

2.2 Ausgaben

Wenige Anmerkungen zu den bisherigen Ausgaben des Textes könnten diese Argumentation stützen, wenn nicht insbesondere die älteren Editionen mit einigen philologischen Mängeln behaften wären. Mit schöner Regelmäßigkeit repristinierten sie die These vom Schlüsseltext auf der Basis der Vorrede. Mitte des 18. Jahrhunderts setzte eine wahre Flut von Editionen ein, die ihre Deutung gleich im Titel führten. Zunächst 1746:

10 Hierher gehört auch noch der Gothaer Codex Chart. B 50 (bald nach 1465) mit Michel Beheims ‚Buch von den Wienern‘. Auch er befand sich in Augustins Besitz und auch er wurde vom Besitzer durchgearbeitet. Falk Eisermann, der eine vorläufige Beschreibung anfertigte (2010), nimmt an, dass Augustin die Handschrift 1496/97 Friedrich dem Weisen schenkte. Vgl. http://www.manuscripta-mediaevalia.de/hs/projekt-Gotha-pdfs/Chart_B_50.pdf.

‚Traum und wahre Geschichte Churfürst Friedrichs des Weisen'; dann, ausführlicher: ‚Traum und wahre Geschichte Churfürst Friedrichs des Weisen zu Sachsen, von dem Hirsch mit dem güldenen Geweih, und der Fürstin am Brunnen', erschienen 1759 im ‚Dresdnischen Magazin' – eine Ausgabe, die 1784 in Benjamin Gottfried Weinharts ‚Neuer Sächsischer historischer Handbibliothek' nachgedruckt wurde; schließlich, im selben Jahre 1784, ‚Der Hirsch mit dem güldnen Geweihe, und die Fürstin am Brunnen. Ein Schattenriss der Hof-Sitten des fünfzehnten Jahrhunderts' – freilich ein Schattenriss des Dresdner Bibliothekars Karl Christian Canzler, der den Bezug auf Friedrich den Weisen lediglich im Titel ausspart. Es folgten noch stärker modernisierte Ausgaben 1811 bei Vulpius, 1822 in der ‚Allgemeinen Thüringischen Vaterlandskunde' durch Heinrich August Erhard sowie eine Bearbeitung durch Friedrich Lind in Band 4 von dessen ‚Lindenblüthen' (Leipzig 1819). Alle Ausgaben setzen auf der Grundlage der Vorrede die These vom Schlüsseltext voraus bzw. drehen sich in unterschiedlich abwägender Weise um sie. Die erste und bisher einzige akademische Ausgabe durch den Marburger Dissertanten Erich Busse (1902) konnte sich von solcher Traditionslast nur bedingt absetzen. Die Annahme der Entstehung aus der Mitte einer exklusiven Produktions- und Rezeptionsgemeinschaft im näheren Umfeld Friedrichs des Weisen, die auch einen ‚Schattenriss' zu deuten vermochte, ist jedenfalls sinnvoll.

2.3 Inhalt

In der Ausgabe Busses umfasst der ‚Hirsch' knapp 680 Druckzeilen (20 Seiten; er erfüllt damit Kriterium 7). Der Inhalt ist schnell skizziert. Ein tadelloser Ritter und unglücklicher Minnediener, der *in vergangen zeiten* (Z. 1) versetzt erscheint, träumt eines Nachts, dass er von den Zinnen seiner Burg einen Hirsch mit goldenem Geweih erblicke, dem er entschlossen nachsetzt (Kriterium 2). Im Wald gerät er auf einen Locus amoenus (Kriterium 5), wo er jedoch nicht den Hirschen findet, sondern eine ebenso schöne wie derangierte Dame:

> *die hette ir gepend vom haubt gerissen, ir goldfarb haur zerflodert und zerpraitet, stůndt alldo ir sneeweis hend erpärmlich wyndend und sich smertzlich clagend zu*

> *erzaigen, auch ire augen die doch der falken arten schärffs gesichts: auf hoher stang sich swingend geleichenden, zu der erden naigende* (Z. 50–55).

Nicht ganz sicher, was er nun tun solle, beschließt der Ritter, der Dame sein eigenes Minneleid zu klagen. Die Dame reagiert freilich nicht, und in diesem Moment erwacht der Ritter aus seinen Träumen.

Nach einiger Zeit nun wiederholt sich die Szene, diesmal jedoch nicht im Schlaf. Durch das Traumerlebnis vorbereitet, setzt der Ritter dem Hirschen nach, gelangt auf den Anger, trifft die Dame, redet sie beherzt an. „Nur zögernd entdeckt sie ihm, daß sie *ain alten kranken mann* als Gemahl habe und sie trotz ihres Reichtums sexuell nicht befriedigt sei. Des Ritters spontanes Anerbieten weist sie jedoch empört zurück“[11]: *Horch und lass von den swenken! Pfuch du dich! was pist du für ein mann!* (Z. 221f.) (Kriterium 1). Dem schließt sich ein längeres Minnewerbungsgespräch an (Kriterium 3), in dessen Verlauf der Ritter unter anderem einen langen Katalog klassischer Minnesklaven aufmarschieren lässt, den die Dame indes schnippisch kontert: *das sein alte fabeln, geet mich nichtz an. Bin nit darumb hie, deshalben ze disputiren* (Z. 320–322). Es gebe zahlreiche Beispiele für die Fragwürdigkeit des Minnedienstes neuer Prägung. Der Ritter versucht, dies etwa mit dem Beispiel Sigunes und Tschionatulanders aus dem ‚Titurel‘ zu widerlegen (vgl. Z. 397–409). Die Dame bestellt den Ritter daraufhin zu einem Hoffest ein, wo sie ihn zum Minneritter erwählt und ihm eine Kreuzfahrt ins Heilige Land befiehlt. Anlässlich seiner Rückkehr stellt sie sich indes erneut quer: Vielleicht habe der Ritter die Fahrt ja schon vor Jahren gelobt und sie erst jetzt, aus gegebenem Anlass, vollführt? Als der Ritter auf diese neuerliche Zumutung höfisch reagiert, lenkt auch die Dame ein und verheißt vielsagend: *Wer waist, Gott der herr wirdet villeicht die zil gar in kurtzen fristen mit fraiden schiken* (Z. 624f.). Sie schickt den Ritter auf eine Erprobungsfahrt an andere Fürstenhöfe, die er auch in der Zuversicht unternimmt, *daz im der handel so war werden tů, als hern Danielen, hern Josephen, Jacoben, kaiser Constantino und andern ire getrewme war, an sele und leib, ere und gůte fruchtper worden sein* (Z. 670–673). In dieser Zuversicht endet auch der Text.

11 Blank 1978, Sp. 544.

2.4 Aufbau

Der ‚Hirsch mit dem goldenen Geweih' hat eine überschaubare Grundstruktur. Am Anfang steht ein Traumeingang, der sich dann in der Wirklichkeit wiederholt. In der Hauptsache besteht der Text aus Dialogen zwischen der Dame und dem Ritter an einem Lustort im Wald; eingeschoben ist ein Monolog des Ritters auf seiner Heimreise aus dem Heiligen Land. Damit sind 5 der 7 Kriterien für eine Einordnung ins ‚Handbuch' erfüllt.

Durch den Text führt nun jedoch – und das ist gegen Kriterium 4 – nicht ein Ich-Sprecher, sondern ein auktorialer Erzähler, der das Publikum gelegentlich direkt anspricht (*Nun bedenket*: Z. 106). Dieser Erzähler reflektiert in auffälliger Weise den Umstand, dass er bei den entscheidenden Interaktionen zwischen Ritter und Dame im Wald nicht zugegen war. Sein Wissen um die Vorgänge ist dabei nicht einmal Wissen aus zweiter, sondern Wissen aus dritter Hand, wie er an einer Stelle selbst zugibt: *als ich von denen, die es von dem herren, dem sölichs begegent ist, vernomen* (Z. 143–145). In den meisten Fällen bleibt die Herkunft der Informationen in der Schwebe, wird indes in immer neuen Wendungen dargeboten: *als ich gehört und verstanden hab* (Z. 193), *als ich dann verstanden* (Z. 212), *als ich bericht bin* (Z. 228), *als ich vernomen hab* (Z. 306f.), *als ich gehöret habe* (Z. 346), *alz ich verstee* (Z. 360), *als ich lauter bericht bin* (Z. 418), *als ich des gruntlichs wissen hab* (Z. 472), *alz ich gelaub* (Z. 519f.), *als mich angelangt* (Z. 592), *als ich clerlich bericht bin* (Z. 605f.).

Der rhetorische Aufwand, mit dem das Problem der Augen- und Ohrenzeugenschaft des Erzählers reflektiert wird, reagiert offenkundig auf zwei Umstände: einen innerliterarischen und einen außerliterarischen. Der innerliterarische Umstand besteht darin, dass in der Gattung Minnerede die Handlung durchweg in einer Anderwelt angesiedelt ist, was dort kein erzählerisches Problem darstellt, weil der Erzähler eben ein Ich-Erzähler ist, dem das Selbsterlebte vollständig zuhanden ist. Augustins frequente Verweise auf glaubwürdige Mittler markieren also, dass dem Verfasser die Diskrepanz zwischen der tatsächlichen Minnereden-Topographie und der theoretischen Kompetenz seines Erzählers bewusst ist. Diese Modifizierung ‚vom Ich zum Er' erfolgte nun freilich, zweitens, mit Blick auf die kommunikative Funktion des Textes, der eben nicht die

Liebesabenteuer eines beliebigen Sprecher-Ich, sondern die des hochadligen Kurfürsten von Sachsen zu reflektieren vorgibt. Augustin bog das Exempel zum historischen Kasus um, was mit Notwendigkeit die Distanz der Erzählinstanz zum Herrscher persönlich, ja sogar zur höfischen Gesellschaft nach sich ziehen musste. Um die kurfürstliche Intimsphäre zu wahren, konnte man unmöglich den Erzähler als Lauscher hinterm Baum imaginieren.

3 Intertextualität

Ein anderer Aspekt hat in der Kriterien-Liste bisher keine Rolle gespielt. Es ist die markierte Verflechtung von Minnereden qua Rekurs auf die gemeinsame literarische Tradition. Solche Verflechtungen mit der Tradition sind im ‚Hirsch‘ überaus zahlreich. Dies gilt zunächst, wie bereits konturiert, auf der Ebene der Makrostruktur. Ein Traumeingang, ein fabulöses Tier, das zum Locus amoenus geleitet, Begegnung und Dialog mit einer Dame, Forderung nach Bewährung, Trennung und neuerliche Unterredung nach überwundener Trennung – mehrere dieser Bestandteile gehören (einzeln und verknüpft) zu den Konstituenten der Gattung Minnerede.

Zu deren Wesensmerkmalen gehört freilich auch der mehr oder minder markierte intertextuelle Verweis. Das lässt sich ganz vorzüglich aus dem Sachregister des ‚Handbuchs‘ ziehen, und hier insbesondere aus den Lemmata ‚Exempelfiguren: biblisch‘ und ‚Exempelfiguren: weltlich‘, wobei das letztere geradezu ein ‚Who is who‘ der hochmittelalterlichen Erzählliteratur zu sein scheint. In der Addition der Erwähnungen führt Paris, Prinz von Troja, mit zwölf Belegen die Liste an, gefolgt von Parzival (11), Helena (10) und König Artus (9). Während Paris und Helena aber meist im Verbund auftreten, stehen den neun Artus-Belegen nur ein einziger Ginover-Beleg und den elf Parzival-Belegen nur zwei Kondwiramurs-Erwähnungen zur Seite. Die häufigsten weltlichen Exempel-Figuren treten dagegen paarweise auf: Sigune und Tschionatulander mit sieben bzw. sechs Belegen, Tristan und Isolde – genau wie Pyramus und Thisbe – mit jeweils sechs Belegen, Willehalm und Gyburg schließlich mit je fünf Belegen. Diese fünf Paare (zwei antike, drei hochmittelalterliche) darf man als die präsentesten in der Gattung Minnerede ansprechen. Wiga-

lois und Larie (4 : 1 Belege), Gahmuret und Belakane (5 : 2 Belege) oder Aristoteles und Phyllis (5 : 2 Belege) besaßen demgegenüber als Paare offenbar keinen vergleichbaren Argument-Status. Gerade der Minnesklave Aristoteles galt ja vor allem als Opfer seiner Libido. Im ‚Handbuch'-Register steht er daher in einer Reihe mit den Leidensgenossen Samson (7 : 1 Delila) und Salomo (7 Belege), während Adam und Eva mit acht bzw. neun Belegen nicht ganz zu Paris und Helena aufschließen können.

Die Statistik ließe sich nun allerdings mit dem Gespräch, das der Ritter und die Dame in Augustins ‚Hirsch' führen, gehörig durcheinander bringen. Um seine akute Liebespein historisch rückzubinden, argumentiert der Ritter, er sei *auch nicht der erste, der durch raitzung, liebe oder liste der frawen betrogen worden ist* (Z. 246f.). Er verweist auf Adam und Eva, den *weisesten Salomonem* (Z. 251) und *die swartz mörinn* (Z. 250f.), die ihn zur Abgötterei verleitete, auf Samson und Delila, Claudius und Messalina, Paris und Helena – und, ohne der gefoppten Männer namentlich zu gedenken, auf Thais, Tharatanthera und Lesbia, *die in solichen hendeln und pratika alle ander weiber ubertraffen* (Z. 267f.). Auch Aristoteles wird erwähnt, der *sich als ein ros aufzewmen und mit langen sporen reiten liesse* (Z. 257f.) – dies aber nicht von Phyllis, sondern von einer *bule* namens *Libia*, für die ich einstweilen keine Referenzstelle beizubringen vermag.

Dazu eine kurze Anmerkung: ‚Phyllis' hat sich als Eigenname der *bule* im deutschen Sprachraum offenbar erst „um 1300"[12] durchgesetzt. Greifbar wird er für uns mit der (allerdings schmal überlieferten) Märe ‚Aristoteles und Phyllis'. Ob Reminiszenzen an den seit Horaz geläufigen Mädchennamen oder, wie zuvor in Gottfrieds ‚Tristan', die aus Ovid bekannte Liebende Phyllis von Thrakien beabsichtigt waren, sei dahingestellt.[13] ‚Libia' kennt die volkssprachige Literaturtradition jedenfalls nicht. Offenbar greift Augustin von Hammerstetten zur Ausgestaltung eines gerade in Minnereden durchaus konventionellen Motivs – des Kataloges der Minnesklaven – auf gelehrte Traditionen zurück.[14] Solche stehen, wie leicht zu erkennen ist, auch hinter den anzitierten Claudius und Messa-

12 Stammler 1962, S. 15, 36f.

13 Vgl. Stammler 1962, S. 36.

14 Die Sachlage ist in der gelehrten Tradition kompliziert. Ich bereite eine Untersuchung zur Sache (Wer ritt Aristoteles?) vor.

lina, Thais, Tharantanthera und Lesbia, die im ‚Handbuch‘-Register nicht vertreten sind.

Im weiteren Verlauf der Rede und Gegenrede wartet der Ritter mit Beispielfiguren aus der volkssprachigen Literatur auf. Unter denen, die ihr Leben im Frauendienst ließen, hebt er *herrn Tschionachtülander* (Z. 399) hervor, welcher *durch den ritter Orillus in beysein derselben königin Sigaunen errannt und zetod gestochen* (Z. 400–402) worden war:

> *durch welhs sterben willen von ir die allerhohst clag, so vormal auf erden, auch darnach nymmermer von frawen yee erhort worden ist, noch hinfur nicht mer gehort werden mag, dann sy in also tod balzamiret und auf eym paum langzeit behalten, tag, und nacht pey im weynend und clagent pliben* (Z. 402–407).

Dies alles sei *im Tytterel als begriffen* (Z. 408). Später dann, auf seiner langen Reise fern der Dame, sinniert der Ritter über sein Handeln, und wieder kommt ihm die Reihe jener, die von ihren Damen hinters Licht geführt wurden, in den Sinn.

> *Und versenket alsdann sein hertze und gemůte so gar damit: als her Partzefalen beschah, do er dy drey plůtztröpfel in dem snee verröret sah, und gedaht, das seins hertzen trost frawe Gundwiramirs wie milh und plůte, also weren auch dy drew plůtztropfel in dem weissen schnee verwappent* (Z. 567–573).[15]

Die intertextuellen Verweise auf Figuren und Schlüsselszenen aus Romanen Wolframs von Eschenbach stechen hervor. Der erste Hinweis ist Augustin immerhin noch eine Quellenangabe wert (*im Tytterel als begriffen*: Z. 408), während er bei der Wiedergabe der prominenten Blutstropfenszene auf den ‚Parzival‘ nicht eigens verweist. Mich interessiert hier zunächst weniger die Herkunft der Verweise, also die Quellenkunde, als ihre kommunikative Funktion. Unabhängig davon, woher Augustin seine literarischen Kenntnisse zog und welchen Umfang sie tatsächlich hatten, darf man von einer Leserschaft ausgehen, der zumindest die Stoffe bekannt waren. Eine solche Leserschaft ist im Umkreis des säch-

15 Der Passus ist erwähnt bei Schirok 2011, S. 34.

sischen Kurfürsten ohne Not anzusetzen. Bereits in der alten kurfürstlichen Bibliothek, die in der Wittenberger Schlosskapelle aufbewahrt und deren Bestand 1437 verzeichnet wurde, finden sich Werke wie Wirnts ‚Wigalois'.[16] Knapp hundert Jahre später, als die Bücher des Kurfürsten Johann Friedrich verzeichnet wurden, registrierte man einen ‚Tristan' (1515), registrierte man aber auch einen ‚Parcifall' (1519).[17] Der sächsische Adel unterschied sich in puncto ‚Ritterromantik' allenfalls graduell von den Habsburgern.

Dass sich solches Wissen am sächsischen Hof zwanglos mit dem Wissen um antike Gestalten verband, zeigt nicht nur Augustins ‚Hirsch', sondern zeigt auch Johannes von Kitzschers ‚Dialogus de sacri Romani imperii rebus': ein Traumgedicht, das der Verfasser, ebenfalls Sekretär und Kanzler des Kurfürsten, 1496 – also im selben Jahr, in dem auch der ‚Hirsch' entstand – während eines Badeaufenthalts in Italien abgefasst haben will. Die in erkennbarer Orientierung an Dantes ‚Divina Commedia' gestaltete Jenseitswanderung „wird, sobald das Elysium erreicht ist, Geschichtsrevue"[18], bei der neben Trojanern, Griechen, und Karthagern auch die Helden von Artus' Tafelrunde zu Gesicht kommen. Unter dem Gesichtspunkt der fürstlichen Kommunikationsgemeinschaft am Torgauer Hof sind die intertextuellen Anspielungen in beiden Werken von außerordentlichem Wert, geben sie doch (jenseits des zufällig Überlieferten) Einblick in Traditionen und Leitbilder hochadliger Literaturrezeption.

Ich belasse es bei diesen Hinweisen und nehme wieder die Spur des ‚Hirschen' auf, den ich – über die Exempelfiguren des ‚Handbuch'-Registers – im Kontext der Minnereden zu verorten suche. Augustin von Hammerstetten prunkte mit Parzival und Condwiramurs sowie Tschionatulander und Sigune. Nachdem ich mich eben implizit jenen Kollegen angeschlossen habe, die aus dem oft nur andeutenden Zitierverhalten mancher Autoren auf ein beachtliches Expertentum der Rezeptionsgemeinschaft schließen, kann ich nun Augustins Kenntnisse der fraglichen Romane nicht rundheraus bestreiten. Immerhin aber möchte ich

16 Vgl. Fasbender 2010, S. 171f.
17 Vgl. ebd., S. 173.
18 Worstbrock 2008, Sp. 1291.

als Ausgangsbeobachtung formulieren, dass sein diesbezügliches Wissen nahezu vollständig durch das Wissen, das andere Minnereden aus ‚Parzival‘ und ‚Titurel‘ bereitstellen, gedeckt ist. Die hinter dieser Beobachtung stehende Vermutung hat heute zum Glück nichts Frivoles mehr. Wer etwa die Werke eines gebildeten Autors wie Johannes Rothe ediert, wird trotz dessen unleugbarer Kenntnisse beim Nachweis von Zitaten in den seltensten Fällen auf Originalquellen im neuzeitlichen Sinne stoßen, sondern mit einem Traditionswissen rechnen, das diskursspezifisch über Jahrhunderte agglomeriert: von der Kombination inhaltlich verwandter Versatzstücke über Kataloge bis hin zu regelrechten Florilegien. Man könnte dergleichen wohl auch innerhalb der Minnereden-Tradition auf der Basis des ‚Handbuch‘-Registers herausarbeiten. Augustins Wolfram-Reminiszenzen stünden damit womöglich ganz anders da. Ich prüfe beide Stellen ab und beginne mit dem ‚Titurel‘-Verweis.

Sigune und Tschionatulander scheinen mit 7 Belegen die am häufigsten herangezogenen Figuren der höfischen Epik im Corpus der Minnereden zu sein. Die Texte, in denen Sigune als Beispielfigur herangezogen wird, sind, wie bei Minnereden üblich, durchweg nur anhand der Überlieferung zu datieren, auf diese Weise freilich in einen Zeitraum zwischen 1348[19] und 1525[20]. Nicht alle Autoren deckten ihrem Publikum sämtliche Implikationen des Stoffes vollständig auf. In ‚Der rote Mund‘[21] erscheint Sigune lediglich in einer Gruppe illustrer höfischer Damen. In ‚Der Knappe und die Frau‘[22] stehen Sigune und Tschionatulander neben Herzeloyde und Gahmuret als Exempelfiguren der Erregung in gegenseitiger Liebe. In den meisten Texten ist die Treue der Geliebten über den Tod ihres Freundes hinaus, verbunden mit ihrer Klage, das Motiv, das sich in der Rezeption unverbrüchlich an die Figur Sigunes geheftet hat. Wir begegnen ihm bereits in den Minnereden des 14. Jahrhunderts, etwa in der ‚Klage vor Frau Minne‘[23], wo Sigune, *div des grozen iamers pflag* | *durch gross lieb stark* | *ob ires frundes fart* (V. 256–258), als Exempelfigur aufgerufen wird. Die klagende Sigune kennt dann auch der Verfasser der

19 ‚Klage vor Frau Minne‘: vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 112f. Nr. B65.
20 Liebesklage: vgl. ebd., S. 67–69. Nr. B40.
21 Überliefert ab 1430. Vgl. ebd., S. 1–3. Nr. B1.
22 Überliefert um 1433. Vgl. ebd., S. 398–401. Nr. B261.
23 Überliefert 1348. Vgl. ebd., S. 112f. Nr. B65.

‚Minneburg'[24], wo der verzweifelte Einsiedler sich selbst zunächst mit Willehalm, der um Vivianz, und dann mit Sigune, die um Tschionatulander trauert, vergleicht.

Eine eher blasse Einordnung unter den Schönsten am Artushof findet sich in Hermanns von Sachsenheim ‚Des Spiegels Abenteuer'[25], wo der an sich literaturkundige Verfasser Sigune neben Isolde platziert. Wesentlich differenzierter verfügt indes der Verfasser des ‚Minneturniers'[26] über die Figur (man hat auch hier mit guten Gründen an Hermann von Sachsenheim gedacht[27]). Den Kontext bildet die Rede der Frau Venus an den Ritter, dem sie in Minnefragen das Beispiel der Artusritter anempfiehlt. Neben Parzival, der eine regelrechte Ausbildung durchlaufen musste, führt sie Lancelot an, der für Ginover kämpfte, und vorzüglich Tschionatulander, der für seine Dame vorbehaltlos in den Heidenkampf zog. Im Folgenden exemplifiziert Frau Venus dann die ideale Minnebeziehung an Sigune und Tschionatulander, wobei insbesondere Sigunes unverbrüchliche Treue über den Tod des Geliebten hinaus ihre Würdigung erfährt.[28] Dieser ‚Lohn' des Minneritters und damit die Reziprozität des wolframschen Minneverhältnisses ist eigentlich ein darstellerischer Überhang, war doch zunächst vom idealen Minneritter die Rede – und wird dies auch im Folgenden so sein, wo zum Waffendienst der Gottesdienst hinzutritt. Anders formuliert: Die Exempelfigur für das, was gegenüber dem Minneritter der Minnerede zu exemplifizieren war, ist recht eigentlich Tschionatulander, während Sigunes Treue systematisch den Idealfall einer Konsequenz exemplifiziert.

Dem Gebrauch der Exempelfiguren Sigune und Tschionatulander im Rahmen des Argumentationsgangs im ‚Minneturnier' entspricht nun sehr genau der Gebrauch der beiden in Augustins von Hammerstetten ‚Hirsch mit dem goldenen Geweih'. Die Szene ist nur insofern verschoben, als nicht Frau Venus den Ritter belehrt, sondern der Ritter bereits belehrt ist und seine Absichten der Dame kundtut. Obwohl nämlich, wie ihm bewusst ist und wie er dann an Tschionatulander ausführt, *auch ettlich*

24 Überliefert Ende 14. Jh. Vgl. ebd., S. 896–912. Nr. B485.VD.
25 Vgl. ebd., S. 835–839. Nr. B465E/F.
26 Vgl. ebd., S. 711–714. Nr. B427C.
27 Vgl. Huschenbett 1987, hier die Argumente Sp. 597.
28 Vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 713.

ir plut vergosssen und ir vil leib und leben verloren hatten (Z. 397f.), sei er *gleich desselben gemůtes, willens undt fursatzes, daz er sein leib und leben und was er vermöchte in irem dinst und namen darstreken, darumb sterben oder aber ir gnad, dinst und willen erwerben* wolle (Z. 409–413). Sigunes breit ausgeführte Klage um den balsamierten Leichnam auf dem Baum dagegen ist, wie im ‚Minneturnier‘ – und vielleicht noch ein bisschen deutlicher –, argumentativ entbehrlich.

Bei der Blutstropfen-Szene kann ich mich kurz fassen. Auch sie kennt ihre Entsprechungen im Corpus der Minnereden. Die berühmteste, in der Forschung breit diskutierte Stelle findet sich im ‚Schleiertüchlein‘ Hermanns von Sachsenheim.[29] Hier findet der Dichter im Wald einen ohnmächtigen Jüngling, „der mit vieler Mühe ins Bewußtsein zurückgeholt werden muß“, und „sein Zustand veranlaßt den Dichter, ihn mit dem Parzival der Blutstropfenszene zu vergleichen“[30]. Bei Augustin von Hammerstetten ist die literarische Kompetenz, wie oben bereits an Tschionatulander ersichtlich, auf den Ritter selbst übergegangen, *der sein hertze und gemůte so gar* in sein Schicksal *versenket* (Z. 567f.) *als her Partzefalen beschah, do er dy drey plůtztröpfel in dem snee verröret sah, und gedaht, das seins hertzen trost frawe Gundwiramirs wie milh und plůte, also weren auch dy drew plůtztropfel in dem weissen schnee verwappent.* (Z. 567–573). In beiden Fällen besteht das Tertium comparationis in der partiellen geistigen Abwesenheit der Ritter, wobei die Ohnmacht sicher anders zu gewichten ist als die *wechseldanken* im ‚Hirsch‘. Andererseits integriert Hermann von Sachsenheim die Blutstropfen als ein Leitmotiv seiner Erzählung (Blutstropfen auf dem Schleiertüchlein), während sie im ‚Hirsch‘ gelehrte Reminiszenz bleiben – Reminiszenz freilich eines Protagonisten, der sich selbst über die arthurischen Exempelfiguren in seiner eigenen Textwelt besser zurechtfindet. Man hat das Gefühl, dieser Ritter agiere selbst als glückliches Exempel für die Handlungsrelevanz jenes mediävalen Exempel-Wissens im Kontext eines Minnediskurses, wie ihn vor allem die Minnereden an den spätmittelalterlichen Adel weiterreichen. Dass das vom Ritter aufgerufene Wissen an keiner Stelle

29 Vgl. ebd., S. 310–313 (B226); Glier 1971, S. 331; Huschenbett 1981, Sp. 1103; neuerdings auch: Bockmann 2012.

30 Glier 1971, S. 331.

über diesen Traditionszusammenhang hinausweist, sollte aber ebenso deutlich geworden sein wie die vielfachen Berührungen insbesondere mit den Werken Hermanns von Sachsenheim (auf die bereits Ingeborg Glier summarisch hingewiesen hat[31]).

4 Schlüsselroman

Für die frühe Einordnung des ‚Hirschen' als „eine Art Schlüsselroman"[32] war, wie eingangs festgestellt, die Widmung an den sächsischen Kurfürsten maßgeblich. Das 18. Jahrhundert ließ daran nie einen Zweifel aufkommen, und noch Ingeborg Glier erkannte im ‚Helden' im Anschluss an Erich Busse „mit sehr großer Wahrscheinlichkeit"[33] Friedrich den Weisen und in der Minnedame Amelie von Schwarzburg.[34] Das ist methodisch so nicht zu halten, da nicht klar ist, nie klar war und gar nicht klar sein kann, an welcher Stelle der hochgradig standardisierten Handlung des Textes – sofern man angesichts der vielen Dialoge und Monologe überhaupt noch von ‚Handlung' sprechen kann – das Kriterium der Dekodierbarkeit greifen soll. Es passiert ja vom Traumeingang an über den Hirschen und die Dame am Brunnen im Wald eigentlich nichts, was nicht auch aus einer anderen fiktiven Minnerede stammen könnte. Um größere Plausibilität für die These zu erzeugen, argumentierte Glier vom Rande einer entsprechenden Textgruppe her (darunter Maximilians ‚Theuerdank'), in der „Fürsten einen Teil ihrer Lebensgeschichte"[35] nachspielten. Damit gerät unter der Hand ein Stück „Lebensgeschichte" Friedrichs des Weisen ins Spiel: seine 1493 absolvierte Pilgerreise ins Heilige Land.[36] Diese Reise, die Friedrich mit einem Hofstaat von nahezu hundert Teilnehmern durchführte, begann in Torgau am 19. März und dauerte bis Ende September. Ab Venedig schlossen sich andere Pilger an,

31 Vgl. Glier 1971, S. 358. Ein weiterer Hinweis auf eine Parallele zur ‚Mörin' bei Strohschneider 1986, S. 216.

32 Blank 1978, Sp. 544.

33 Glier 1971, S. 358.

34 Vgl. Busse 1902, S. 35–41. Sehr dezidiert erklärt Müller 1982, Augustin habe die „Liebesaffäre" des Kurfürsten „allegorisch-romanhaft verkleidet" (S. 348, Anm. 31) bzw. „in einen allegorischen Ritterroman übersetzt" (S. 354, Anm. 20).

35 Glier 1971, S. 358.

36 Vgl. Huschenbett 1980.

so dass sich die Reisegruppe nahezu verdoppelte. In Jerusalem hielten sich die Pilger vom 27. Juni bis zum 2. Juli auf. Über die Reise informieren mehrere Dokumente, darunter das Rechnungsbuch des Rentmeisters Hans Hundt[37] und der Bericht eines anonymen Ritterbruders, den Georg Spalatin aufzeichnete.[38]

Wer diese Dokumente neben Augustins ‚Hirsch‘ legt, wird erwartungsgemäß enttäuscht. Insbesondere das, was als Movens für den Aufbruch genannt wird, differiert. Begab sich der Kurfürst als demütiger Christ auf eine Pilgerreise, absolviert der Ritter in Augustins ‚Hirsch‘ seine Reise *mit betrubtem gemůte* (Z. 537), und obwohl auch er in Venedig auf zahlreiche andere Pilger trifft, bleibt er doch im Folgenden allein. Gutes und schlechtes Reisewetter wechseln sich ab, auf frischen Wind folgen *die gar scharfen wynde und graussam ungewitter* (Z. 546f.) und eine obligatorische Magenschwäche. Solches Auf und Ab findet sich zwar auch im Reisebericht Spalatins, ist aber doch viel zu unspezifisch, als dass darin eine Reminiszenz an die kurfürstliche Reise gesehen werden sollte. Der Aufenthalt im Heiligen Land, von Spalatin auserzählt, findet im ‚Hirschen‘ gar nicht statt, und auch die Rückreise ist mit den Worten *frolich und gesund wider heym* (Z. 574f.) abgetan. Mit all dem kontrastiert die Erwähnung des veränderten Teints, der ausgeblichenen Haare und des langen Bartes des Ritters, die Augustin beim prompten Stelldichein mit der Dame als Ausweis der Fernreise benötigt. Kurz: Es ist aus der Pilgerreise Friedrichs von Sachsen für Augustins ‚Hirsch‘ nicht viel zu gewinnen, was über das Faktum einer Fernreise an sich hinausginge.

Eine solche Fernreise nun findet sich freilich auch in Hermanns von Sachsenheim ‚Schleiertüchlein‘; jenem Text also, der bereits die Blutstropfenepisode aufbereitet hatte. Die Reise umfasst bei Hermann über 800 Verse, wobei ihre Detailliertheit, ihre genaue Nennung von Orten, Zeiten und Personen viel Anlass zu autobiographischen Spekulationen gegeben hat.[39] Der Text ist aber auch insofern interessant, als er die Pilgerfahrt des Jünglings, der das blutige Schleiertuch seiner Dame mitführt, als eine höchst säkulare Minnefahrt entlarvt. Selbst am Heiligen Grab denkt der

37 Vgl. Röhricht/Meissner 1883, S. 37–100.
38 Vgl. Neudecker/Preller 1851, S. 76–91.
39 Vgl. Huschenbett 1981; Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 312.

junge Mann, der dort seinen Ritterschlag empfängt, nicht an den Opfertod Christi, sondern an das Blut seiner Minnedame. Wenn man so will, ist die Pilgerfahrt im ‚Schleiertüchlein' bereits als Minnedienst umgedeutet.

Dazu passt vielleicht ein kleines Detail aus dem Reiseverlauf. Auch bei Hermann lösen gutes und schlechtes Wetter einander ab. Dass auf den Sturm indes wieder Sonnenschein folgt, ist nur der Initiative des Jünglings zu verdanken, der in höchster Seenot das ominöse Schleiertüchlein in seiner *hailikait* (V. 914) anruft – und damit die Wogen glättet. Man kann, wenn man will, eine Reminiszenz hieran auch im ‚Hirschen' erkennen, insofern der Ritter auf seiner Meerfahrt das *tynntuch* seiner Dame hervorzieht und darüber in mancherlei Gedanken verfällt: zunächst an *ir englisch gestalt, leib und geperde* (Z. 554), dann an die Aussichtslosigkeit seines Unterfangens, das er jedoch sogleich in eine Probe umdeutet – und dabei, Für und Wider abwägend, sich seinen *wechseldanken* hingibt, gerade so wie Parzival, der *dy drey plůtztröpfel in dem snee verröret sah* (Z. 569). Dies alles geschieht bei Augustin zwar unmittelbar nach dem Unwetter, aber eben doch in so großer Nähe zu ihm, dass man in des Ritters *tynntuch*, verbunden mit seinem parzivalesken Sinnieren, durchaus noch einen fahlen Abglanz von Hermanns blutigem Schleiertüchlein erblicken kann. Augustin von Hammerstetten hätte demnach nicht nur die Pilgerreise als Minnedienst, sondern auch ein zentrales Motiv daraus dem ‚Schleiertüchlein' Hermanns von Sachsenheim entlehnt; einem Text, dem er auf vielfache Weise verpflichtet zu sein scheint. Man täte von daher gut daran, auch die Pilgerreise des sächsischen Kurfürsten nicht zum archimedischen Punkt der Schlüsseltext-Debatte zu erheben, selbst auf die Gefahr, dass man damit gar nichts mehr in Händen hält.

Dies ist nun allerdings kein schlagendes Argument wider die ‚Chiffrierer'. Es rückt indes den Text wieder etwas näher an andere Texte, vorrangig eben an Minnereden als die offenbar einschlägigen Referenztexte für Augustins ‚Hirschen'. Mit der Verschlüsselung dieser Texte als Dokumente adliger Liebschaften und ihrer Entschlüsselung durch voyeuristische Germanisten hat es so seine Bewandtnis. Otto Neudeck ist hier, was Hermanns von Sachsenheim ‚Grasmetze' und ihre Konzeption hin auf des ältlichen Verfassers erotische Phantasien angeht, wohl am weitesten gegangen. Er hat aber zugleich auf das „vielfach gebrochene[]

und doch so wohlkalkulierte[] Spiel mit der Referentialisierbarkeit“[40] einzelner Textelemente hingewiesen, das vor allem für ein primäres Rottenburger Hof-Publikum seinen Reiz gehabt haben dürfte. Es müsste freilich ein wirklich eingeweihtes Publikum gewesen sein, wenn es denn in der ‚Metze‘ die ‚Mechthild‘ erkennen und akzeptieren sollte: kein Spiel ganz ohne Risiko, wie in exklusiven Gemeinschaften wohl üblich.[41]

Viel weiter wird man bis zur Auffindung des ominösen *tynntuches* (oder wenigstens eines kurfürstlichen Liebesbriefes an die Schwarzburgerin) auch mit dem ‚Hirschen‘ des Torgauer Kanzlisten nicht kommen. Augustin von Hammerstetten hat der Tradition der Minnereden als Kenner entnommen, was sich einer Deutung im Sinne der kurfürstlichen Liebschaft nicht völlig sperrte. Dass sich Augustins Spur im Umfeld des Landesherren just 1497, im Jahr der Zueignung, schlagartig verliert, wird damit nicht zusammenhängen.[42] Vielleicht war sein auf diese Weise ‚offener Text‘ wenn nicht als Chronik, so doch als Surrogat einer unmöglichen Affäre lesbar: oder nicht mehr – aber auch nicht weniger – als eine sächsische Männerphantasie.

5 Literaturverzeichnis

Blank 1978: Walter Blank, Augustin von Hammerstetten [Art.]. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Hg. von Wolfgang Stammler und Karl Langosch. Bd. 1. Berlin u. a. 1978, Sp. 543–545.

Bockmann 2012: Jörn Bockmann, Symbol – Fetisch – Reliquie. Über die Zeichenhaftigkeit einer Liebesgabe in Hermanns von Sachsenheim Schleiertüchlein. In: Liebesgaben. Kommunikative, performative und poetologische Dimensionen in der Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Hg. von Margreth Egidi, Ludger Lieb, Mireille Schnyder und Moritz Wedell. (Philologische Studien und Quellen 240) Berlin 2012, S. 177–197.

40 Neudeck 1999, S. 206. Vgl. Neudeck 2006, S. 443f.
41 Vgl. Neudeck 1999, S. 207f.
42 Vgl. Blank 1978, Sp. 544.

Brandis 1968: Tilo Brandis, Mittelhochdeutsche, mittelniederdeutsche und mittelniederländische Minnereden. Verzeichnis der Handschriften und Drucke. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 25) München 1968.

Busse 1902: Erich Busse, Augustin von Hamersteten. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Litteratur im Ausgange des Mittelalters. Diss. Marburg 1902.

Fasbender 2010: Christoph Fasbender, Die ‚Jenaer Liederhandschrift' und ihr Umfeld im 16. Jahrhundert. Mit einem Rückblick auf das 15. Jahrhundert. In: Die ‚Jenaer Liederhandschrift'. Codex – Geschichte – Umfeld. Hg. von Jens Haustein und Franz Körndle, Berlin – New York 2010, S. 163–179.

Glier 1971: Ingeborg Glier, Artes amandi. Untersuchung zu Geschichte, Überlieferung und Typologie der deutschen Minnereden. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 34) München 1971.

Haustein 2006: Jens Haustein, Geblümte Rede als Konvention? In: Triviale Minne? Konventionalität und Trivialisierung in spätmittelalterlichen Minnereden. Hg. von Ludger Lieb und Otto Neudeck. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 40) Berlin – New York 2006, S. 45–54.

Huschenbett 1980: Dietrich Huschenbett, Friedrichs des Weisen Jerusalemfahrt [Art.]. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Hg. von Wolfgang Stammler und Karl Langosch. Bd. 2. Berlin u. a. 1980, Sp. 965f.

Huschenbett 1981: Dietrich Huschenbett, Hermann von Sachsenheim [Art.]. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Hg. von Wolfgang Stammler und Karl Langosch. Bd. 3. Berlin u. a. 1981, Sp. 1091–1106.

Huschenbett 1987: Dietrich Huschenbett, Das Minneturnier [Art.]. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon. Hg. von Wolfgang Stammler und Karl Langosch. Bd. 6. Berlin u. a. 1987, Sp. 596–598.

Klingner/Lieb 2013: Jacob Klingner/Ludger Lieb, Handbuch Minnereden. Mit Beiträgen von Iulia-Emilia Dorobanţu, Stefan Matter, Martin Muschick, Melitta Rheinheimer und Clara Strijbosch. 2 Bde. Berlin – Boston 2013.

Klingner 2008: Jacob Klingner, Gattungsinteresse und Familientradition. Zu einer wieder aufgefundenen Sammelhandschrift der Grafen von Zimmern (Lana XXIII D 33). In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 137 (2008), S. 204–228.

Müller 1982: Jan-Dirk Müller, Gedechtnus. Literatur und Hofgesellschaft um Maximilian I. (Forschungen zur Geschichte der Älteren deutschen Literatur 2) München 1982.

Neudeck 1999: Otto Neudeck, Erzählerische Selbstinszenierung zwischen Kultur und Natur. Zur immanenten Poetologie des Sexuellen in Hermanns von Sachsenheim ‚Grasmetze‘. In: Natur und Kultur in der deutschen Literatur des Mittelalters. Hg. von Alan Robertshaw und Gerhard Wolf. Tübingen 1999, S. 201–213.

Neudeck 2006: Otto Neudeck, Der ‚verkehrte‘ Text. Zum grotesken Überlieferungsstil des Schreibers Gabriel Sattler. In: Wolfram-Studien 19 (2006), S. 425–447.

Neudecker/Preller 1851: Christian Gotthold Neudecker/Ludwig Preller, Georg Spalatins historischer Nachlaß und Briefe. Hg. von Christian Gotthold Neudecker und Ludwig Preller. Bd. 1. Jena 1851 (Beilage 1), S. 76–91

Röhricht/Meissner 1883: Reinhold Röhricht/Heinrich Meissner, Hans Hundts Rechnungsbuch (1493–1494). In: Neues Archiv für sächsische Geschichte und Altertumskunde 4 (1883), S. 37–100.

Schirok 2011: Bernd Schirok, Wolfram und seine Werke im Mittelalter. In: Wolfram von Eschenbach. Ein Handbuch. Hg. von Joachim Heinzle. Bd. 1: Autor, Werk, Wirkung. Berlin – Boston 2011, S. 1–81.

Stammler 1962: Wolfgang Stammler, Der Philosoph als Liebhaber. In: Wort und Bild. Studien zu den Wechselbeziehungen zwischen Schrifttum und Bildkunst im Mittelalter. Hg. von Wolfgang Stammler. Berlin 1962, S. 12–44.

Strohschneider 1986: Peter Strohschneider, Ritterromantische Versepik im ausgehenden Mittelalter. Studien zu einer funktionsgeschichtlichen Textinterpretation der ‚Mörin' Hermanns von Sachsenheim sowie zu Ulrich Fuetrers ‚Persibein' und Maximilians I. ‚Teuerdank'. (Mikrokosmos 14) Frankfurt a. M. – New York 1986.

Worstbrock 2008: Franz Josef Worstbrock, Kitzscher, Johannes von [Art.]. In: Deutscher Humanismus 1480–1520. Verfasserlexikon. Hg. von Franz Josef Worstbrock. Bd. 1. Berlin – New York 2008, Sp. 1286–1297.

Tobias Bulang (Heidelberg)

Minnereden im Roman

Text-Kontext-Spannungen im ‚Frauendienst' Ulrichs von Liechtenstein[1]

1 Inserierte Minnereden und epischer Kontext

Texte in vierhebigen Reimpaarversen, welche weniger als 1000 Verse umfassen und deren Thema die innerweltliche Liebe zwischen den Geschlechtern ist, bilden den Hauptgegenstand des von Ludger Lieb und Jacob Klingner herausgegebenen ‚Handbuchs Minnereden'. Die Herausgeber haben freilich davon abgesehen solche Texte aufzunehmen, wenn sie in den Zusammenhang eines Romans integriert sind. Der Ausschluss solcher Passagen wird von den Herausgebern konstatiert, nicht aber begründet. Apodiktisch wird in der Reihe der Gattungsmerkmale gesetzt: „Als ‚Minnereden' werden nur Texte bezeichnet, die selbständig – also nicht nur als Textabschnitt oder inseriertes Element innerhalb eines größeren epischen Textes – überliefert sind".[2] Die selbstständige Überlieferung einzelner Reden in Sammlungskontexten erscheint im ‚Handbuch Minnereden' als exklusives Gattungsmerkmal. Damit scheiden einerseits Textpassagen wie Hartmanns Gespräch mit Frau Minne im ‚Iwein' oder die sogenannte Minnebußpredigt in Gottfrieds ‚Tristan' aus. Solche Passagen sind besonders dicht ins Syntagma der sie rahmenden Erzählungen verwoben und eine Isolierung der in Frage kommenden Verse wäre schon mit Blick auf die relevanten Textgrenzen schwer zu

1 Der Charakter des Vortrags wurde beibehalten, Einwände und Anregungen der Tagungsdiskussion eingearbeitet und die wichtigste Literatur ergänzt. Die aktuelle Forschungsdiskussion zu Ulrich von Liechtenstein ist aufgearbeitet bei Linden/Young 2010.

2 Klingner/Lieb 2013, Bd. 2, S. 4.

begründen. Andererseits aber werden nach der Definition im ‚Handbuch' auch inserierte Texte ausgeschlossen, d.h. Passagen, die deutlich als in sich abgeschlossene Blöcke in den Handlungsstrang eines Romans eingefügt wurden und mit ihm eine Beziehung eingehen, die sowohl intra- als auch intertextuelle Merkmale aufweist. Eine Isolierung der entsprechenden Verse scheint hier aufgrund deutlich markierter Textgrenzen problemlos möglich. Ich möchte im Folgenden am zweiten Büchlein des ‚Frauendienstes' von Ulrich von Liechtenstein zeigen, dass solcherart Text-Kontext-Beziehungen gekappt würden, die für die Sinnbildung des Textes wesentlich sind. Die Herausgeber des ‚Handbuchs' haben insofern gut daran getan, sich Probleme vom Leib zu halten, welche bereits für den Versuch einer Inhaltsparaphrase zu erwarten sind. Die Text-Kontext-Beziehungen solcher inserierter Minnereden jedoch machen ein Problem nur besonders sichtbar, welches auch die selbstständig überlieferten Minnereden betrifft: das ihrer pragmatischen Referenz, ihres Gebrauchs. Insofern kann man an inserierten Minnereden Fragestellungen entwickeln, die auch für eine künftige Minneredenforschung von Belang sein dürften. Meinen Analysen des zweiten Büchleins aus Ulrichs von Liechtenstein ‚Frauendienst' (3) stelle ich einige Überlegungen zur Episierung von Minnereden in Romanzusammenhängen voran (2), um zuletzt Hypothesen zur pragmatischen Funktion der Texte zu entwickeln (4).

2 Der epische Rahmen: Aktualisierung eines Textpotentials

Die Minnerede kann literaturgeschichtlich bis zu einem bestimmten Grad als Derivat aus Reflexions- und Präsentationsweisen des Minnesangs verstanden werden.[3] Mit dem Minnesang teilt die Minnerede eine Uneindeutigkeit der textkonstitutiven Instanzen, welche wahrnehmbar wird, wenn man sich die betreffenden Texte im Vollzug von Aufführungen oder Lektüren vorstellt. Für den Minnesang ist aufgrund der Performanzdebatte diesbezüglich ein Problembewusstsein entwickelt worden, welches – wie ich zeigen möchte – für die Minnerede zumindest ein Stück weit nachzuholen ist. Im Minnesang bzw. in Minnereden artikuliert sich ein begehrendes und reflektierendes Ich, die Rede ist von einer Dame.

3 Vgl. ebd., S. 2.

Mitunter spielen auch Dritte eine Rolle, z. B. Minnefeinde oder aber auch allegorische Verkörperungen. Diese zu dem Ich hinzukommenden Instanzen können besprochen oder aber auch adressiert werden. Wenn diese Texte in Aufführungen oder Lektüren umgesetzt werden, vollzieht sich eine Verdoppelung dieser Instanzen: Ein Ich setzt sich zu dem Text-Ich in Beziehung im Modus der Identifikation oder der Rollendistanz. Eine solche Relationierung findet dort statt, wo ein Vortragender den Text präsentiert oder wo ein Lesender ihn auf sich bezieht. Und dieser Verdoppelung entspricht eine Verdoppelung auch weiterer Instanzen: Die Dame des Textes, meist Inbegriff aller Tugenden, kann auf eine reale Person bezogen werden, die in einer angenommenen konkreten Aufführung vor Publikum anwesend sein kann aber nicht muss. Fragen, die sich bei einer angenommenen Aufführung stellen, stellen sich auch für den Fall eines Vorlesens vor Publikum oder einer privaten Lektüre: Wie verhält sich das empirische, das lesende Ich zu seinem Textdoppel, wie die Dame des Textes zur Person auf die sie situativ oder imaginär referenzialisiert wird? Konspirieren die Minnefeinde mit dem Publikum? Selbständig überliefert und in Sammlungen vereint enthalten die Texte solche konkretisierenden Kontextualisierungen als Potential, das sich im Vollzug von Aufführung oder Lektüre entfaltet.[4] Werden solche Texte allerdings in Romanhandlungen inseriert, dann werden diese Kontextualisierungsoptionen episch realisiert. Die Doppelgänger der textinternen Instanzen treten ihnen in den literarischen Inszenierungen zur Seite, wodurch sich komplexe Spiele der Bezugnahme zwischen Text und Kontext entfalten können.

Ulrichs von Liechtenstein ‚Frauendienst' ist in der Forschung als Roman betrachtet worden, der um das lyrische Werk des Autors – welches auch in der Korpusüberlieferung des Codex Manesse ohne narrativen Rahmen überliefert ist[5] – angelegt worden sei.[6] Aber auch darüber hinaus ist Ulrichs ‚Frauendienst' als *compositum mixtum* aufzufassen, da nicht

4 Vgl. Tervooren 1996 sowie die weiteren Beiträge zum Thema in dem Band Müller 1996, S. 3–137.

5 Cod. Pal. Germ. 848, Bl. 237r–247r. Vgl. die Ausführungen hierzu bei Wolf 2012, S. 497–503. Eine Gesamtinterpretation von Ulrichs lyrischem Werk findet sich zuletzt bei Braun 2010.

6 Vgl. Peters 1971; McFarland 1972; Glier 1977, S. 303 („Roman zum eigenen literarischen Werk").

nur Lieder sondern auch drei so genannte Büchel sowie ein Prosabrief in die Handlung eingelassen sind.[7] Ob es sich bei Ulrichs von Liechtenstein ‚Büchlein' aber auch beim sogenannten selbständig überlieferten ‚Frauenbuch' um Minnereden handelt, ist in der Forschung umstritten.[8] Dennoch denke ich, dass die an diesem Text zu beobachtenden Probleme der Beziehung von Inserat und epischem Kontext verallgemeinerbar sind. Ich wende meine Aufmerksamkeit nun dem zweiten Büchlein zu und möchte in einem ersten Schritt den Inhalt unabhängig vom epischen Kontext vorstellen, sozusagen also den Eintrag im Repertorium bieten, der dort stehen könnte, hätten die Herausgeber den vorliegenden Fall nicht ausgeschlossen. In einem zweiten Schritt möchte ich zeigen, wie sich dieser vorläufige Text ändert, wenn man die Inszenierung seines Kontextes im Roman berücksichtigt.

3 Ulrichs zweites Büchlein im Kontext: Medienwitz, Adressierungsspiele und performative Psychotechnik

Der im Roman mit *Daz ist ein büechlîn, daz ander* überschriebene Text ist 393 Verse lang und enthält den Dialog eines Minnenden mit Frau Minne.[9] Der Liebenden klagt die Minne an, sie ignoriere ihn und unterlasse *rat und helfe*, berücke ihn aber gleichzeitig mit Herzeleid. Damit mache sie ihrem Namen keine Ehre, denn der Minnende war ihr immer dienstbar, sie ließ ihm keinen Lohn zukommen und habe es an Beständigkeit fehlen lassen (V. 1–27). Nach solchen abstrakten Vorwürfen wird es konkreter: Der Liebende hat zu einem früheren Zeitpunkt einen Boten an den Hof

7 Deshalb ist die Forschung zum Text durchgehend von einer Gattungsdiskussion geprägt, welche bei Egidi 2013, S. 254f., Anm. 5 zusammengefasst wird. Dass Lyrik und Epik verschiedene Modi der Distanz implizieren, die bei Ulrich in Konkurrenz zueinander treten, zeigt Bleumer 2013, S. 184–192.

8 Das ‚Frauenbuch' Ulrichs von Liechtenstein ist im ‚Handbuch Minnereden' verzeichnet (B402a). Die Nummerierung der Minnereden folgt dem ‚Handbuch Minnereden': Klingner/Lieb 2013. Nummern, die mit B beginnen, sind identisch mit den von Tilo Brandis vergebenen Nummern; Nummern, die mit Z beginnen, sind Zusatznummern für Minnereden, die im ‚Handbuch Minnereden' erstmals verzeichnet wurden. Vgl. Klingner/Lieb 2012, S. 646–650. Die Gattungsdiskussion zu den Büchlein im ‚Frauendienst' und zum ‚Frauenbuch' fasst Philipowski 2010 zusammen.

9 Bechstein 1888, S. 159–172.

seiner Herrin gesandt und die Frau Minne um Geleit und Unterstützung gebeten. Unterwegs habe sie aber den Boten verlassen. Deshalb sei dieser gescheitert: Er sei verachtet und verspottet worden und seit seiner Rückkehr nicht einmal in der Lage über das Geschehene zu berichten – nur seinen Gebärden sehe man den erlittenen Schmerz an und seinem festen Beharren darauf, unter keinen Umständen jemals wieder an den Hof der Dame zurückzukehren (V. 28–75). Der Bote habe freilich eine Nachricht der Dame zurückgebracht, die den Liebenden verstört. Der Liebende bezweifelt die Dienstzurückweisung, eine vollkomme Dame würde dergleichen nicht äußern. Auch die Minne dürfe ihm nicht raten, vom Dienst abzulassen, denn dann würde er ihr nicht mehr folgen. Der Liebende sei nahe daran gewesen, den Boten für diese Botschaft zu verbrennen, nur der Tatbestand, dass dieser von der Hand der Dame berührt worden sei, habe ihn zur Schonung veranlasst. Das sei der Dame zu Ehren geschehen. Sie kann von ihm verlangen, was sie wolle – leider nur verlange sie seine Treue und seinen Dienst eben nicht. Die Dame Minne wird in dieser aussichtslosen Situation der scheiternden Botenkommunikation und der Dienstverweigerung durch die Dame erneut um Rat gefragt (V. 75–136). Die Minne rät, im ritterlichen Dienst beständig fortzufahren, um die Auserwählte so zu gewinnen. Die Angelegenheit mit dem Boten jedoch solle man nicht zu sehr beklagen, wegen eines Feiglings solle man sich nicht bekümmern. Es gibt mindestens 30 solcher Boten im Land, jeden von ihnen könne man ohne Sorge durch tausend Länder senden. Er solle einen Boten senden, der niemals gelogen habe und niemals lügen werde; und dieser solle die Botschaft ohne Schmeichelei und Lüge überbringen, ohne Betrug an der Geliebten mit Worten (V. 137–211). Empört fällt das Ich der Minne ins Wort: Von Betrügen könne keine Rede sein, er sei in seinem Begehren und Sehnen absolut authentisch, nach dem Trost der Dame verlange ihn so wie verwaiste Kinder nach Trost weinen. Würde die Dame das Ausmaß seiner Trostlosigkeit erfassen, hätte sie ihn bereits erhört. Es folgen weitere Authentizitätsbeteuerungen den beständigen Dienst betreffend und die Ankündigung, er werde seiner Dame jetzt einen Finger aus seiner Hand senden, der im Dienst an ihr gestorben sei. Der Finger, der ihr immer treu gedient habe, soll ein Wahrzeichen der Treue sein. Daraufhin bittet er die Minne, sein Bote zu sein, und ihm das Herz der Dame zu öffnen, damit er sich zu den darin wohnenden Tugenden

gesellen kann. – In ihrer Replik sagt die Minne diesen Botendienst zu, verbunden mit der hyperbolischen Behauptung, die Tugenden im Herzen der Dame seien unzählbar (V. 341–375). – Euphorisch dankt der Liebende der Dame Minne und verspricht beständigen ritterlichen Dienst an Frau Minne. Oft soll man ihn rostfarben im Turnier sehen. Er sei geboren, um Frau Minne zu dienen (V. 376–393).

Nimmt man für einen Moment selbständige Überlieferung des Textes an,[10] fände man eine Reihe bekannter stereotyper Elemente (Gerichtsrede mit Frau Minne, Wohnen im Herzen, Dienstbeteuerung, Frauenpreis), doch einige Dinge müssten als unkonventionell und auch ein wenig rätselhaft gelten: Eine Vernichtungsfantasie, die dem Boten gilt, findet man selten. Und wie ist es zu verstehen, dass der Mann seiner Dame einen Finger schicken möchte, welcher im Dienst an ihr gestorben sei?

Sowohl die stereotypen Elemente als auch die zunächst überraschenden erhalten durch den epischen Kontext zusätzliche Sinndimensionen.[11] Eine Konkretisierung erlangt der inserierte Text dadurch, dass er als Inhalt eines kleinen Buchs im Text inszeniert wird, welches der Dame durch einen Boten zugebracht wird. Es ist mit zwei handförmigen Buchschließen ausgestattet, deren eine in der Tat einen Finger des Ritters Ulrich von Liechtenstein enthält,[12] den dieser sich zunächst in einem Turnier verletzt und in der Annahme, der Finger sei verloren, als Opfer im Liebesdienst seiner Frau deklariert hatte. Davon hatte die Dame gehört, ebenso aber erfahren, dass der Finger nach dieser vollmundigen Verkündigung durch einen geschickten Arzt doch geheilt werden konnte. Deshalb hatte die Dame daraufhin Ulrich der Lüge bezichtigt. Um diesen Vorwurf aus der Welt zu schaffen, lässt sich Ulrich den Finger schließlich abhacken.[13] Als

10 Dass dies prinzipiell möglich ist, legt Jürgen Wolfs Formulierung von der denkbaren „Realexistenz solcher kleiner Minnebüchlein“ nahe, sowie sein Fazit, dass ‚Frauendienst‘ und ‚Frauenbuch‘ „durchaus als Spiegel der Schriftwirklichkeit im 3. Viertel des 13. Jahrhunderts“ gelten dürfen; Wolf 2012, S. 513–514.

11 Als narrative Konkretisierung von Minnesangtopoi ist Ulrichs Roman eindrücklich gewürdigt worden bei Peters 1971; vgl. auch Hübner 2008, S. 84–99.

12 Wie man sich dies technisch genau vorstellen soll, ist nicht ganz deutlich; vgl. dazu die handfesten Überlegungen bei Bechstein 1888, S. 157f., Anm. zu 445,1f.

13 Vgl. Bechstein 1888, S. 121–127, 155–159; vgl. auch das Kapitel „Büchleinbote und Fingeramputation. Fingierte und konkrete Körperlichkeit“ bei Linden 2004, S. 70–74 (mit weiterer Literatur).

profane Reliquie soll der Finger nun die Wahrheit seiner Rede sowie die Authentizität seines Dienstes beglaubigen. Auch die seltsam misslungene Botenkommunikation und die Aggressionsfantasie Ulrichs wird durch den Kontext deutlich: Der Bote nämlich war das erste Büchlein, welches Ulrich seiner Dame schickte und in diesem Büchlein erfolgt ebenfalls ein Dialog, nämlich jener zwischen Ulrich und dem Buch selbst, welches als Bote personifiziert wird. Während der Bote, also das Buch befürchtete, am Hofe der Frau verlacht zu werden und vielleicht sogar verbrannt, imaginierte Ulrich verzückt die Hände der Dame am Buch als persönliche Berührung. Das erste Büchlein erzeugt Komik und Rabulistik durch ein metaphorisches Ineinanderspielen schriftlicher und mündlicher Kommunikationsweisen.[14] Die Dame hatte eine eindeutige Zurückweisung des Dienstes in das Buch notiert. Und dies ist die Botschaft, die Ulrich fast veranlasst habe, seinen stummen Boten, das Buch, zu verbrennen. Nur weil die Dame das Buch berührt habe, wird es dem Liebenden zum Fetischobjekt, weshalb er es verschont. Dass dieses Buch im zweiten Büchlein nicht mehr sprechen kann und nur durch Gebärden kundgibt, nicht mehr an den Hof der Dame zurückkehren zu wollen, stellt vor dem Hintergrund des Kontextes eine doppelte Katachrese dar. Kulturgeschichtlich betrachtet trägt ein solches Changieren zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit der semi-oralen Kultur des Mittelalters Rechnung. In der konkreten Umsetzung handelt es sich um ein literarisches Vexierspiel mit komischen Effekten, um einen Medienwitz also, der im ersten *büechel* entfaltet und im zweiten zitiert wird.

Aber auch weitere Modifizierungen sind zu verzeichnen. Zunächst bekommen sowohl das werbende Ich als auch die zurückweisende Dame durch den epischen Kontext eine Geschichte, auf welche die Textinstanzen des Büchleins bezogen werden können. Dabei aber bleibt es nicht: Im Buch, das sich an eine Dame richtet, wird das Personalpronomen ‚Du', mit welchem Ulrich Frau Minne anspricht, in den Sog einer spannungsreichen Doppeladressierung gezogen:

Owê Minne, wâ ist dîn rât?
wie rehte nâhen ez mir gât,

14 Vgl. zum ersten Büchlein Kellermann/Young 2003; Schmid 2009; Egidi 2013, S. 255–265.

daz du mir sô lange vrist
vremde und alsô verre bist
mit trœstlîcher lêre
und doch mit herzen sêre
mir alsô rehte nâhen lîst
und mir niht wan kumber gîst![15]

Natürlich, von der Minne wird Lehre, Rat und Unterweisung in ausweglo-ser Situation verlangt. Der Vorwurf an die Minne, sie schände ihren Namen, da sie dem Liebenden ihre lieblose Seite zuwende, etabliert ein Vexierbild, indem die Minne für die Dame einsteht. Dies wird besonders manifest, wenn das Ich der Minne schließlich vorwirft, sie entziehe ihm trotz beständigem Dienst den Lohn, sie bevorzuge andere Männer, würde gar einen Heiden besser behandeln als ihn, den treuen Diener. Hier werden Minne und Dame ununterscheidbar. Einer selbständig überlieferten Minnerede könnte man eine potentielle Vielfachadressierbarkeit nur hypothetisch zuschreiben. Durch Ulrichs performative und mediale Inszenierung wird dies beobachtbar. Das Vexieren der Adressierung erlaubt es, an die Adresse der Dame Bezichtigungen auszusprechen und diese gleichzeitig zu annullieren, indem sie als Soliloquium des Sängers vorgeführt werden, das sich in einem Gespräch mit der Allegorie der Minne entfaltet. Es begegnet in diesem Text aber auch die alternative Option: Von der Dame ausgehende Kontingenzerfahrungen können umgebucht werden auf die Frau Minne. Auch durch Bezichtigung des Boten ist eine Aggressionsabfuhr des wütenden Ichs möglich,[16] wodurch die Dame entlastet wird. Sie hatte mit deutlichen Worten Ulrichs Dienst zurückgewiesen.[17] Diese Kontingenzerfahrung wird umgebucht auf den Rat der Minne, vom Dienst abzulassen:

wie sold ich armer denne leben?
wolt ir mir solhen rât geben,
herzen meisterinne?

15 Bechstein 1888, S. 159 (V. 1–8).

16 Diese Technik begegnet bereits im ersten Büchlein, vgl. dazu Linden 2004, S. 71.

17 Der Eintrag der Dame ins Büchlein lautete wie folgt: *Ez sprichet manic man,* | *des in sîn herze niht gelêren kan,* | *wan als er von fremdem dinge* | *gert ze gewinnen sinne.* | *swer muotet, des er niht ensol,* | *der hât im selb versaget wol.* | *swer muotet, des er niht ensol* | *der hât im selb versaget wol.* Bechstein 1888, S. 68f.

ich mein iuch, vrow Minne.
des getrûwe ich iwern gnâden niht,
daz ir der werden zuoversiht,
die ich gein mîner vrowen hân
mich immer heizet abegestân.
wan des volg ich iwerre lêre
noch iwerm râte niht mêre
danne einem sêre tobenden man,
der rât und sinne nie gewan […].[18]

Der Vers *ich meine iuch vrow minne* spielt in der scheinbaren Vereindeutigung des Adressatenbezugs ironisch mit der Doppeladressierung. In der aggressiven Zurückweisung des Rates, von der Liebe zu lassen, wird die Dienstzurückweisung der Dame auf die Minnedidaxe umgebucht, zugleich bleibt der Vorwurf an die Dame wahrnehmbar. Ohne die narrative und mediale Inszenierung und Kontextualisierung wäre zwar auch die Entlastung der Dame und die Unruhe, die vom Minneparadox ausgeht, lesbar, nicht jedoch die Möglichkeit einer indirekten Adressierung der Dame.

Zu den Ambivalenzen der Medialität und der Adressierung kommt weiterhin jene der psychotechnischen Inszenierung hinzu. Ulrichs Minnerede führt, betrachtet man sie als in sich geschlossenen Text, einen affektpsychologischen Prozess aus, welcher von der Dysphorie des Liebenden (Bezichtigung der Minne, Klage, Aggressionsschübe) zur Euphorie reicht (Zuversicht, Hoffnung, unbedingte Dienstbegeisterung). Der Text erscheint so als eine Form der Psychotechnik: Mittels eines effizienten Selbstgesprächs werden durch ein Subjekt Kontingenzerfahrungen positiviert, unabhängig von den äußerlichen Rahmenbedingungen, die nach wie vor für eine Dienstannahme seitens der Dame ungünstig sind. Das Paradox dieser Psychotechnik besteht darin, dass sich der Mann gegen die Kontingenzerfahrung, welche die Dame für ihn darstellt, durch Insistieren auf der *vreude* immunisiert und zugleich für den Bestand dieser Freude von der Dame abhängig bleibt. Dieses Immunisierungsmodell wird am Beispiel der Minne entwickelt und im ‚Frauendienst' als Weise der Kontingenzbewältigung im Bereich von Politik und

18 Bechstein 1888, S. 162f. (V. 94–105).

Geschichte anempfohlen. Der ‚Frauendienst' entfaltet solcherart eine Ich-Performanz als Lehrstück darüber, wie man sich gegen die von der Dame ausgehenden Kontingenzerfahrungen vollständig unabhängig macht und stabile höfische Freude aus Minnesang gewinnt. Dies wird auch als Modell für den Umgang mit Kontingenzen der Politik und Geschichte empfohlen und bewährt sich im Text in Ulrichs Wahrung der *vreude* auch unter den Bedingungen des Interregnums, ja der Gefangenschaft. Klaus Grubmüller hat unter dem eingängigen Titel ‚Minne als Geschichtserfahrung' auf diese Parallele in Ulrichs ‚Frauendienst' aufmerksam gemacht. Vorgeführt wird ein Zustand gehobener Beratungsresistenz und der psychotechnische Weg dahin.[19] Auch hierbei kommen durch die Medialisierung und die Inszenierung der Kommunikationspragmatik neue Dimensionen hinzu. Diese Psychotechnik wird nämlich nicht nur uns als Lesern, sondern eben auch der adressierten Minnedame vorgeführt. Sie entfaltet sich somit als Performance mit persuasiver Funktion: Die Positivierung von Kontingenzerfahrungen vollzieht sich vor den lesenden Augen der Dame, sie steht so ein für die unbeirrbare Beständigkeit Ulrichs im Dienst und bezeugt damit die größtmögliche Authentizität seiner Bekenntnisse. In ihrer inszenierten Adressatenbezogenheit erscheint die Psychotechnik weniger als Ausweis der Virtuosität des Verfassers für ein Publikum als vielmehr als Werbungsstrategie, welche auf die Gunstgewährung zielt und mithin als virtuoser Manipulationsversuch.

Ich versuche meine Beobachtungen zu Ulrich zusammenzufassen. Wir haben es mit einer inserierten Minnerede zu tun, die in den Erzählfluss eines Romans eingelassen, aber zugleich deutlich als distinktes Geschehen markiert ist: durch Tempuswechsel (vom epischen Präteritum in eine Gegenwart der Reflexion), durch paratextuelle Marker (Überschrift) durch die inszenierte Medialität (es handelt sich um ein Buch, also um ein Objekt, welches in der Erzählung zirkuliert). Dies macht den Roman für diese Minnerede zugleich zum Intratext und zum Intertext, ein Tatbestand, dem Ulrich nicht unbedeutend Komik abgewinnen kann. Dadurch aber ergibt sich eine durchgehende Mehrfachadressierung der Rede, eine gesteigerte Proliferation medialer Selbstbezüglichkeit und eine zusätzliche performative Dimension des Textes selbst. Und all diese

19 Vgl. Grubmüller 1985.

Aspekte verändern den Text inhaltlich, sie bleiben seiner Semantik nicht äußerlich. Eine Aufnahme des Textes in das Repertorium der Minnereden stünde deshalb vor einem gewichtigen Darstellungsproblem. Stereotype Elemente des Minnediskurses offenbaren sich durch die Rahmung und Kontextualisierung als Material für ein sehr anspruchsvolles und originelles Spiel mit dem Minnediskurs und seinen Textsorten.

4 Konventionalität der Liebessprache und Exklusivität des Begehrens

Man kann den ‚Frauendienst' als Experiment mit der Stereotypie des höfischen Minnediskurses betrachten, als Reihe glänzender Etüden, welche im Entwurf von narrativen Kontexten der Konvention überraschende Vieldeutigkeit abgewinnen.[20] Mit Blick auf die selbstständig überlieferten Minnereden, die ja oftmals durch die Stereotypie ihrer Elemente auffallen, stellt sich die Frage nach ihrem Gebrauch und ihrer Funktion. Als Bestandteil eines auch praktisch relevanten Minnediskurses hat ihre Stereotypie und Konventionalität Modellcharakter. Die individuelle Imitation der Modelle bietet über weite Strecken empirischen Begehrensmanagements sicherlich Entlastungen für Kontingenzsituationen. Man sollte aber nicht ausschließen, dass diese konventionellen Elemente überaus ungewöhnliche Umsetzungen, Adressierungen und Ironisierungen erfahren konnten. Bei der Benutzung einer etablierten Sprache der Liebe ist das Individuum auf beides angewiesen: Konventionalität und Verlässlichkeit im Allgemeinen sowie Flexibilität und Originalität in der konkreten Situation. Niklas Luhmann hat in der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit gegenüber zarten Gemütern Liebe als symbolisch generalisiertes Kommunikationsmedium bezeichnet:

> In diesem Sinne ist das Medium Liebe selbst kein Gefühl, sondern ein Kommunikationscode, nach dessen Regeln man Gefühle ausdrücken, bilden, simulieren, anderen unterstellen, leugnen und sich mit all dem auf die Konse-

20 Inwiefern diese Inszenierungen als Auskünfte über reale Aufführungspraktiken belastbar sind, wurde immer wieder diskutiert; vgl. z. B. Schilling 1996.

> quenzen einstellen kann, die es hat, wenn entsprechende Kommunikation realisiert wird.[21]

Die Sprache der Liebe ist so betrachtet nicht Ausdruck des Individuums, sondern seine Partizipation am Code. Liebe als der individuell einzuübende Code ist die Voraussetzung für erfolgreiche Kommunikation und Balz. Bereits im Minnesang um 1200 jedoch wird immer wieder die Insuffizienz des Codes problematisiert.[22] Bei Heinrich von Morungen heißt es, dass auch ein Sittich oder Papagei *Minne* sagen könnte, wenn sie das Wort nur oft genug gehört hätten.[23] Den Beteuerungen der Ergebenheit des Liebenden steht im Minnesang oft die Behauptung der Dame gegenüber, dass es sich dabei um Lügen handle. Solche Vorwürfe werden vom Sänger mit immer neuen Betonungen der Authentizität repliziert. Das Paradox, einen konventionalisierten Code zum Zwecke des Ausdrucks exklusiven Begehrens nutzen zu müssen, stellt nicht erst ein Problem moderner Individuen dar. Diesem Paradox kann man nur entgehen, indem man Wege findet, den Code im Zuge seiner Benutzung gleichzeitig zu unterlaufen.[24] Und dies ist in ganz besonderem Maße Movens literarischer Innovationen, welche die inhärenten Möglichkeiten einer konventionalisierten Sprache der Liebe entfalten.[25] Episierte Minnereden bieten vielleicht zu erwägende Modellvorschläge für Auswege aus diesem Paradox.

21 Luhmann 1994, S. 23.

22 Strohschneider spricht vom Ausdrucksdilemma des Sängers, der einerseits im Modus der Als-ob-Referenz Minnesang als Minnewerbung vor Publikum betreibt, andererseits das aktuelle Lied für sich als Affektausdruck reklamiert, vgl. Strohschneider 1996, S. 17. Zu Ulrichs Ausdrucksdilemma und zum Lügenvorwurf der Dame vgl. Linden 2004, S. 56–65.

23 Vgl. Pfeiffer 1999.

24 Ein Beispiel für das vorbildliche Gelingen dieses Doppelspiels aus der Filmgeschichte sei angeführt: In Mark Hermans Film *Brassed off* (1996) stehen sich Gloria (Terra Fitzgerald) und Andy (Ewan McGregor) nach einem gemeinsam verbrachten Abend im Quartier vor Glorias Haustür gegenüber. Gloria fragt: „Do you want to come up for coffee " – Andy: „I don't drink coffee." – Gloria: „I haven't got any."

25 „Das Dilemma zwingt den Sprechenden, ständig nach neuen Varianten des Ausdrucks zu suchen, da die alten sich mit der Zeit abnutzen und zu Floskeln erstarren, was sie für das spezielle Kommunikationsziel unbrauchbar macht" Linden 2004, S. 57. Vgl. dazu auch mit Blick auf Ulrichs Variation des Topos vom Wohnen im Herzen Bulang 2007; zu Ulrichs Variationskunst in seiner Lyrik Braun 2010.

5 Literaturverzeichnis

Bechstein 1888: Ulrich's von Liechtenstein Frauendienst. Hg. von Reinhold Bechstein. 2 Bde. (Deutsche Dichtungen des Mittelalters 6–7) Leipzig 1888.

Bleumer 2013: Hartmut Bleumer, Minnesang als Lyrik? Desiderate der Unmittelbarkeit bei Heinrich von Morungen, Ulrich von Liechtenstein und Johannes Hadlaub. In: Wolfram-Studien XXI (2013), S. 165–201.

Braun 2010: Manuel Braun, Typus und Variation im Minnesang des 13. Jahrhunderts. In: Linden/Young 2010, S. 398–441.

Bulang 2007: Tobias Bulang, Zur Exponierung von Imagination in Ulrichs von Liechtenstein ‚Frauendienst'. In: Imagination und Deixis. Studien zur Wahrnehmung im Mittelalter. Hg. von Kathryn Starkey und Horst Wenzel. Stuttgart 2007, S. 65–84.

Egidi 2013: Margreth Egidi, Pluralisierung des Ich bei Burkhard von Hohenfels und Ulrich von Lichtenstein. In: Wolfram-Studien XXI (2013), S. 251–265.

Glier 1971: Ingeborg Glier, Artes amandi. Untersuchung zur Geschichte, Überlieferung und Typologie deutscher Minnereden. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters) München 1971.

Glier 1977: Ingeborg Glier, Diener zweier Herrinen. Zu Ulrichs von Liechtenstein ‚Frauendienst'. In: The Epic in Medieval Society. Aesthetic and Moral Values. Hg. von Harald Scholler. Tübingen 1977, S. 290–306.

Grubmüller 1985: Klaus Grubmüller, Minne und Geschichtserfahrung. Zum ‚Frauendienst' Ulrichs von Liechtenstein. In: Geschichtsbewußtsein in der deutschen Literatur des Mittelalters. Tübinger Colloquium 1983. Hg. von Christoph Gerhard, Nigel F. Palmer und Burghart Wachinger. Tübingen 1985, S. 37–51.

Händl 1987: Claudia Händl, Rollen und pragmatische Einbindung. Analysen zur Wandlung des Minnesangs nach Walther von der Vogelweide. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 467) Göppingen 1987.

Hübner 1996: Gert Hübner, Frauenpreis. Studien zur Funktion der laudativen Rede in der mittelhochdeutschen Minnekanzone. 2 Bde. (Saecula spiritalia 34/35) Baden-Baden 1996.

Hübner 2008: Gert Hübner, Minnesang im 13. Jahrhundert. Eine Einführung. Tübingen 2008.

Kellermann 2010: Karina Kellermann, Ulrichs von Liechtenstein *Frauendienst* als mediales Labor. In: Linden/Young 2010, S. 207–260.

Kellermann/Young 2003: Karina Kellermann/Christopher Young, You've Got Mail! Briefe, Büchlein, Boten im ‚Frauendienst' Ulrichs von Liechtenstein. In: Eine Epoche im Umbruch. Volkssprachliche Literalität 1200–1300. Cambridger Symposium 2001. Hg. von Christa Bertelsmeier-Kierst und Christopher Young unter Mitarbeit von Bettina Bildhauer. Tübingen 2003, S. 317–344.

Kiening 2003: Christian Kiening, Körperteile und Autorinszenierungen. In: Christian Kiening, Texte zwischen Körper und Schrift. Texte vor dem Zeitalter der Literatur. Frankfurt a. M. 2003, S. 199–222.

Klingner/Lieb 2013: Jacob Klingner/Ludger Lieb, Handbuch Minnereden. Mit Beiträgen von Iulia-Emilia Dorobanţu, Stefan Matter, Martin Muschick, Melitta Rheinheimer und Clara Strijbosch. 2 Bde. Berlin – Boston 2013.

Linden/Young 2010: Ulrich von Liechtenstein. Leben – Zeit – Werk – Forschung. Hg. von Sandra Linden und Christopher Young. Berlin – New York 2010.

Linden 2004: Sandra Linden, Kundschafter der Kommunikation. Modelle höfischer Kommunikation im ‚Frauendienst' Ulrichs von Liechtenstein. (Bibliotheca Germanica 49) Tübingen – Basel 2004.

Luhmann 1994: Niklas Luhmann, Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt a. M. 1994.

McFarland 1972: Timothy McFarland, Ulrich von Liechtenstein and the Autobiographical Narrative Form. In: Probleme mittelhochdeutscher Erzählformen. Marbacher Colloquium 1969. Hg. von Peter F. Ganz und Werner Schröder. (Publications ofthe Institute of Germanic Studies 13) Berlin 1972, S. 178–196.

Müller 1984: Jan-Dirk Müller, Lachen – Spiel – Fiktion. Zum Verhältnis von literarischem Diskurs und historischer Realität im ‚Frauendienst' Ulrichs von Liechtenstein. In: Deutsche Vierteljahrsschrift 58 (1984), S. 38–73.

Müller 1996: ‚Aufführung' und ‚Schrift' in Mittelalter und Früher Neuzeit. Hg. von Jan-Dirk Müller. (Germanistische Symposien. Berichtsbände 17) Stuttgart – Weimar 1996.

Peters 1971: Ursula Peters, Frauendienst. Untersuchung zu Ulrich von Liechtenstein und zum Wirklichkeitsgehalt der Minnedichtung. (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 46) Göppingen 1971.

Pfeiffer 1999: Jens Pfeiffer, Die Gewalt der Sprache und die Ohnmacht der Poesie. Zu Heinrichs von Morungen *Ich bin iemer der ander, nicht der eine* (MF 131,25). In: Mittelalterliche Lyrik. Probleme der Poetik. Hg. von Thomas Cramer und Ingrid Kasten. (Philologische Studien und Quellen 154) Berlin 1999, S. 122–138.

Philipowski 2010: Katharina Philipowski, Erzähler und Erzählform in Ulrichs von Liechtenstein *Frauenbuch* oder: Ist das *Frauenbuch* eine Minnerede? In: Linden/Young 2010, S. 442–463.

Ruben 1969: Jürgen Ruben, Zur gemischten Form im ‚Frauendienst' Ulrichs von Liechtenstein. Untersuchung über das Verhältnis der Lieder, Büchlein und Briefe zum erzählenden Text. Diss. (masch) Hamburg 1969.

Schilling 1996: Michael Schilling, Minnesang als Gesellschaftskunst und Privatvergnügen. Gebrauchsformen und Funktionen der Lieder im ‚Frauendienst' Ulrichs von Liechtenstein. In: Wechselspiele. Kommunikationsformen und Gattungsinterferenzen mittelhochdeutscher Lyrik. Hg. von Michael Schilling und Peter Strohschneider. (Germanisch-Romanische Monatsschrift. Beiheft 13) Heidelberg 1996, S. 103–121.

Schmid 2009: Elisabeth Schmid, Mund und Schrift, Leib und Buch. Selbstbezug als Kunstübung im ersten Büchlein des ‚Frauendienst' Ulrichs von Liechtenstein. In: Der Tod der Nachtigall. Hg. von Martin Baisch und Beatrice Trinca. (Berliner Mittelalter- und Frühneuzeitforschung 6) Göttingen 2009, S. 105–121.

Strohschneider 1996: Peter Strohschneider, „nu sehent, wie der singet!" Vom Hervortreten des Sängers im Minnesang. In: Müller 1996, S. 7–30.

Tervooren 1996: Helmut Tervooren, Die ‚Aufführung' als Interpretament mittelhochdeutscher Lyrik. In: Müller 1996, S. 48–66.

Wolf 2010: Jürgen Wolf, Ulrich von Liechtenstein im Buch. In: Linden/Young 2010, S. 487–514.

Michael R. Ott (Heidelberg) und Flavia Pantanella (Rom)

Geschriebenes erzählen

Erzählte Inschriften in Minnereden aus narrativer, poetologischer und materialer Perspektive[1]

1 Einleitung

Die Minnereden standen nie im Zentrum des Interesses der Mittelaltergermanistik. Zwar waren diese Reimpaartexte weit verbreitet, aber weder ihre Relevanz für spätmittelalterliche Produzenten und Rezipienten noch die schiere Masse der Texte waren ein hinreichendes Argument für eine intensive literaturwissenschaftliche Beschäftigung. Hinzu kommt, dass den Minnereden ein geringes ästhetisches Niveau attestiert wurde,[2] dass sie verstreut ediert sind und dass man sie literatursoziologisch nur schwer fassen kann. Überraschend ist die geringe Beachtung der Minnereden jedoch, wenn man sich die Verbindungen zu intensiv beforschten hochmittelalterlichen Erzählungen und Minneliedern präsent hält: Die Minnereden – die in Abgrenzung zu anderen Textsorten, aufgrund gewisser (Familien-)Ähnlichkeiten sowie wiederkehrender Themen, Strukturen und Topoi einem Korpus zugewiesen wurden – sind zwar mitunter sehr unterschiedlich, sie schließen aber an verschiedene Diskurse einer höfischen Textproduktion an; diese Diskurse wiederum – zumal der Minne-

1 Dieser Beitrag entstand innerhalb des Teilprojekts C05 („Inschriftlichkeit. Reflexionen materialer Textkultur in der Literatur des 12. bis 17. Jahrhunderts") des von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten Sonderforschungsbereichs 933: „Materiale Textkulturen. Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften".

2 „Die Minnereden galten – nicht ganz zu Unrecht! –", so heißt es partiell beipflichtend bei Ingeborg Glier, „in vieler Hinsicht als eine ästhetisch reizlose Gattung" (Glier 1971). Für Max Wehrli ist die „nicht umzubringende" Minnerede eine „trotz aller Vielfalt monotone Gattung". Vgl. Wehrli 1997, S. 700.

diskurs – sind als Reflexionshorizont auch dann präsent, wenn in den Minnereden nicht explizit auf sie verwiesen wird. Anders gesagt: Die Minnereden stehen fest in einer literarischen Tradition; sie führen den hochmittelalterlichen Minnediskurs fort, sie arbeiten an ihm weiter und das heißt auch, dass sie sich in ihn einschreiben und an ihm weiterschreiben. Deshalb bilden Minnereden ein innovatives, manchmal geradezu experimentelles und selbstreflexives Textfeld; und deshalb wirken sie durch beharrliches Neuschreiben und behutsames Experimentieren an der Transformation des Minnediskurses mit.

Die Paradoxien und Probleme, die in und mit diesem Diskurs verhandelt werden – all die Reflexionen der Handlungsmöglichkeiten, der Belohnungen und Strafen, der Ver- und Gebote –, bieten ganz offenbar auch noch im späten Mittelalter in hohem Maß Anlass zur Textproduktion. Indem diese Fragen und Probleme in den einzelnen Minnereden unterschiedlich konfiguriert und – vor allem in Gesprächsform – diskutiert werden, erproben die Texte dann Möglichkeiten des Redens über die Liebe. Weil also offenbar die Notwendigkeit besteht, den Minnediskurs fortzuführen, gibt es die Möglichkeit und Notwendigkeit, über die „Minne" zu sprechen, indem man darüber schreibt und indem man erzählt, wie man über die „Minne" sprechen kann und soll.

Will man diese zirkuläre Bewegung des Sprechens und Schreibens näher in Augenschein nehmen, bieten sich beispielsweise jene Stellen in Minnereden an, jene textimmanente Situationen, in denen geschrieben wird, um etwas dauerhaft zu speichern, und in denen Geschriebenes gelesen wird, um Anschlusskommunikation zu erzeugen oder um (etwa in Form eines Briefes) Kommunikation als Kommunikation aus einer Metaposition heraus zu betrachten. Ludger Lieb hat derartige Stellen in einem systematischen Überblick zusammengetragen, um dem „Minne-Reden" verschiedene Funktionen eines „Minne-Schreibens" gegenüberzustellen.[3] Er geht davon aus, dass das Schreiben von Minnereden einerseits auf „die Konstitution und Gestaltung eines hermeneutischen Innenraums, also auf die Codierung der Innerlichkeit des schreibenden Verfassers" abziele und andererseits auf „die Konstitution einer imaginären oder auch realen Minnekommunikationsgemeinschaft, die die Textproduktion fordert und

3 Lieb 2008.

kontrolliert und den minnenden Schreiber involviert".[4] So gesehen sorgen Minnereden nicht nur für eine Verbalisierung und narrative Bearbeitung oder zumindest Modellierung von Affektivität, sondern auch für eine an einer Gemeinschaft orientierte Verschriftlichung und Schreibpraxis, die – so darf man dann vermuten – nicht nur für die erzählende Welt relevant ist, sondern auch in der erzählten Welt der Minnereden zumindest in Form von Spuren wiederzufinden ist.

Um die Interaktion und Interdependenz von Reden und Schreiben in Minnereden zu untersuchen, sind bisher Inschriften – also spezielle, durch Material oder Anbringungsart besonders ausgezeichnete Formen von Schriftlichkeit und Geschriebenem – nicht näher in Augenschein genommen worden. Dies verwundert, weil Inschriften einen Schnittpunkt bilden, in dem sich Akte des Redens, Schreibens und Lesens in zum Teil komplexen Konfigurationen und Kommunikationssituationen kreuzen. Derartige schrifttragende Artefakte ermöglichen, gerade auch wegen ihrer nicht zuletzt durch das Material vermittelten Präsenz – verstanden als eine intensive und effektive Gegenwärtigkeit – eine Zirkulation von Gesprochenem und Geschriebenem sowie Akte des Wiederholens, Ersetzens und Zitierens im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit.

Erzählte Inschriften dürften deshalb geeignet sein, die Interaktionen und Interdependenzen eines inszenierten und praktizierten Schrifthandelns an und mit Minnereden genauer zu beschreiben. Um genau dies zu tun, stehen in diesem Aufsatz drei Fragestellungen im Vordergrund. Erstens ist (im Abschnitt 3) zu klären, welche Funktionen erzählte Inschriften in Minnereden übernehmen, wie sie Affekte regulieren und auf welche Weise sie Geschehen in Gang bringen und beenden. Zu klären ist – wenn man es auf einen Begriff bringen will – das *narrative* Potential von Inschriften und die entsprechenden Analysen sind auf zwei spezifische Texte gerichtet. Zweitens geht es (im Abschnitt 4) um die *poetologische* Dimension, das heißt um die Frage, wie in und mit Inschriften die Themen und Strukturmerkmale reflektiert werden, die für Minnereden spezifisch sind. Deshalb stellt sich die Frage, auf welche Weise mittels der Erzählung von Geschriebenem grundlegende Elemente des Erzählens selbstreflexiv zum Thema und Erzählgegenstand werden. Schließlich

4 Ebd., S. 208.

steht drittens (im Abschnitt 5) die *materiale* Dimension der Inschriften im Mittelpunkt. Gefragt wird einerseits nach den narrativen Potentialen einer je spezifischen Stofflichkeit der schrifttragenden Objekte und andererseits nach „Realitätseffekten“,[5] nach Schnittstellen und potentiellen Übergängen zwischen erzählter und erzählender Welt, die durch die Materialität des Geschriebenen evoziert werden. Zunächst jedoch ist näher zu erläutern, welche Eigenschaften etwas Geschriebenes zur Inschrift machen.

2 ‚Inschriftlichkeit‘

Mit dem Begriff ‚Inschrift‘ verbindet man im heutigen Sprachgebrauch eine Form von Schriftlichkeit, die sich dadurch auszeichnet, dass besondere und mithin ungewöhnliche Schriftträger und Schreibutensilien Verwendung finden. Als Trägermaterial fungieren somit nicht Papier und Bildschirm, Stift und Tinte, sondern etwa Stein, Holz, Metall, Textil, Leder und Wachs. Zudem wird die Inschrift auf solchen Beschreibstoffen in aller Regel nicht einfach geschrieben, also nicht einfach farblich aufgetragen, vielmehr wird sie mit unterschiedlichem Aufwand und mit Hilfe unterschiedlicher Werkzeuge eingeritzt, eingenäht oder geschmiedet.

Das Teilprojekt C05 des Heidelberger Sonderforschungsbereichs 933 („Materiale Textkulturen. Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesellschaften“) beschäftigt sich mit ‚Inschriftlichkeit‘, also mit einer spezifischen, an Inschriften orientierten Form des Schreibens und des Geschriebenen.[6] Da, wie es im Untertitel des Teilprojekts heißt, „Reflexionen materialer Textkultur in der Literatur des 12. bis 17. Jahrhunderts“ im Zentrum stehen, ist die Textgrundlage auf den Gegenstand der germanistischen Literaturwissenschaft begrenzt und somit auf erzählte Inschriften. Diese werden gesammelt, anhand eines Klassifikationssystems erschlossen und in einer mit anderen Teilprojekten vernetzten Datenbank zugänglich gemacht.[7] In der Datenbank

5 Vgl. Barthes 2006.

6 Die Überlegungen in diesem Abschnitt greifen zum Teil wörtlich auf den Antragstext des SFB-Teilprojekts zurück.

7 Bisher wurden im Rahmen des SFB-Teilprojekts in Minnereden 30 erzählte Inschriften gefunden, die auf 24 Texte verteilt sind. Angesichts des schwer über-

verzeichnet werden etwa die Sprache der Inschrift, ihr Umfang, der Trägergegenstand, das Trägermaterial, das Material des Geschriebenen, die Anbringungsart, Beständigkeit, räumliche Positionierung und Adressierung der Inschrift. Ziel des Projekts ist es, anhand des Zeitraums von rund 500 Jahren einen Diskurs über Inschriftlichkeit in der Vormoderne zu rekonstruieren, der es erlaubt, Transformationen, Kontinuitäten und Brüche in der Erzählung von Inschriften zu erkennen und zu analysieren.

Als ‚Inschrift' im Sinne des Projekts – und damit auch bei den im Folgenden zu besprechenden Minnereden – gilt Geschriebenes dann, wenn der Textträger aus einem Material besteht, das zum Zeitpunkt des Schreibens gewöhnlich nicht als Träger von Geschriebenem verwendet wird. Gesucht wird demnach nach Inschriften auf Stein, Metall, Holz – aber auch auf der Haut und (metaphorisch) dem Herzen von Menschen. Hinzu tritt als zweites, ergänzendes Kriterium, der fühl- oder erkennbare Höhenunterschied zwischen Schrift und Textträger. Zu diesen beiden recht naheliegenden Kriterien, die sich mit dem Alltagsbrauch des Begriffs ‚Inschrift' überschneiden, treten weitere Kennzeichen, die zwar nicht immer gegeben sind, jedoch von Fall zu Fall die ‚inschriftliche' Schriftlichkeit prägen. Hierzu gehört ein gewisses ‚Investment', also ein gewisser Aufwand, der notwendig ist, um eine Inschrift zu fabrizieren. Mitunter ebenfalls relevant ist die relative Kürze, der manchmal sich ‚lapidar' ausdrückenden Inschriften.

Erste Anläufe, Belege für derartige Inschriften in mittelalterlichen Texten zusammenzutragen, haben Friedrich Panzer, Nikolaus Henkel und Ulrich Ernst unternommen.[8] Eine Erweiterung dieser Sammlung insbesondere um Texte des 15. bis 17. Jahrhunderts verspricht Aufschluss über womöglich signifikante Veränderungen in der fiktionalen Konzeption von Inschriftlichkeit. Zu bedenken und beachten ist dabei, dass erzählte Inschriften in fiktionalen Texten mithin das imaginäre, den Regeln von Raum und Zeit nicht immer unterworfene reflexive Gegenstück zu realen Inschriften sind. Deshalb können fiktionale erzählte Inschriften nicht nur technisch undurchführbare Formen von Inschriftlichkeit narrativ disku-

schaubaren Minneredenkorpus erleichtert das ‚Handbuch Minnereden' die Auseinandersetzung mit diesem nicht unwichtigen, aber auch nicht übermäßig präsenten Motiv.

8 Panzer 1952; Henkel 1992; Ernst 2006, insbesondere S. 34–71.

tieren, sondern auch Gebrauchs- und Verwendungszusammenhänge, die im Fall von realen Inschriften lediglich anhand des Artefakts erschließbar sind.

Um das Potential und die Leistung der erzählten Inschriften zu erfassen, tritt im Rahmen des Teilprojekts ein weiteres Kriterium hinzu, nämlich die gesteigerte Verbindung von Geschriebenem und beschriebenem Material. Damit ist gemeint, dass das beschriebene Artefakt wesentlich von der Materialität sowie der Gegenwärtigkeit und Unmittelbarkeit des Materials geprägt ist. Zu den Phänomenen, die hiermit in Verbindung stehen, gehört etwa eine „Autonomie der Schrift", die „sich selbst zum Gegenstand" wird[9] oder auch eine „blockierte Textualität",[10] wenn die Kommunikate von ihrer „phänomenalen Materialität dominiert"[11] werden und die Materialität der Schrift nicht – wie es sonst üblich ist – bei der Rezeption eines Textes zum Verschwinden gebracht wird. Gerade diese gesteigerte Verbindung von Geschriebenem und Beschriebenem macht das imaginative und transgressive Potential erzählter Inschriften aus.

3 Narrativität

Die im frühen 14. Jahrhundert entstandene ‚Minnelehre' des Johann von Konstanz (B232)[12] gehört mit ihren rund 2500 Versen zu den längeren Minnereden und sie bietet mit insgesamt zehn Inschriften in lateinischer und deutscher Sprache ein überaus breites Spektrum an ‚eingeschriebenen' Texten.[13] Insofern kann die ‚Minnelehre' als Paradebeispiel für die narrative Integration und Funktionalisierung von Inschriften in Minnereden gelten. Anhand von zwei Beispielen ist im Folgenden zu zeigen, auf welche Weise die Inschriften Affekte regulieren, Kommunikation in Gang setzen (und beenden) sowie textintern (im Fall des Protagonisten)

9 Neukirchen 1999, S. 186f.

10 Strohschneider 2006, S. 34.

11 Ebd.

12 Die Nummerierung der Minnereden folgt dem ‚Handbuch Minnereden': Klingner/Lieb 2013. Nummern, die mit B beginnen, sind identisch mit den von Tilo Brandis vergebenen Nummern; Nummern, die mit Z beginnen, sind Zusatznummern für Minnereden, die im ‚Handbuch Minnereden' erstmals verzeichnet wurden.

13 Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 326–335. Text nach Huschenbett 2002.

und -extern (hinsichtlich der Rezipienten) Erwartungen steuern, die auf das zukünftige erzählte Geschehen gerichtet sind.

Zu Beginn des Traumes, der den zweiten Erzählteil (V. 156–1045) der Minnerede ausmacht, trifft der Sprecher inmitten eines Locus terribilis auf Cupido. Nachdem die Attribute dieses *kindelin*[*s*] (V. 239) ausführlich beschrieben wurden, wird es nach seiner Identität gefragt. Anstatt in seiner Antwort über seine Identität zu unterrichten, erklärt Cupido genau, auf welche Weise sich der Sprecher selbst informieren könne: *so sih an mine crone.* | *da stat geschriben schone,* | *wer ich bin unde waz* (V. 255f.). Erst durch das Lesen der Inschrift *cunctipotentis amoris filius* (V. 260) erkennt der Erzähler schließlich das Kind als Sohn der allgewaltigen Minne.

Auf diese Weise wird die Sprecherinstanz zum Leser gemacht, der sich selbst über das Traumgeschehen informieren kann und soll – und der auch mittels Inschriften auf den Weg der (Selbst-)Erkenntnis geführt wird. Das heißt allerdings nicht, dass es keine Gespräche gäbe – ganz im Gegenteil: Zwischen den zwei Figuren beginnt nach der Lektüre der Inschrift ein lehrhaftes Frage-Antwort-Spiel, in dem sich Cupido mit seinem eigentlichen Namen nennt und auf die Frage *wa von bist du also* | *rehte wunderlich getan* (V. 284f.) seine Attribute – Flügel, Speer, Fackel, goldene Säule, Nacktheit, Blindheit – auslegt. Die Lektüre der Inschrift dient als Gesprächseinstieg und im Rahmen dieses Gesprächs sind dann die Bedeutungen der allegorischen Attribute zu klären, die sich nicht einfach als Geschriebenes lesen lassen. Dementsprechend wundert es nicht, dass die Inschrift auf der Krone gar nicht direkt über die Identität ihres Trägers aufklärt, sondern einen Klärungsprozess in Gang setzt, der in drei Schritten erfolgt: zuerst durch einen Verweis auf die Mutter, dann durch Namensnennung und schließlich durch allegorische Auslegung der Attribute.

Mit der Inschrift auf seiner Krone trägt Cupido seine familiäre und genealogische Einbindung in eine Mutter-Kind-Beziehung zur Schau. Wenn die Krone symbolisch für Herrschaft steht, dann präsentiert die Inschrift das Abstammungsverhältnis, durch das sich Cupidos Herrschaft legitimiert. Mithin steht auf der Krone eben nicht nur geschrieben, wer und was der Träger ist, sondern auch, dass und durch wen er legitimiert ist, Herrschaft auszuüben.

Der Bezug zur Mutter wird in den unmittelbar darauffolgenden Versen bekräftigt. Der Sprecher paraphrasiert und deutet die Inschrift im Sinne einer konventionellen Erklärung des Wesens und Wirkens der Minne: Cupido sei das Kind einer Göttin, der *allú herzen sint bekant* (V. 263) und die mit ihrer altersübergreifenden Macht alle *creatúre* (V. 267) bezwinge. Diese Deutung bewirkt einen Perspektivenwechsel, der Cupido in den Hintergrund treten lässt. Susanne Uhl spricht mit Blick auf diese Stelle von Cupidos Überleitungs- und Verweisfunktion und unterstreicht dabei seine Unbeweglichkeit im Gegensatz zu Frau Minne, die – im Anschluss an die allegorische Auslegung der Attribute Cupidos – auf ihrem prächtigen Wagen den Traum des Ichs betritt.[14] Fasst man den Trägergegenstand der Inschrift ins Auge, so kann man diesen zudem als Verweis auf die Macht der Minne verstehen. Nach Cupidos Auslegung (V. 547–567) steht die Krone nämlich für das Versprechen, dass die treuen Diener der Minne eines Tages gekrönt sein werden, was wiederum das Schicksal des Sprechers im weiteren Verlauf der Erzählung betrifft: Nach mehrfachen Drohungen und Nachstellungen von Frau Minne ergibt er sich ihrem Dienst und wird am Ende der Minnerede mit dem Vollzug der körperlichen Liebe belohnt.[15]

Die Inschrift auf der Krone Cupidos setzt also ein Gespräch in Gang, das solange anhält, solange es Fragen des Ich-Sprechers gibt und diese Fragen gibt es, solange allegorische Attribute auszulegen sind. Dementsprechend tritt Frau Minne just in dem Moment auf, in dem die Fragen erschöpft sind: *Min frag waz vs. nv kom dort her* | […] *vro Minne* (V. 598, 601). Die Begegnung mit Cupido lässt sich als Vorbereitung für das Aufeinandertreffen mit Frau Minne lesen, der Herrscherin der Traumwelt, deren herausragende Rolle sich auch an einer Reihe lateinischer Inschriften „ablesen" lässt. Auf den Seiten ihres von Tauben gezogenen Wagens erblickt der Sprecher drei Bilderzyklen: Die Helden des trojanischen Krieges, die Ritter der höfischen Romane, denen Minnelohn zuteil wurde, und andere, deren Liebe unerwidert blieb.[16] Innerhalb der Gruppe der unglücklich Liebenden entdeckt der Sprecher sein eigenes Abbild:

14 Vgl. Uhl 2006, S. 211.

15 Vgl. zum ambivalenten Ende der ‚Minnelehre' Klingner 2013b, bes. S. 278–282.

16 Eine Aufzählung, die die ubiquitäre Macht der Minne verdeutlicht, findet sich schon zu Beginn der Minnerede, als das erzählende Ich, geschwächt auf dem Bett eines

bi den selben stv̊nt och ich
harte vntrostlich
an aine mort an der want.
min hobet hů̊p ich mit der hant
vnderlaine trivweclich.
‚der trostes ane‘, suz hiez ich.
daz waz ob mir schon ergraben
in daz golt mit bů̊chstaben;
vnde do ich an geblicket
die gescriphte, ich erschricket,
daz mir wart von klupfen we.
ich daht, ‚ach got, sol iemerme
wesen dis min rehter nam?
zewar, dez mů̊z ich haben scham.‘ (V. 769–782)

Indem der Sprecher die Beschreibung der *trostes ane* als Namen liest, erhält er eine Eigenschaft als Eigennamen. Die Bildüberschrift ähnelt deshalb in ihrer Funktion jenen Spitz- und Spottnamen, die jemanden auf eine bestimmte Eigenschaft festlegen; eine Festlegung, die als Sprechakt Gewalt auf den Angesprochenen ausübt. Hinsichtlich der Konkurrenz von Bildlichkeit und Schriftlichkeit, die einen zentralen Aspekt dieser Episode ausmacht, ist entscheidend, dass das Sehen der Schrift – nicht aber die in groben Zügen beschriebenen Bilder – zum Erschrecken führt. Das affektive Potential des Geschriebenen ist somit größer als dasjenige der Bilder.

In dieser Selbstbegegnungsszene eröffnet der hermeneutische Prozess des Lesens einen innerlich-kognitiven Raum, in dem die erzählte Zeit nicht fortschreitet und Selbstreflexion möglich wird. Zur Komplexität dieser Selbstreflexion trägt bei, dass das Ich mehrfach codiert ist: Der Sprecher ist zugleich erzählendes, erzähltes und rollenhaftes Ich bezie-

Freundes liegend, über das Wesen der Minne nachdenkt: *do gedaht ich vil gerait,* | *waz dú minne mo̊hti sin,* | *dú kaiser, kivnig vnd kivnegin,* | *mvinch, nvnna, hertzogen,* | *bischof, bepste mit ir bogen* | *schivset mit ir strale,* | *iunge vnd alt ze male,* | *pfaffen vnd och schv̊lere* (V. 140–147). Vergleicht man diesen weltimmanenten Katalog mit den abgebildeten epischen Figuren, so fällt bei der Traumhandlung die Individualisierung auf, an der die Inschriften zumindest mitwirken.

hungsweise – mit Ingeborg Glier gesprochen – eine „Ich-Hohlform".[17] Der Protagonist, der als Individuum persönlich liebt und leidet, sieht sich in der Traumvision als Teil eines schicksalhaften Kollektivs der unglücklich Minnenden. Entscheidend ist hierbei die Materialität des Geschriebenen, denn die beschrifteten Bilderzyklen im jenseitigen Erzählraum des Traumes stehen für Dauerhaftigkeit und Abgeschlossenheit; wer dort abgebildet und ‚beschrieben' ist, der ist dauerhaft einem Kollektiv zugeordnet. Die Selbsterkenntnis der Sprecherinstanz geht somit von einer Festlegung und Festschreibung aus, die Endgültigkeit signalisiert.

Bald allerdings erkennt der Sprecher die tröstende Funktion des Minneleids als universelle, gemeinschaftsstiftende Kondition: *dar nah kam ze sinne mir, | hab gůten můt, hie stat bi dir | noch vil manger ane trost* (V. 783ff.).[18] Diese Initiationsszene, die sich für die weitere Entwicklung der „privaten" Liebessituation des Sprechers als zentral erweist, hält ein Identifikationsangebot für die Rezipienten des Textes bereit. Identifiziert sich der Sprecher im hermeneutischen und abgegrenzten Raum des Lesens und Betrachtens seiner selbst auf dem Minnewagen mit seinem exemplarischen Doppelgänger, so stellt er als literarische Figur zugleich ein Identifikationsangebot an den textexternen Rezipienten dar.

Die ‚Minnelehre' endet mit der – alles andere als der höfischen Tradition der hohen Minne entsprechenden – Liebeserfüllung, welche den kontinuierlichen Drohungen und dem Beistand der Minne, die sich nach dem Traum ins Herz des Ichs einschleicht, zu verdanken ist. Die erfolgreiche Werbung steht aber offenbar im Widerspruch zur „Trauminschrift", die den Sprecher in die Gemeinschaft der unglücklich Liebenden einschreibt und sein (potentielles) Schicksal vorgibt. Weil die Inschrift aufgrund ihrer spezifischen Materialität einen Anspruch auf Dauer und damit auch (End-)Gültigkeit erhebt, steuert sie auf diese Weise sowohl die Erwartungshaltung der Figur wie auch die Erwartungshaltungen der Rezipienten. Was auf dauerhaftem Material *ergraben* (V. 775 und öfter) ist, ist nicht nur Dokument, sondern auch Monument. Wenn dem Ich am Ende der Erzählung dennoch der Vollzug der körperlichen Liebe gelingt,

17 Glier 1971, S. 394ff.

18 Mit Blick auf die ‚Minnelehre' sowie auf anderen Großformen der Gattung – ‚Kloster der Minne', ‚Minneburg' und ‚Jagd' – spricht Glier von der Verbindung zwischen „privater" Liebesgeschichte und objektiver Minnelehre. Vgl. Glier 1971, S. 183.

dann erscheint seine Rolle als Minneleidender retrospektiv nicht mehr als ein unabwendbarer Zustand, sondern vielmehr als eine „Momentaufnahme" seiner inneren Verfassung, die die Entwicklung seiner persönlichen Minnesituation in den folgenden Erzählteilen nicht behindert. Versteht man dann die allesüberwachende Instanz der Minne als Autorin der komplex strukturierten Traumvision und somit als Gestalterin der Bilderzyklen, so lässt sich die Aussage der Inschrift *der trostes ane* als ein Warnzeichen an den Protagonisten verstehen. Das Monument – die Inschrift am Wagen der Frau Minne – entpuppt sich als Dokument.

Während in der ‚Minnelehre' des Johann von Konstanz die Inschriften Kommunikation in Gang setzen, Affekte regulieren und Erwartungshaltungen installieren, bildet im ‚Traum von der Liebe' (B210)[19] eine Inschrift den narrativen Endpunkt: Sie beschließt Kommunikation und damit auch die Narration; zudem zeugt die Inschrift von einer neuen Einstellung des Protagonisten zum Minnediskurs. Auch im ‚Traum von der Liebe' gehören die stereotypen Versatzstücke der Traumvision und des Gesprächs mit einer Personifikation zu den zentralen narrativen Elementen. Anders aber als in der ‚Minnelehre' spielt die visuelle Repräsentation der personifizierten Minne im ‚Traum von der Liebe' keine Rolle. Die Minnepersonifikation ist nicht von Geschriebenem umgeben, sondern wirkt durch das Gespräch und damit durch Rhetorik. Den Hauptteil der Minnerede bildet dementsprechend das Rededuell zwischen Frau Minne und dem Sprecher. Nach einer vehementen Minneklage – die durch Minneparadoxa und Übertreibungen die Machtlosigkeit des Ichs vor der *liebes lust* (V. 11) und die gegensätzlichen Wirkungen der Minne beschreibt – berichtet der Sprecher von der Begegnung mit seiner Geliebten im Traum. Die Betrachtung der attraktiven, schlafenden Dame erfüllt ihn mit Kummer (*Ich sender sorgen richer man* | […] *In leide vernomen gar unfro*, V. 80ff.), doch erst als er sie *mit zitter* (V. 85) in seine Arme nimmt und küsst, erreicht die Metaphorik der Verwundung durch die Minne ihren Höhepunkt und führt zur Anklage des Ichs gegen Frau Minne.[20] Während sie ihn zu edler Gesinnung, Treue und Beständigkeit auffordert, wofür er sicherlich nicht *ungelonet* (V. 207) bleiben werde, zeigt sich der zaghafte

19 Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 277–280. Text nach: Myller 1784.

20 *Do wart ich also sere wunt* | *Von der minnen waffen* (V. 90f.). Siehe auch V. 20f. und 27.

und misstrauische Sprecher nicht bereit, die gängigen Risiken der Liebeswerbung einzugehen. Nichts nützen würde es ihm, *gebunden | Mit strenges jamers wunden* (V. 211f.), in den Dienst der Minne zu treten (*Das wer ein schlag in einen bach*, V. 214), da er sich nicht traue, der Geliebten seinen Kummer zu zeigen. Daher wolle er sich ihren Geboten fügen, wenn sich das Glücksrad zu seinen Gunsten drehte. Frau Minne aber lässt nicht nach und beteuert, sie wolle ihn *tusentvaltig* | […] *in froeide setzen* (V. 246f.), wenn er sich nur ihrer Macht unterwerfe.

In der dialektischen Konfrontation zwischen dem Sprecher und der Personifikation wird das höfische Handlungsmuster des steten Dienstes als Voraussetzung für Erhörung und Minnelohn überspitzt dargestellt, ja sogar parodiert. Auch lässt das agonale Streitgespräch das eigentliche Objekt der Traumhandlung, die schlafende Geliebte, in den Hintergrund treten. Die Verhandlung zwischen den Kontrahenten zeichnet sich durch scharfe Töne und derb-realistische Elemente aus: In einer seiner mehreren Anklagen vergleicht der Sprecher Frau Minne mit einem *valsche[n] jeger* (V. 249), der seinen nutzlos gewordenen Hunden einen *grimen slag* (V. 252) zufügt, indem er sie von wilden Tieren zerreißen lässt. Als er ihre Rede wenig später als hoffärtig bezeichnet, bedroht ihn Frau Minne mit Prügeln und *ungefuegen slegen* (V. 271): *Do ist din muot betrochen | Mit dorheit also wite | Daz men mit eime schite | Dich sollte wol zertroeschen* (V. 264–267). Darauf ermahnt der Sprecher selbst die Minnekönigin wegen ihres überheblichen Verhaltens; dadurch erreiche sie nur, dass er sich endgültig von ihr abwende.

Erst nach einer längeren rhetorischen Demonstration ihres egalitären Wirkens und dem großmütigen Versprechen, jedem tugendhaften und bußfertigen Mann unabhängig von Geschlecht und Besitz ihre *suezen froeiden* (V. 320) *überfluotig* (V. 321) auszuteilen, verspricht das Ich, ihr bedingungslos ergeben zu sein. Frau Minne beschließt das Gespräch, indem sie dem Sprecher einen Reim schenkt, den er als Devise auf seiner Kleidung tragen soll:

Do sprach die zarte reine
Die edel sueze minne
Sit daz du dine sinne
So genzliche hest an sú ergeben
Durch irn willen schon und eben

Soltu mit steten truwen tragen
Einen rim den ich dir hie will sagen
Offenbar an dime cleit
Dinre stete und irre werdikeit
Zuo eren unde zuo prise
Den rim ich dich bewise
Min liep mir liebet iemer
Dem brich ich trúwe niemer
Sicherlich so muos din leben
Treit du dis in trúwen eben
Iemer gan ùber froselden steg
Nu kusse sú aber unde gang hinweg
Dir wurt nût anders hie zestunt. (V. 422–439)

Anders als etwa bei Herzinschriften, auf die wir noch zu sprechen kommen, geht es hier nicht um ein intimes, beschränkt rezipierbares Zeugnis der rechten und dauerhaften Liebe. Beständig und ‚öffentlich' – also für alle sichtbar – ist der Vers zu tragen und die hierdurch ausgelöste Sicht- und Lesbarkeit soll das Ansehen erhöhen und dem Träger Lob einbringen. Durch die ‚Gebrauchsanweisung' für die Inschrift – *Soltu mit steten truwen tragen* | […] *Offenbar an dime cleit* – wird der öffentlichen Beweischarakter der Liebeserklärung unterstrichen, zumal damit eine Verpflichtung zur öffentlichen Präsentation einhergeht. Als textiler Text ist die Inschrift zudem mobil und sie ist körpernah angebracht, so dass die abstrakte Sentenz, die mit Hilfe des Geschriebenen vermittelt wird, auf den Träger hin perspektiviert wird.

Die ‚Übergabe' des Reims an den nun in seiner Treue- und Dienstversicherung beständigen Sprecher ist zum einen eine demonstrative Geste der Versöhnung, die die Schlichtung des Streits praktisch vollzieht; der Geste ist jedoch zugleich auch der Sieg der allmächtigen und segensreichen Minne eingeschrieben. Immerhin wird das Bekenntnis und die Selbstdefinition des gerade noch widerspenstigen Ichs als treuer Liebender durch Frau Minne vorgegeben und auferlegt – auch wenn die von Frau Minne durch einen Sprechakt produzierte Inschrift als Auftrag und Aufgabe vorerst virtuell bleibt. Weil es sich jedoch um zwei gereimte Verse handelt, die in einer Reimpaarrede erzählt werden, verkomplizieren sich die Wechselwirkungen zwischen Reden und Schreiben. Mit

der gereimten Devise soll das Ergebnis – und die Lehre – des Gesprächs als ein ‚textiler Text' materialisiert werden und so wird die Inschrift selbst zur Reimpaarrede und der Sprecher und Protagonist im ‚Traum von der Liebe' trägt eine auf zwei Verse komprimierte Minnerede an und auf seiner Kleidung.

4 Poetologie

Das Beispiel der erzählten Inschrift als einer Minnerede in einer Minnerede deutet schon das selbstreflexive Potential dieser Texte an. Mittels erzählter Inschriften können Themen, Motive und Strukturmerkmale reflektiert werden, die für Minnereden spezifisch sind. Hierzu zählen etwa auch Raumstrukturen und raumbildende Objekte, die Grenzen und Schwellen errichten.

Das ‚Minnegericht' des Elenden Knaben (B459)[21] beginnt – ähnlich wie viele andere Minnereden, die einen narrativen Rahmen haben – mit dem Bericht von einem Spaziergang in die freie Natur des von seiner hartherzigen Geliebten abgewiesenen und deshalb von Liebesleid gequälten Sprechers. Ebenso zu den Eingangstopoi der Minnereden gehört, dass der Erzähler vom rechten Weg abkommt und sich *in ain dick gewild* (V. 91) verirrt, wo er einer klagenden Dame begegnet. Von der Freundlichkeit und dem Mitleid des Sprechers angespornt, erzählt die Trauernde ihre Geschichte. Sie habe sich gegenüber einem jungen Mann, der ihr in vorbildlichem Minnedienst vollkommen ergeben ist, nicht nur gleichgültig, sondern auch spöttisch und hinterlistig verhalten. Von Frau Venus vor Gericht geladen, wo Frau Ehre durch ihre Fürbitten das Todesurteil abwenden konnte, sei die untreue Dame mit zerrissener Kleidung und geschorenem Haar in die Wildnis verbannt worden.

Diese Begegnung mit der verurteilten Dame und die von ihr eingeleitete Binnenerzählung fungieren als narratives Scharnier zwischen der Ausgangssituation des hilflos über sein Leid reflektierenden Sprechers und der pragmatischen Auseinandersetzung mit seiner Minneangelegenheit: Der Erzähler beschließt, dem Vorbild des zurückgewiesenen Werbers

21 Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 814–820. Dazu auch Lieb/Strohschneider 2005. Text nach Matthaei 1913, Bd. II, Nr. I, S. 1–34.

der eben gehörten Geschichte zu folgen; er stellt sich als Fürsprecher der Büßerin zur Verfügung und will in der Hoffnung auf Minnelohn wegen seines eigenen, unerhörten Dienstes vor dem Venusgericht klagen (vgl. V. 533–548).

Um dieses Gericht zu erreichen, muss der Sprecher eine zweite Jenseitsschwelle[22] überschreiten, deren räumliche Dimension durch die Betonung architektonischer Elemente markiert wird: Ein schön gezierter, bunter Rosenhain, *gehagt als ain wand* (V. 633), und zwei grüne Linden, die wie zwei Pfeiler eine Tür bilden, signalisieren den Übergang zum *irdisch paradiß* (V. 652) der Aue, auf der die Personifikationen ihre prächtigen Zelte aufgeschlagen haben. Nach einer kurzen Darlegung seines Minnekasus führt Frau Liebe den Sprecher in den allegorischen Kosmos des Minnegerichts ein, indem sie ihm die Anordnung der Zelte erklärt. Ausführlich und mit formelhaften Worten beschreibt der Ankömmling die *gezierd* der mit Edelsteinknäufen und Wappen geschmückten Zelte.[23] An diese ekphrastische Passage schließt sich nun das Lesen der Inschriften an, die der Sprecher über den Zelteingängen entdeckt:

> *dar an ich mangen rymen laß,*
> *die ob den tůren wären gemacht,*

22 Die erste Jenseitsschwelle wird von dem schreckenerregenden *dick gewild* gebildet, das die idyllische Landschaft der Eingangssituation (grünes Laub, Blumenpracht, Sonnenschein, melodischer Vogelgesang, ausgelassene wilde Tiere, kalte Brunnen) vom Schauplatz des Gesprächs mit der klagenden Dame trennt. Der Moment der Schwellenüberschreitung *durch die dorn und wilden hag* (V. 105) wird genau beschrieben: *do ich ermant und kröch fůrbaß | durch die dicke an daßgraß* (V. 113f.). Nach dem gleichen Muster, aber nun gespiegelt, ist die Reihung der Räume auf dem Weg zum Gerichtshof gestaltet: 1. Locus amoenus – enger Pfad – Wildnis, Dornhecke (ABC)/2. Wildnis (V. 611–613) – *recht gefőrt* (V. 625) – Rosenhecke, irdisches Paradies (CBA).

23 Zu den Zelten in Minnereden vgl. jetzt: Klingner 2013a. – Das „Zelt-Motiv" kann als einer der wichtigsten Bausteine des Entwurfs einer eigenständigen, außerwirklichen Minnewelt betrachtet werden. Als Beschreibmaterial sind die Zelte schon deshalb von Bedeutung. In Hermanns von Sachsenheim ‚Mörin' (B466), mit über 6000 Versen die umfangreichste überlieferte Minnerede, signalisieren die Zelte dem durch Zauberkunst entführten Ritter-Ich die Ankunft im Reich der Königin Venus Mynn – einer „Anderwelt", in der eigene, dem Sprecher fremde Gerichtsvorstellungen herrschen. Auch hier charakterisieren stereotype Wortwendungen (*Gold und gestain von Konckensas*, V. 212) und Topoi – Superlative, Kaiser- und Unsagbarkeitstopos – die Zeltbeschreibung (V. 204–213). Text nach: Schlosser 1974.

von berlin gold fin besacht,
als sich yegklicher frowen zam.
in den rymen staind ir nam.
der edlen kůngin frow Fenus
rymen sprach alsus:
‚von adams zitt hät min gewalt
gehabt ain sŏlich gestalt:
was lebt, frowen und man,
můß minem gebott sin under tön.‘ (V. 888–898)

So wie jedes Zelt einer bestimmten Personifikation zugeordnet ist, trägt jede gereimte Inschrift den Namen der jeweiligen Tugend. Während jedoch jede personifizierte Tugend in der von Normen und Konventionen geregelten Minnewelt unverwechselbar mit einem Namen und einem Raum verbunden ist, wird bereits am Anfang des ‚Minnegerichts‘ die Identität des Sprechers mit Hilfe einer Metaphorik aus dem Bereich der Schreibpraxis problematisiert: „Schabab“ sei der ‚neue‘ Zuname des Ichs (*min zůnam der was schabab*, V. 30).

Die Zeltinschriften stehen für eine Dichotomie, die für Minnereden charakteristisch ist: Während Frau Liebe – ganz dem initiatorischen Handlungsmuster der Gattung entsprechend – bisher die Vermittlerin zwischen dem Sprecher und der ‚Anderwelt‘ war, tritt nun die mündliche Kommunikation zugunsten des Schriftmediums in den Hintergrund. Zwar stellen die Inschriften die mündliche Rede der Zeltbewohnerinnen mimetisch dar, jedoch muss das Ich die Schrift auf den Zelteingängen erst lesen, um die Zeltbewohnerinnen zu Wort kommen zu lassen und ihre Namen und Eigenschaften zur Kenntnis zu nehmen. Das Erzähler-Ich muss somit in die Rolle des aktiven, aufmerksamen Rezipienten rücken, um durch die Lektüre der Inschriften mit repräsentativen Informationen über die Herrinnen der ‚Anderwelt‘ versorgt zu werden. Diese Darstellung des gesprochenen Wortes ist insofern signifikant, als dieses einen neuen Aggregatzustand erhält: das feste Material der ‚Perlenschrift‘ markiert einen Anspruch auf Stabilität und Dauerhaftigkeit.

Dabei ist in dieser Kommunikationssituation die Variation eines für die Minnereden typischen Modells von Kommunikationsregulierung zu beobachten, demzufolge „das im Zelt gesprochene Wort […] nicht für die

Außenstehenden gedacht“ ist.[24] Trotz ihrer durchlässigen Raumteiler, die das Belauschen vertraulicher Gespräche oder gar das Aufschlitzen der Wände ermöglichen, stellen Zelte in der Minneredentradition eine nach außen abgegrenzte Innenwelt dar und damit ideale Orte für das offene Reden über die Minne im Kreis der Vertrauten und zur Besprechung minnekasuistischer Fragen. Diese aus vielen Minnereden bekannte Raumstruktur wird im Text des Elenden Knaben unterschiedlich dekliniert, das Zeltmotiv unterschiedlich funktionalisiert: Die Zelte der Personifikationen werden nicht als abgelegene Räume für heimliche Gespräche im vertrauten Beisammensein dargestellt,[25] vielmehr wendet sich die Schrift, die den „verstummten“ Liebespersonifikationen das Wort nimmt, geradezu ostentativ an den außenstehenden Fremden und präsentiert ihm mit konventionellen Argumenten und stereotypem Wortmaterial das Wesen und Wirken der Tugenden.[26]

Dabei ist der oben angesprochene ‚Übergangscharakter‘ dieser Szene auch darin zu sehen, dass der zum Leser gewordene Sprecher im Akt des lesenden Innehaltens eine weitere Jenseitsschwelle passiert – diesmal keine räumliche, sondern eine hermeneutische: Der Erkenntnisgewinn des lesenden Ich-Sprechers fällt mit dem Sich-Selbst-Erkennen des Liebenden als Angehörigen der reglementierten Welt der Minne zusammen. In diesem Sinne ließe sich die im literarischen Text reflektierte Relation Text-Textrezipient als verdichtetes Moment der Partizipa-

24 Klingner/Lieb 2006, S. 154.

25 Ein prägnantes Beispiel dafür bietet die erste Gesprächssituation in der Minnerede ‚Minne und Gesellschaft‘ (B480): Das Streitgespräch darüber, ob der Minne oder der Gesellschaft der Vorrang gebührt, findet hier in einem von Bäumen überwachsenen Zelt statt. Vgl. auch Lieb/Strohschneider 1998, S. 293–303.

26 In erster Linie haben wir es in dieser Episode mit einer einseitigen Kommunikationssituation zu tun. Ein ähnliches Muster begegnet in Peter Suchenwirts Minnerede ‚Die schöne Abenteuer‘ (B449). Die *manik zelt* (V. 31), die der zum topischen Spaziergang aufgebrochene Sprecher erblickt, sind das erste Signal des Betretens der ‚Anderwelt‘ der Minne. Herrinnen der Zelte sind Frau Ehre und Frau Minne. Nach der ausführlichen *descriptio* des prächtigsten Zeltes liest der Sprecher auf den goldenen Riemen *einen brief von perlein vein* (V. 59), dessen Minnesprüche in drei Sprachen verfasst sind, Deutsch, Französisch und Latein. Diese geheimen Inschriften, die in der Minnerede nicht zitiert, sondern lediglich erwähnt werden, bieten eine Art Kompendium der Schriftstücke der ‚Minnelehre‘ in äußerst geraffter Form. Vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 787ff. Text nach: Bobertag 1886.

tion des Sprechers an dem in den Inschriften kodifizierten Wertesystem der rechten Minne verstehen: Er selbst, der seiner hartherzigen Geliebten – *an der will wibes gůt verderben* (V. 717) – in Treue und beständigem Dienst ergeben ist, besitzt alle Tugenden eines aufrichtig Minnenden.

Im Hinblick auf das die Inschriftlichkeit auszeichnende Kriterium der gesteigerten Verbindung von Geschriebenem und beschriebenem Material interessiert hier aber vor allem die Beschaffenheit der Schrift und ihres Trägergegenstands sowie das, was die materiale Gegenwärtigkeit der ins Auge gefassten Inschriften über ihren (fiktionalen) Entstehungskontext und über minneredentypische Themenkomplexe aussagt. Das Besondere an dieser Ausprägung von Inschriftlichkeit liegt in ihrer Verbindung mit einem Artefakt, welches innerhalb der Minneredentradition mit mehreren, ambivalenten Bedeutungsebenen besetzt ist. Nicht nur führen die Inschriften des ‚Minnegerichts' dem textinternen und -externen Rezipienten die utopische Welt der Minnegöttinnen vor. Bedeutsamer für die hier relevanten Fragestellungen ist die Beobachtung, dass die Zeltinschriften des Elenden Knaben den zwiespältigen Status der Personifikationen, die für sie konstitutive Spannung zwischen Dauerhaftigkeit und Flüchtigkeit, materiell ausdrücken. Die Dauerhaftigkeit nämlich ist prekär: Frau Venus und ihr Hofstaat sind durch den Verfall der Sitten ständig bedroht. Deshalb zeigt Frau Liebe dem Sprecher, nachdem er alle *tyttel* (V. 953) auf den neun Zelten gelesen hat, die Hütte der Frau Fürbaß, deren Wankelmut alle Minnetugenden zu vertreiben vermag (vgl. V. 965–981). Der „neue Lauf" der Welt in Sachen Liebesverhalten bedroht die Instanzen der Minne bis zu dem Ausmaß, dass ihr *orden | also zu laster und schand ist worden* (V. 1575f.). Der Kontrast von unbeständigem Schriftträger (die vergänglichen Stoffe der Zelte) und dauerhaftem Schriftmaterial (Perlen) reflektiert das zwischen den Polen von Hinfälligkeit und Unanfechtbarkeit ständig changierende Wesen der Minnetugenden. Dehnt man diese Lesart auf die Konzeption von Geschriebenem und Beschriebenem aus, die im ‚Minnegericht' zum Vorschein kommt, scheint eine Beobachtung von besonderer Relevanz: Trotz der vorherrschenden Position mündlicher Rede und Interaktion in diesem Text[27] und

27 Im weiteren Verlauf des Textes wird das konventionelle Wissen über die Liebe, welches in der ‚Tugendrevue' in seinen wesentlichen Zügen umrissen wurde, anhand

innerhalb der Minneredentradition allgemein, ist es letztlich die Autorität des Geschriebenen, womit die als prekär gedachte Dauerhaftigkeit der Minnetugenden gesichert werden soll.

Im ‚Minnegericht' werden also mit Hilfe der Zeltinschriften die Gefährdungen der Minnetugenden reflektiert. Demgegenüber stehen im ‚Maienkranz' Fragen des Redens und Schweigens im Mittelpunkt und damit auch die Frage nach der Möglichkeit beziehungsweise Unmöglichkeit des Sprechens über die Minne. ‚Der Maienkranz'[28] (B224) beginnt mit einem gattungstypischen Ausritt des Sprechers zu einer Jagdgesellschaft und der ausführlichen Beschreibung der ihn umgebenden Mai-Idylle. Das Ich gelangt in einen von Lilien umgrenzten *wurtzgarten* (V. 25), dessen detailreiche Schilderung durch seltene Pflanzennamen und musikalische Fachausdrücke zur Beschreibung des Vogelgesangs ins Auge sticht. An diesem abgelegenen, von der Außenwelt klar abgegrenzten Ort erblickt der Sprecher eine wunderschöne junge Frau. Die Inschriften, um die es im Folgenden gehen wird, sind in den ausführlichen Schönheitspreis der *stoltzste*[*n*] *maidt* (V. 144) eingebettet. Ihr Kopf ist von einem selbst geflochtenen Rosenkranz gekrönt und ihr maßvoll geschnittenes Kleid ist *an prust* und *arm* (V. 161) mit einer in Gold geschlagenen Inschrift versehen. Diese lautet: *Wer nit müg beleiben ain,* | *Der hüt sich vor valscher gemain* (V. 163f.).

Die äußere Erscheinung der jungen Frau wird ausdrücklich mit weidmännischen Elementen in Verbindung gebracht (vgl. hier V. 166: *Ir gepärd in iägers gehäsz*). Um den Hals trägt die Jungfrau ein Horn, an dessen goldener Kette wiederum kleine Hörner hängen, die auch mit Buchstaben versehen sind: *Die sprachen mit gesambneten worten:* | *Seyest du von hertzen weis,* | *So plăs still und leys!* (V. 172ff.). Es folgt ein erstes Gespräch, in dem die Dame dem Sprecher sachkundige Fragen über seine Jagdtechnik stellt. Das zweite Gespräch entfaltet sich als eine Unterweisung der jungen Frau, die sich selbst als minneunkundig bezeichnet. Daraufhin

ausführlicher Minnelehren systematisch abgerufen. Bemerkenswert ist, dass auch hier, im Kontext der Unterweisung in die Liebesmaterie, die Spannung von Mündlichkeit und Verschriftlichung thematisiert wird. Die in dem Buch der *lieben recht* (V. 1097) schriftlich kodifizierten Regeln und Gebote werden nicht gelesen, sondern von Frau Venus mündlich vorgetragen.

28 Vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 305–308. Text nach: Haltaus 1840.

wird sie vom Sprecher über die Wirkung der rechten Liebe informiert, deren Beständigkeit mit der Sterblichkeit der Pflanzen verglichen wird. Angesichts des fortdauernden Misstrauens und der Schamgefühle der Dame gibt ihr das Erzähler-Ich vier Lehren mit: Sie solle sich in der Liebe nicht von Äußerlichkeiten blenden lassen und keine Angst haben, ihre Zuwendung zu zeigen – da sich *lieb zu lieb fügt* (V. 329) –; sie solle das Stroh nicht zu nah ans Feuer legen und stets auf ihre Ehre achten.

In diesem Text lässt sich ein ambivalenter Bezug zwischen dem von den Inschriften vermittelten Sinngehalt und der Gesprächssituation der Protagonisten beobachten. Es ist dieser Bezug, der Fragen und nicht zuletzt Irritationen hervorruft: Wer wird hier in die erlernbare Kunst der Minne eingeführt? Steht die im zweiten Spruch verwendete Jagdmetaphorik im Zusammenhang mit der weidmännischen Kunst des Sprechers? Zeichnet sich der Sprecher dadurch als der Adressat der in den Inschriften kodifizierten Lehren aus? Warum sind ausgerechnet auf der Kleidung der Jungfrau, die sich deutlich als minnefeindlich erklärt, zwei Spruchweisheiten angeheftet, die man durchaus als Verhaltensanweisungen für die rechte, *tougen minne* verstehen kann?

Obwohl der ‚Maienkranz' typologisch nicht in die Kategorie der Jagdallegorie fällt, lassen sich aufgrund der dominanten Thematik der Jagd in Verbindung mit der Minneunterweisung der Dame und der Jagdmetaphorik des Hornblasens Überlegungen zur Funktionalisierung jagdallegorischer Elemente in dieser Minnerede anstellen. Im ersten Gespräch erkundigt sich die Dame nach dem Verhalten des Sprechers bei der Jagd. Sie fragt ihn, ob er auf eine bestimmte Weise vorgehe, ob er es vorziehe, „die Wiege der Tiere auszukundschaften, um näher an sie heranzukommen" oder ob er lieber „auf der Lauer [liege]"; der Sprecher antwortet, „dass er das Wild aus dem Verborgenen schieße".[29] Die Dame wiederum bezeichnet sein *haimlich schiessen* (V. 250), seine Jagd aus dem Verborgenen, als eine schmerzliche Art des Jagens.[30] Durch das

29 Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 307.

30 Im Mikrokosmos der allegorischen Minnejagd steht das *iagen hertt* (V. 254) für die ungerechte Jagd. Ziel des Waidmanns, der meistens auch der Ich-Sprecher ist, ist nicht, das Wild zu erlegen – denn dies würde die Minne zerstören –, sondern die Annäherung, das heißt im übertragenen Sinne die Nähe zur Geliebten und die Werbung an sich.

Verb *plăsen* knüpft der zweite Spruch einerseits an die im Text reichlich verwendete Jagdsemantik an, andererseits drückt die Inschrift durch die Adverbien *still* und *leys* einen performativen Widerspruch aus. Ist ein leises, schwaches Hornblasen überhaupt möglich? Widerspricht diese Vorstellung nicht der eigentlichen Funktion des Jagdhorns? Betrachtet man auch die zweite Inschrift im ‚Maienkranz' als metaphorisches Reden über das richtige Minneverhalten, lässt sich die Widersprüchlichkeit dieser Maxime auf die Aporie der Minnekommunikation beziehen, die sich in der Gleichzeitigkeit des notwendigen Redens und gebotenen Schweigens[31] zeigt: Man soll über die Minne reden, ihre Lehren verinnerlichen und verkünden, doch muss dies heimlich geschehen, im Kreis der Vertrauten, wo das Diskutieren und gegenseitige Erzählen auf die reziproke Abhängigkeit vom Schweigen-Können gestützt ist. In einem einzigen Vers verdichtet, weist die gleichzeitige Aufforderung zum Sprechen und zur Zurückhaltung – *plăs still und leys!* – auf grundlegende Regulierungen der Minnekommunikation, die sich nur scheinbar widersprechen. Poetologisch betrachtet verweist die Notwendigkeit des Redens über die Minne auf einen ästhetischen Diskurs: Der erfahrene Liebende (V. 171: *Seyest du von hertzen weis*) beweist seine Vollkommenheit auch, indem er mit Klugheit und Diskretion über die Minne dichtet.

Die Beschaffenheit der Inschrift selbst thematisiert die inhaltliche Ambivalenz und drückt sie material aus, indem die in Gold eingegrabenen Buchstaben ausdrücklich auf kleinen Jagdhörnern verteilt sind (vgl. hier V. 170f.: *An yedem glid ein hörnlein | Mit půchstaben an allen orten.*). Während sich die Inschrift auf dem Kleid der Dame an die Allgemeinheit wendet, richtet sich die Inschrift auf den Hörnern an ein intimes „du". Liest man die intime Inschrift als direkte Aufforderung an den Sprecher, ergibt sich eine gesteigerte Verbindung von Textsinn und Textträger durch das Kommunikationsangebot an das Erzähler-Ich, überlegen und weise über die Minne zu reden – und in einem zweiten Schritt über diese zu schreiben.

31 Das Schweigen ist auch Teil einer imaginierten Ansprache der Dame an den Sprecher: *Ich nems für aller welt hordt; | Ob sy spräch das ainig wort: | Schweig, trautt gesell, du bist mein!* (V. 199–201).

Wir kommen zu unserem letzten Beispiel für das poetologische Potential erzählter Inschriften. In den Minnereden geht es so gut wie nie um unmittelbares Liebeserleben. Wenn sich die Liebenden begegnen, sei es körperlicher oder diskursiver Art, so handelt es sich meist um imaginierte oder geträumte Annäherungen. Unter dem Zeichen der Unverfügbarkeit der Geliebten und des Phantasmas der Liebesvereinigung stehen auch diejenigen Inschriften, die mit dem Motiv des Liebestods[32] und des Herzens als Aufbewahrungsort der Liebe in Verbindung stehen. Eine solche mit dem Herzen verbundene Inschrift begegnet in der Minnerede ‚Der Minne Porten' (B438).[33]

Um an dem *abenteure* (V. 69) der Minnepforte teilnehmen zu können – kündigt der Ich-Sprecher nach einigen Exordialsentenzen an –, sei die Erfahrung einer gegenseitigen Liebe und die Bereitschaft zum züchtigen Zuhören erforderlich. Zu Beginn des Erzählteils nennt das Ich eine Reihe von Attributen, die ihn zum Betreten der Minnepforte und zum Sprechen über die Minne autorisieren sollen: einen Kranz, ein buntes Kleid, einen Mantel aus Maiblüten und eine goldene Inschrift auf seinem Herzen: *Aller frawen hübshait | Vnd aller voglein sank, | Auch Tristrams minnetrank | Sol vor an dem hertzen mein | Mit golde geschriben sein* (V. 104–108). Der esoterische Charakter der höfischen Minne, der die Liebesauffassung dieser Minnerede prägt, lässt sich auch erkennen an den weiteren Voraussetzungen, um durch die Minnepforte schreiten zu können. Notwendig sind *Nicht schön leib vnd reich klait | Wan ain edel hertz* (V. 180f.),[34] das *wizzenleichen minnen kan* (V. 185) und das *Zucht tugent vnd verwizzenhait* (V. 187) besitzt. Nur demjenigen, so wird betont, der den *minne prief | Jn seinem hertzen verspart* (V. 208f.), steht die Tür zum Minneparadies offen. Hingegen werden die Minneunwürdigen, die der Sprecher *vngehewre, | Gepawr, vngewizzen* (V. 70f.) nennt, von der Pforte abgewiesen. Diese beschimpften und verschmähten Figuren stellen den Gegenpol zu der in diesem Text entworfenen Gemeinschaft dar.

Mit der Herzinschrift und dem Minnebrief ist in ‚Der Minne Porten' von zwei imaginierten Schriftstücken die Rede, die jegliche Rezeption

32 Die Grabmalinschriften in B68 und B485 werden im letzten Teil dieses Beitrags diskutiert.

33 B438, vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 753–756. Text nach: Schmid 1985, S. 203–215.

34 Vgl. auch die weitere Erwähnung des *edel hertz* in V. 304.

ausschließen; sie stehen nur dem Verfasser (und zugleich Träger) der Schrift zur Verfügung – vielleicht mit Ausnahme der Geliebten, bei der das Herz des Sprechers aufbewahrt wird (vgl. V. 413). Das Herz des Erzähler-Ich wird als Speicherort einer nicht jedem zugänglichen und nicht für jeden bestimmten Botschaft dargestellt: die des exklusiven Wissens über die rechte Minne. Nur wer die *hertzen lieb* (V. 207) erfahren hat und *mit rechten sinnen* (V. 184) liebt, kann an diesem Wissen teilhaben und der Gemeinschaft der edlen Herzen beitreten.

Exklusivität und Unverfügbarkeit des Textsinns drücken sich hier auch in der immateriellen Ausprägung des Geschriebenen aus: Die goldene Herzinschrift ist keine „reale", vom Sprecher gelesene und nacherzählte Inschrift, wie die der vorherigen Beispiele; sie wird bloß hervorgerufen, imaginiert. Auch das Durchschreiten der Minnepforte wird nie als ein tatsächlich stattgefundenes Ereignis geschildert, vielmehr berichtet der Sprecher immer wieder von einem imaginierten Durchgang, der eine Wunschvorstellung bleibt.[35]

Während die allegorische Minnepforte als ‚Prüfstein' gilt, der der „Gemeinschaft der höfisch Liebenden einen esoterischen Charakter verleiht" und das Freudenleben gewährt,[36] erfüllen die im Herzen verschlossenen Texte die Funktion des Speichers einer verschlüsselten Minnebotschaft. Zugleich sind sie Zeugnisse dafür, dass ihre menschlichen Träger dieser exklusiven Gemeinschaft der wahrhaft Liebenden angehören. Der tugendhaft Minnende, *des mut in minne stat* (V. 303), ist zur selben Zeit idealer Träger und Rezipient der Botschaft: Nur derjenige, der aufmerksam zuhört, *da man von süzzen minnen | Saget oder singet* (V. 74f.), kann deren Bedeutung begreifen und in seinem Herzen dauerhaft aufbewahren.

5 Materialität

Die Materialität der Inschriften, die auch in den bisherigen Überlegungen immer wieder eine Rolle spielte, ermöglicht nicht nur eine Auseinan-

35 Vgl. hier V. 305–309: *So wier* [der Sprecher und seine Geliebte] *also nu gahen | Vnd der porten nahen | Vnd da hin haben mut, | Daz tor sich selb auf tut. | Sus kömen wir mit eren dar.*

36 Glier 1971, S. 213.

dersetzung mit der spezifischen Stofflichkeit der schrifttragenden Artefakte, sondern auch mit den Schnittstellen und potentiellen Übergängen zwischen erzählter und erzählender Welt; Übergänge, die durch die Materialität des Geschriebenen evoziert werden. Im Vordergrund stehen im Folgenden Monumente und architektonische Schwellen, Geschriebenes als Bestandteil von Kunstwerken sowie Inschriften auf Grabmälern.

Im narrativen Teil der mittelrheinischen Minnerede ‚Fehde zwischen Amor und Reden' (B496) geht es um den Streit zwischen den Personifikationen der Minne und der Vernunft (*Reden*) über die Frage, wem der Vorrang gebührt.[37] Amors Heerscharen überziehen *Redens* Land *mit groissen vůr* (V. 198) und erobern ihre nach den fünf Sinnen des Menschen benannten Burgen. Als letztes schreibt Amor sein Siegeszeichen auf dem Kastell *Wayndorp* (V. 266, etwa: „Denken-Dorf") ein: *doe screyf hem Amor: myn,* | *meyster alre syn* (V. 277f.). Das Schreiben tritt hier als gebieterische, performative Geste einer Aneignung zum Vorschein: Im Akt des Auftragens der Inschrift auf dem letzten Bollwerk des Feindes, dem Kastell des Denkens, wird Amors Vorrang nicht nur bestätigt, sondern vollzogen. Im fortlaufenden Prozess des „doppelsinnigen Verstehen[s]" liegt dann die Deutung nahe, dass sich die Liebe erst bewähren kann, wenn diese nicht bloß den fünf Sinnen, sondern auch der Vernunft überlegen ist.[38]

In diesem Beispiel ist das Sich-Einschreiben der personifizierten Minne mit zwei Aspekten von Inschriftlichkeit verbunden, dem funktionalen Aspekt der gewaltsamen Bemächtigung durch Schrift und dem der Schrift-Vervielfältigung. Amor erobert die Welt seines Gegenspielers, die allegorische Burg des Denkens, indem er diese nicht nur mit seinem

37 Vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 928ff. Text nach: Thiele 1938. Die ersten 122 Verse legen die theologische Thematik programmatisch dar; erläutert wird die Minne als ontologisches Prinzip und unterschieden wird zwischen der Minne von Engel, Mensch und Tier. Diese Unterscheidung wird im zweiten Teil allegorisch umgesetzt.

38 Ingeborg Glier ordnet die ‚Fehde zwischen Amor und Reden' jenem Typ der „selbstverständlichen" Allegorie zu, bei dem Bild- und Sinnebene im Erzählvorgang nicht streng getrennt bleiben, sondern in den Text eingestreute Interpretationshinweise den Leser dazu auffordern, die Bezüge zwischen den Ebenen herzustellen. „Das aber bedeutet", so Glier, „daß dieser Prozess – weder von seiten des Autors noch des Publikums – als ein jeweils punktuelles, mechanisches Umsetzen von konkretem Vorgang in abstrakte Begrifflichkeit oder umgekehrt zu verstehen ist." Vgl. Glier 1971, S. 420f.

Namen, sondern auch mit seinen Taten, die allerdings nicht einzeln erwähnt werden, markiert.

> *Wayndorp hies de veste.*
> *dair deedmen al das bescryben*
> *wes her Amor plach zůdryben.* (V. 266–268)

Zur Inschrift hinzu kommt die Dimension der Bildlichkeit, die in diesem Kontext allerdings nicht in Konkurrenz zu den graphischen Schriftzeichen tritt. Der im Akt des Schreibens erhobene Anspruch auf Herrschaft und dauerhafte Präsenz wird in dieser Textpassage durch das Bildmedium vielmehr verstärkt:

> *Amor schreyf syn bylt aldair;*
> *menvant in der ingel schaer*
> *nye so mynneclichen belt*
> *als her Amor waz gestelt* (V. 269–272)

Die neben der Inschrift angedeutete Bildlichkeit konkurriert nicht mit dem schriftlichen Siegeszeichen, weil es dem Erzähler-Ich bei seiner Darstellung des allegorischen Sieges anscheinend nicht um die kunstvolle und detailreiche Beschreibung des *mynneclichen* Bildes geht, das vermutlich auf die steinernen Mauern des Kastelles der Vernunft eingeritzt wird. Vielmehr geht es ihm um das Miteinander von Schrift und Abbild. Jener Koppelung von schriftlicher und bildlicher Darstellung ruhm- und erfolgreicher militärischer Taten entsprechen außerhalb der Fiktionalität des Textes die architektonischen Elemente der Siegesstatue und des Triumphbogens, durch die man die Handlungen des Siegers zu verewigen sucht.

Inschriften als performative Gesten der Herrschaftsausübung und Gewaltdemonstration prägen auch die Traumszene der oben bereits diskutierten ‚Minnelehre' des Johann von Konstanz und die dominante Darstellung der Minnekönigin. Der von Tauben gezogene Wagen von Frau Minne ist dort mit einer Reihe lateinischer Weisheiten beschriftet, die vom Sprecher in deutscher Sprache frei übersetzt und kommentiert werden (Vgl. V. 718, 726, 733–736, 835f., 849f., 861f., 871f. und 897f.). Vier dieser Inschriften befinden sich auf feuerspeienden Tierhäuptern, die den in Gold geschmiedeten Thron der Minne schmücken, und die vier Stufen des Minnefeuers erläutern: von dem, der schnell vertrieben wird bis hin

zum *ardor* […] *maximus* (V. 871). In drei weiteren Inschriften kommt die Figur von Frau Minne hingegen selbst zur Sprache – das Geschriebene spricht sozusagen an ihrer Stelle: *Amor vincit per me* | *omnes fines terre* (V. 897f., sowie 718 und 733–736). In dieser Praxis, die Umgebung mit allgemeinen, formelhaften Sentenzen über die Gewalt der Minne zu beschriften, tritt neben der Funktion der Selbstrepräsentation – im Sinne von Selbstverherrlichung und Herrschaftsinszenierung – der Aspekt der Bemächtigung der Welt durch die materiale Präsenz des Geschriebenen zutage. Die sich über ca. 400 Verse fortsetzende Beschreibung des prachtvollen Minnezugs ist ein Aufgebot von Machtattributen, das die Verbindlichkeit der Minne als Abstraktum und die schöpferische Kraft der personifizierten Minne zelebriert.

Der kunstvoll gezierte Wagen, auf dem die Minnekönigin im Traum des Sprechers gebieterisch einherfährt, wird vom Erzähler als ein „Gesamtkunstwerk" aus Schrift, Bild und Skulptur dargestellt. Neben dem kostbaren, von Zyklopen *mit listen* (V. 820) gefertigten Thron sei hier als Beispiel auch der mit goldenen Pfeilen gefüllte silberne Köcher mit Darstellungen exemplarischer Frauengestalten angeführt. Es scheint, als müsste sich die allmächtige Instanz der Minne durch das mehrfache Sich-Einschreiben in der Welt des Traumes zusätzlich legitimieren. Vielmehr als das Wissen über die Minne, das der Textsinn der Inschriften tautologisch hergibt, scheint die phänomenale Gegenwart der Schriftzeichen, das unmittelbare Sich-Zeigen der Schrift eine Rolle zu spielen.[39] Die Informationsübertragung tritt zugunsten der Inszenierung von Pracht und Macht zurück. Indem sich die Materialität der Schrift in den Vordergrund der Wahrnehmung drängt, werden die Inschriften in ihrer dinglichen Präsenz selbst zu ästhetischen Elementen, ja geradezu zu Bausteinen des komplexen „Gesamtkunstwerks", wodurch Frau Minne sich der Welt des Traumes bemächtigt.

Gattungstypisch für Minnereden sind Erzähleingänge, in denen der Sprecher in eine jenseitige Welt gelangt, die von klar markierten, topi-

39 In seiner historischen Rekonstruktion von Textmodellen laikaler Erzähllliteratur nennt Strohschneider das Phänomen der in seiner Materialität eingeschlossenen Medialität des Textes „blockierte Textualität". Vgl. Strohschneider 2006, besonders S. 34ff.

schen Schwellen gekennzeichnet ist.[40] Bei einem Spaziergang oder beim Ausritt gelangt das erzählende Ich oft an einen Locus amoenus, seltener an einen Locus terribilis. Dort begegnet der Sprecher personifizierten Tugenden, Zwergen oder klagenden Damen, oder aber er belauscht vertrauliche Gespräche, in denen über minnekasuistische Fragen diskutiert wird. Diese umfriedeten Räume sind Orte der Begegnung, kommunikativen Interaktion und Verhandlung.

In der Minnerede ‚Das weltliche Klösterlein' (B440) fungiert der Torbogen als eine solche Schwelle zwischen Innen- und Außenwelt.[41] Das Betreten des Klosterportals ist klar als Moment des Übergangs in eine fremde Welt markiert, in der der streng geregelte Tagesablauf eines geistlichen Klosters mit Praktiken des höfischen Zeitvertreibs gefüllt ist. Der Pförtner führt den staunenden Sprecher durch das Münster und belehrt ihn über dessen Ordnung und Bewohner. Dieser beobachtet modisch gekleidete männliche und weibliche Konventualen, die Dienerschaft und Jagdhunde mit sich führen, und nimmt an üppigen Mahlzeiten teil, während derer aus einem *büchlîn* […] *von wârer lieb* (V. 236f.) gelesen wird. Auch wenn festliche Geselligkeit und Liebesgenuss die Observanz der Klostergemeinschaft konstituieren, so folgt diese doch einem verbindlichen Verhaltenskodex. Wer sich den höfisch-geselligen Tätigkeiten entziehen wolle, der *müst zu kerker gân* (V. 298), wer zu alt für Liebe sei, komme in ein Spital. Das Kloster der Daseinsfreude wird als ein statischer Ort des Konsenses und der institutionellen Ordnung dargestellt.[42]

Die Inschrift an der räumlichen Grenze des Klostertors ist mit dem Gründungsdatum (9. Mai 1472) und der Bezeichnung *dis weltlich clôster* (V. 61) versehen.[43] Derartige zeitliche Angaben sind bei erzählten Inschriften in fiktionalen Texten selten, gehören aber zu den grundle-

40 Zu den liminalen Übergängen zwischen den erzählten Räumen vgl. auch Uhl 2006, S. 203f.

41 Vgl. Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 763f. Text nach: Matthaei 1907.

42 Zur Verknüpfung der Semantik von Räumen mit den Möglichkeiten und Funktionen des Sprechens über die Liebe, und speziell zum Kloster als ‚totalitären Mikrokosmos', der keinen kommunikativen Freiraum duldet, siehe Klingner/Lieb 2013, besonders S. 156ff.

43 Die Handschrift B2 der ‚Zimmerischen Chronik' gibt an dieser Stelle das Jahr 1572 als Datierung der Klostergründung an. Vgl. dazu Rissel 1999, S. 835–837 sowie Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 763.

genden Möglichkeiten und Funktionen realer Inschriften. Die Auszeichnung des Bauwerks mit der inschriftlichen Angabe eines Datums trägt zudem dazu bei, einen Anspruch auf dauerhaften Bestand oder zumindest auf lange Dauer zu erheben. Hierfür spricht auch, dass die Inschrift – *von gold floriert lieblich und schôn* (V. 59) – auf Stein angebracht ist und damit auf einem soliden, Dauer versprechenden Material, das fester Bestandteil des Klostergebäudes ist.

Einen ähnlichen Anspruch auf Dauer erheben Grabinschriften, ‚Epitaphien'. In der ‚Minneburg' (B485)[44] findet sich diese Form von Inschriftlichkeit, die auch außerhalb der literarischen Fiktionalität eine eigene Tradition besitzt.[45] In einem der mehreren in die Handlung eingeschobenen Minnereden, die im Text als *underbint* bezeichnet werden und die Minneerfahrungen des Sprechers als paradigmatische Beispielfälle präsentieren, richtet sich das klagende Ich an die Dame mit der Aufforderung, seine Grabinschrift zu schreiben:

> *Dar zu, du werde frawe, kum*
> *Und schrib daz epitaphum:*
> *‚Hie ligt tot durch mynne*
> *Und von getruwen synne*
> *Mines diners freude selig!'* (V. 2637–2641)

Diejenige, die die Freude des minnenden Ichs ermordet hat, soll im Akt des Schreibens auf das solide Trägermedium des Grabmals den Tod des Ichs auch praktisch vollziehen. Das Einschreiben des Todesurteils von Seiten der Geliebten gilt in diesem Beispiel als Befreiung des Sprechers von seinem quälenden Liebesleid, wodurch die Dimension des Schreibens über den Tod an die der Erlösung und Barmherzigkeit gekoppelt ist. Anders als in der ‚Liebesklage an die Geliebte G', in der das Epitaph des Sprechers für den Fall, dass er vor Liebe sterbe, von einer nicht näher bestimmten Person verfasst werden soll, steht hier die Vorstellung der Minnedame als Produzentin der Inschrift im Vordergrund.[46] Dies ist inso-

44 B485 und Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 896–912. Text nach: Pyritz 1950.

45 Vgl. etwa: Guthke 2006. Zu Grabinschriften in der hochmittelalterlichen Literatur siehe: Wandhoff 2006.

46 *Sal ich von mynne tot blibin | So sal man vf myn grap schribin | Daz mynne vnde ein salich wip | Mir genomen habin den lip.* B68, Klingner/Lieb 2013, Bd. 1, S. 117f. Text nach: Leyser 1840, S. 395, V. 113–116.

fern außergewöhnlich, als Inschriften in Minnereden in aller Regel nicht geschrieben werden, sondern als Geschriebenes schlicht vorhanden sind. Der Akt der Produktion – zumindest die Erwähnung einer möglichen „Schreibszene“[47] – verweist somit im Fall der ‚Minneburg‘ auf Praktiken, die gemeinhin nicht sichtbar werden.

Zudem ist bemerkenswert, dass im obigen Beispiel der Produzent und der Adressat der Grabinschrift in eins fallen. Die Dame, die das tödliche Liebesleid des Sprechers verursacht hat, soll sich nach seiner Wunschvorstellung dauerhaft an die beständige Minne ihres aufrichtigen Dieners erinnern. An sie sind die diktierten Worte der erwünschten Grabinschrift gerichtet. Die *Mynne* und die *getruwen synne* des in seinem Dienst unerhörten Ich sind zugleich die Ursache seines Todes, die Botschaft der Inschrift und das Objekt der Memoria.

6 Schluss

Wenn man davon ausgeht, dass zu Minnereden spezifische Formen eines Minne-Schreibens gehören und dass sowohl in der erzählten wie in der erzählenden Welt Schreiben, Lesen und Reden ineinandergreifen und aneinander anschließen, dann kommt auch erzählten Inschriften eine wichtige Rolle zu. Dies nicht zuletzt deshalb, weil die je spezifische Kombination von Textträger, Beschreibstoff und Geschriebenem vielfältige Effekte erzeugt und narrative Potentiale bietet, die von der Regulierung von Affekten über Formen der Selbstreflexivität bis hin zu Realitätseffekten reicht. Im Rahmen eines vormodernen Inschriftlichkeitsdiskurses bieten Inschriften in Minnereden die Möglichkeit, am Beispiel eines weitverbreiteten, innovativen und selbstreflexiven Textfeldes die Spannbreite einer spätmittelalterlichen materialen Textkultur zu analysieren, die sich zwischen der exzeptionellen Schriftlichkeit der höfischen Romane, der inszenierten oder tradierten Mündlichkeit der Heldenepen und der sich massiv ausbreitenden Schriftkultur seit dem 15. Jahrhundert befindet. Geschriebenes erzählt man auch vorher und nachher; aber die Konfiguration von Schriftlichkeit und Erzählen in Minnereden könnte hinreichend

47 Siehe Campe 1991. Siehe außerdem: Stingelin 2004.

distinkt und außergewöhnlich sein, um innerhalb des Inschriftlichkeitsdiskurses einen signifikanten Abschnitt zu bilden.

7 Literaturverzeichnis

Barthes 2006: Roland Barthes, Der Wirklichkeitseffekt. In: Ders., Das Rauschen der Sprache. (Kritische Essays 4) Frankfurt a. M. 2006, S. 164–172.

Bobertag 1886: Felix Bobertag (Hg.), Erzählende Dichtungen des späteren Mittelalters. (Deutsche National-Litteratur 10) Berlin – Stuttgart 1886.

Campe 1991: Rüdiger Campe, Die Schreibszene. Schreiben. In: Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie. Hg. von Hans Ulrich Gumbrecht und K. Ludwig Pfeiffer. Frankfurt a. M. 1991, S. 759–772.

Ernst 2006: Ulrich Ernst, Facetten mittelalterlicher Schriftkultur. Fiktion und Illustration. Wissen und Wahrnehmung. (Beihefte zum Euphorion 51) Heidelberg 2006.

Glier 1971: Ingeborg Glier, Artes amandi. Untersuchung zu Geschichte, Überlieferung und Typologie der deutschen Minnereden. (MTU 34) München 1971.

Guthke 2006: Karl S. Guthke, Sprechende Steine. Eine Kulturgeschichte der Grabschrift. Göttingen 2006.

Haltaus 1840: Carl Haltaus (Hg.), Liederbuch der Clara Hätzlerin. (Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur 8) Quedlinburg – Leipzig 1840, Nr. II 57, S. 234–238.

Henkel 1992: Nikolaus Henkel, Die Stellung der Inschriften des deutschen Sprachraums in der Entwicklung volkssprachiger Schriftlichkeit. In: Vom Quellenwert der Inschriften. Vorträge und Berichte der Fachtagung Esslingen 1990. Hg. von Renate Neumüllers-Klauser. (Supplemente

zu den Sitzungsberichten der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse 1997,7) Heidelberg 1992, S. 161–187.

Huschenbett 2002: Dietrich Huschenbett (Hg.), Die Minnelehre des Johann von Konstanz. Nach der Weingartner Liederhandschrift unter Berücksichtigung der übrigen Überlieferung. Wiesbaden 2002.

Klingner 2013a: Jacob Klingner, Zelte der Minne. Beobachtungen zu einem Handlungsort der mittelhochdeutschen Minnereden. In: Wissenspaläste. Räume des Wissens in der Vormoderne. Hg. von Gesine Mierke und Christoph Fasbender. (Euros. Chemnitzer Arbeiten zur Literaturwissenschaft 2) Würzburg 2013 S. 223–237.

Klingner 2013b: Jacob Klingner, Gegenspiele. Zur Überlieferung von Minnesang und Minnerede in der Weingartner Liederhandschrift. In: Transformationen der Lyrik im 13. Jahrhundert. Wildbader Kolloquium 2008. Hg. von Susanne Köbele in Verbindung mit Eckart Conrad Lutz und Klaus Ridder. (Wolfram-Studien 21) Berlin 2013, S. 267–286.

Klingner/Lieb 2006: Jacob Klingner/Ludger Lieb: Flucht aus der Burg. Überlegungen zur Spannung zwischen institutionellem Raum und kommunikativer Offenheit in den Minnereden. In: Die Burg im Minnesang und als Allegorie im deutschen Mittelalter. Hg. von Ricarda Bauschke-Hartung. (Kultur, Wissenschaft, Literatur 10) Frankfurt a. M. u. a. 2006, S. 139–160.

Klingner/Lieb 2013: Jacob Klingner/Ludger Lieb, Handbuch Minnereden. Mit Beiträgen von Iulia-Emilia Dorobanţu, Stefan Matter, Martin Muschick, Melitta Rheinheimer und Clara Strijbosch. 2 Bd. Berlin – Boston 2013.

Leyser 1840: Hermann Joseph Leyser, Bruchstücke. In: Altdeutsche Blätter von Moriz Haupt und Heinrich Hoffmann 2 (1840), S. 392–395.

Lieb 2008: Ludger Lieb, Minne schreiben. Schriftmetaphorik und Schriftpraxis in den „Minnereden“ des späten Mittelalters. In: Schrift und Liebe

in der Kultur des Mittelalters. Hg. von Mireille Schnyder. (Trends in Medieval Philology 13) Berlin – New York 2008, S. 191–220.

Lieb/Strohschneider 1998: Ludger Lieb/Peter Strohschneider, Die Grenzen der Minnekommunikation. Interpretationsskizzen über Zugangsregulierungen und Verschwiegenheitsgebote im Diskurs spätmittelalterlicher Minnereden. In: Das Öffentliche und Private in der Vormoderne. Hg. von Gert Melville und Peter von Moos. (Norm und Struktur 10) Köln – Weimar – Wien 1998, S. 275–305.

Lieb/Strohschneider 2005: Ludger Lieb/Peter Strohschneider, Zur Konventionalität der Minnerede. Eine Skizze am Beispiel von des Elenden Knaben ‚Minnegericht'. In: Konventionalität und Konversation. Literatur und Wandmalerei II. Burgdorfer Colloquium 2001. Hg. von Eckart Conrad Lutz u. a. Tübingen 2005, S. 109–138.

Matthaei 1907: Kurt Matthaei, Das weltliche Klösterlein und die deutsche Minne-Allegorie. Marburg 1907, S. 75–81.

Matthaei 1913: Mittelhochdeutsche Minnereden I. Die Heidelberger Handschriften 344, 358, 376 und 393. Mit drei Tafeln. Hg. von Kurt Matthaei. (Deutsche Texte des Mittelalters 24) Berlin 1913. Nachdruck Dublin – Zürich 1967.

Myller 1784: Christoph Heinrich Myller (Hg.), Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert. Bd. 3. Berlin 1784, S. XLII–XLVI.

Neukirchen 1999: Thomas Neukirchen, Inscriptio. Rhetorik und Poetik der Scharfsinnigen Inschrift im Zeitalter des Barock. (Studien zur deutschen Literatur 152) Tübingen 1999.

Panzer 1952: Friedrich Panzer, Inschriftenkunde. Die deutschen Inschriften des Mittelalters und der neuen Zeit. In: Deutsche Philologie im Aufriss. Hg. von Wolfgang Stammler. Bd. I. Berlin – Bielefeld 1952, S. 269–314.

Pyritz 1950: Hans Pyritz (Hg.), Die Minneburg. Nach der Heidelberger Pergamenthandschrift (Cpg. 455) unter Heranziehung der Kölner Handschrift und der Donaueschinger und Prager Fragmente. (Deutsche Texte des Mittelalters 43) Berlin 1950 (Nachdruck Hildesheim 1991), S. 1–166.

Rissel 1999: Heribert Rissel, Das weltliche Klösterlein. 2VL Bd. 10 (1999), S. 835–837.

Schlosser 1974: Dieter Schlosser (Hg.), Hermann von Sachsenheim. Die Mörin. Nach der Wiener Handschrift ÖNB 2946. (Deutsche Klassiker des Mittelalters 3) Wiesbaden 1974.

Schmid 1985: Ursula Schmid (Hg.), Codex Vindobonensis 2885. (Bibliotheca Germanica 26) Bern 1985, S. 203–215.

Stingelin 2004: Martin Stingelin, ‚Schreiben'. Einleitung. In: „Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum". Schreibszenen im Zeitalter der Manuskripte. Hg. von dems. (Zur Genealogie des Schreibens 1) München 2004, S. 7–21.

Strohschneider 2006: Peter Strohschneider, Sternenschrift. Textkonzepte höfischen Erzählens. In: Text und Text in lateinischer und volkssprachiger Überlieferung des Mittelalters. Hg. von Eckart Conrad Lutz, Wolfgang Haubrichs und Klaus Ridder. (Wolfram-Studien 19) Berlin 2006, S. 33–58.

Thiele 1938: Gerhard Thiele (Hg.), Mittelhochdeutsche Minnereden II. Die Heidelberger Handschriften 313 und 355. Die Berliner Handschrift Ms. germ. fol. 922. Aufgrund der Vorarbeiten von Wilhelm Brauns. (Deutsche Texte des Mittelalters 41) Berlin 1938. Nachdruck mit einem Nachwort von Ingeborg Glier. Dublin – Zürich 1967, S. 130–135.

Uhl 2006: Susanne Uhl (früher: Susanne Brügel), Minnereden als Reflexionsmedium. Zur narrativen Struktur der ‚Minnelehre' Johanns von Konstanz. In: Triviale Minne? Konventionalität und Trivialisierung in spätmittelalterlichen Minnereden. Hg. von Ludger Lieb und Otto Neudeck. Berlin – New York 2006, S. 201–223.

Wandhoff 2006: Haiko Wandhoff, „sie kusten sich wol tusent stunt“ – Schrift, Bild und Animation des toten Körpers in Grabmalbeschreibungen des hohen Mittelalters. In: Totenkulte. Kulturelle und literarische Grenzgänge zwischen Leben und Tod. Hg. von Patrick Eiden u. a. Frankfurt a. M. – New York 2006, S. 53–79.

Wehrli 1997: Max Wehrli, Geschichte der deutschen Literatur im Mittelalter. Von den Anfängen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. 3. Aufl. Stuttgart 1997.

Die Autoren

Priv.-Doz. Dr. Wolfgang Achnitz M.A.

1982–1989 Studium der Deutschen Philologie, Publizistik und Politikwissenschaft in Münster. Magister Artium 1989, Promotion 1993, Habilitation 1999. 1999–2005 Hochschuldozent an der Universität Münster, 2004–2005 Gastprofessur in Leiden/NL, seit 2006 Professurvertretungen in Oldenburg, Kiel, Dresden und Trier, seit 2011 freiberufliche Tätigkeit als Lektor, zurzeit Wissenschaftlicher Angestellter an der Universität Mainz.

Prof. Dr. Tobias Bulang

Studium der Germanistik und der Philosophie an der TU Dresden und der Ohio State University in Columbus/OHIO (1991–1998). Promotion über Historismus und Literatur (Dresden, 2002). Wissenschaftlicher Mitarbeiter in Göttingen, Dresden, Zürich und im DFG-Projekt „Fischart im Kontext" (2003–2010). Habilitation über „Enzyklopädische Dichtungen" (Zürich, 2010). Akademischer Rat und Lehrstuhlvertretungen an der LMU München (2010–2012). Professur für Ältere deutsche Philologie mit Schwerpunkt wissensvermittelnder Texte an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg.

Iulia-Emilia Dorobanţu, M.A.

Studium der Germanistik und Italianistik in Bukarest und der Mittelalterstudien in Heidelberg (DAAD-Studienstipendium 2009–2011), zurzeit Doktorandin an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg mit einem Dissertationsprojekt zu Didaxe und Gattungskonstitution in spätmittelalterlichen Minnereden. 2011–2012 wissenschaftliche Hilfskraft und Doktorandin der Älteren deutschen Philologie an der Universität Heidelberg, seit 2012 Lehrbeauftragte an der Universität Heidelberg, seit 2013 Promotionsstipendiatin der Studienstiftung des deutschen Volkes.

Prof. Dr. Christoph Fasbender

Nach Studium in Göttingen, Promotion und Habilitation in Jena (2007) Professor für deutsche Sprache und Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit an der Technischen Universität Chemnitz (seit 2009), dort Prorektor für Lehre und Studium (seit 2012). Neuere Buchpublikationen zum höfischen Roman (2010), zur Überlieferung mittelalterlicher Literatur (2012) und zum vormodernen Schulwesen (2014). Aktuelle Schwerpunkte in der regionalen Literaturgeschichte, der Mittelalter-Rezeption und der historischen Bildungsforschung.

Dr. Sonja Glauch

Seit 2005 Privatdozentin für germanistische Mediävistik an der Universität Erlangen-Nürnberg. Arbeitsschwerpunkte: althochdeutsche Literatur, Dichtung des 12./13. Jahrhunderts (v.a. höfische Epik, Lyrik), Poetik, Medialität und Überlieferung der mittelalterlichen Literatur sowie Narratologie und Fiktionstheorie.

Jan Sebastian Glück, M.A.

Studium der Deutschen Philologie und Philosophie an der Ludwig-Maximilians-Universität München und der Goethe-Universität Frankfurt. Zur Zeit wissenschaftlicher Mitarbeiter im Teilprojekt 3 „Politische Anthropologie der Tierepik" der DFG-Forschergruppe 1986 „Natur in politischen Ordnungsentwürfen: Antike – Mittelalter – Frühe Neuzeit".

Dr. Jacob Klingner

Studium der Germanistik und Philosophie in Freiburg i. Br., Oxford und Berlin, 2005 Promotion mit einer Arbeit über „Minnereden im Druck", 2000–2002 und 2005-2007 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der FU Berlin und der TU Dresden, 2007–2012 Akademischer Rat auf Zeit an den Universitäten Erlangen, Kiel und Heidelberg. Seit 2012 verantwortlicher Lektor für das Fachgebiet „Mittelalter- und Frühneuzeitstudien" beim Verlag Walter de Gruyter (Berlin/Boston).

Prof. Dr. Ludger Lieb

Studium der Germanistik und Philosophie in München, Promotion 1995 mit einer Arbeit über äsopische Fabeln der Frühen Neuzeit, Habilitation 2003 an der TU Dresden mit einer Arbeit zur Wiederholung im Artusroman „Erec", 2008–2010 Professor in Kiel, seit 2010 Professor für Ältere deutsche Philologie an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg.

Dr. Jan Mohr

2007 Promotion über kleine Textformen des 17. und 18. Jhs. an der Ludwig-Maximilians-Universität München, seitdem wissenschaftlicher Assistent für Germanistische Mediävistik am Institut für Deutsche Philologie. Habilitation (eingereicht im April 2014): „Minne als Sozialmodell. Konstitutionsformen des Höfischen." Weitere Forschungsschwerpunkte: Höfischer Roman, Minnesang, Mystik der Frühen Neuzeit, frühneuzeitlicher Schelmenroman.

Prof. Dr. Johan Oosterman

Studium der Niederländischen Sprach- und Literaturwissenschaft an der Rijksuniversiteit in Groningen. Promotion 1995 bei Frits van Oostrom über mittelniederländische Reimgebete. Mitarbeit an der Universität Antwerpen am Repertorium des niederländischen Lieds bis 1600 sowie an verschiedenen Textausgaben (u.a. des Antwerpener Liederbuchs). Seit 2002 in Nijmegen, seit 2006 dort Professor für Mittelalterliche und Frühneuzeitliche niederländische Literatur. Forschungsinteressen: verschiedene Dichter aus Brügge, Literatur des deutsch-niederländischen Grenzgebiets sowie mittelalterliche Büchersammlungen.

Dr. Michael R. Ott

Germanist und Postdoc im von Ludger Lieb geleiteten Teilprojekt C05 des Heidelberger Sonderforschungsbereichs 933 („Materiale Textkulturen. Materialität und Präsenz des Geschriebenen in non-typographischen Gesell-

schaften“). Zuvor wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Goethe-Universität Frankfurt a. M., dort Promotion 2012. Forschungsschwerpunkte: kulturwissenschaftliche Verfahren (Postkoloniale Studien, New Historicism), Spätmittelalter (Prosaromane) und Frühe Neuzeit („Faustbuch“ und Texte der 1580er Jahre).

Flavia Pantanella, M.A.

Studium der Romanistik und Germanistik in Bologna und Berlin. 2012 und 2013 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Teilprojekt C05 („Inschriftlichkeit. Reflexionen materialer Textkultur in der Literatur des 12. bis 17. Jahrhunderts“) des Sonderforschungsbereichs 933 („Materiale Textkulturen“) am Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg. Seit 2011 Übersetzung und Lektorat deutschsprachiger Belletristik für italienische Verlage (Nottetempo Edizioni und Del Vecchio).

Prof. Dr. Katharina Philipowski

Seit 2013 Professorin für Germanistische Mediävistik an der Universität Mannheim. 2005 Habilitation mit einer Arbeit zur „Gestalt des Unsichtbaren. Narrative Konzeptionen des Inneren in der höfischen Erzählliteratur“ an der Universität Erlangen. Forschungsschwerpunkte: historische Dimensionen des Ich-Erzählens, Theorien des Gabentauschs und Zeitstrukturen in literarischen Texten des Mittelalters.

Rebekka Rehbach

Studium der Germanistik und katholischen Theologie für das Lehramt an Gymnasien an der Ludwig-Maximilians-Universität sowie Kirchenmusik am Richard-Strauss-Konservatorium in München. Derzeit Organistin und Chorleiterin in Neufahrn bei Freising und Promotion über Minnereden mit dem Forschungsthema „Spätmittelalterliche Liebesdichtung im Kontext religiöser Kommunikation“.

Colin Schatzmann

2005–2010 Studium der Deutschen Sprach- und Literaturwissenschaft, Geschichte und Philosophie in Zürich und Berlin. Danach wissenschaftlicher Assistent an der Ludwig-Maximilians-Universität München und der Universität Zürich, seit 2013 Promotion über minneallegorische Großformen („Minneburg“, Hadamars von Laber „Jagd“), gefördert vom Forschungskredit der Universität Zürich.

Dr. Christine Stridde

Studium der Germanistik, Anglistik und Philosophie an der TU Dresden, Promotion in Germanistischer Mediävistik an der LMU München mit einer Arbeit zum Thema „Verbalpräsenz und göttlicher Sprechakt. Zur Pragmatik spiritueller Kommunikation ‚zwischen‘ ‚St. Trudperter Hohelied‘ und Mechthilds von Magdeburg ‚Das Fließende Licht der Gottheit‘. Stuttgart 2009.“, Assistenz an der LMU München, derzeit Oberassistentin der ÄDL an der Universität Zürich und Koordinatorin des Doktoratsprogramms „Medialität – historische Pers-

pektiven“, Habilitationsprojekt „Erzählen über Bande. Untersuchungen zur narratologischen und poetologischen Bedeutung und Funktion von Spielszenen in der mittelalterlichen Epik“. Forschungsfelder: Spiel- und Ästhetiktheorien, literaturwissenschaftliche Pragmatik, Kultur- und Kommunikationssoziologie und System- und Medientheorie.

UNIVERSITÄT
HEIDELBERG
ZUKUNFT
SEIT 1386

Der Sammelband vereint heterogene Beiträge zu den zentralen Themenfeldern der Minneredenforschung und liefert Einblicke in ihre aktuellen Tendenzen. Er geht auf das Symposium „Anthropologie und Philologie: Die Zukunft der Minneredenforschung. Diskussionen auf der Grundlage des Handbuchs Minnereden“ zurück, das im Herbst 2013 im Internationalen Wissenschaftsforum Heidelberg stattfand. Die Beiträge bieten neue Zugänge zu der Gattungsproblematik und Binnendifferenzierung des Minneredenkorpus, seinem narrativen Potenzial sowie zu Aspekten der Textualität spätmittelalterlicher Liebesdichtung.

Über die Herausgeber

Iulia-Emilia Dorobanţu, M. A., wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Ältere deutsche Philologie an der Universität Heidelberg

Dr. Jacob Klingner, verantwortlicher Lektor für das Fachgebiet ‚Mittelalter- und Frühneuzeitstudien‘ beim Verlag Walter de Gruyter (Berlin/Boston)

Prof. Dr. Ludger Lieb, Professor für Ältere deutsche Philologie an der Universität Heidelberg

ISBN 978-3-946531-00-5